Schuld und Unschuld.

Zweiter Theil.

Von fernen Meeren kehrt der Mensch
zurück, aber nicht aus dem Jenseits.
Finnisches Sprichwort.

Schuld und Unschuld.

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Zweiter Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1862.

Erstes Kapitel.

Während Tage sich vornahm, bei Aberney um Skuldfrid anzuhalten, als ob er schon der erklärte Liebhaber des jungen Mädchens wäre, sprengte Lothard weiter nach Kronobro. War Tage unruhig und sein Herz von Zweifeln gepeinigt, so ward auch Lothard's Seele von den wildesten Stürmen aufgeregt. Der Unterschied zwischen ihnen war, daß Tage infolge seines Charakters und der Jugendfreundschaft, die zwischen ihm und Skuldfrid bestand, die feste Ueberzeugung hegte, daß ihr zärtliches Gefühl füreinander von einer und derselben Beschaffenheit sei. Er hatte es vom ersten Wiedersehen an als etwas Ausgemachtes betrachtet, daß er und sie von Gott füreinander bestimmt seien.

Tage's fester Charakter und starkes Selbstgefühl machte ihn im allgemeinen nicht geneigt, mistrauisch gegen das zu sein, was ihm Glück versprach. Die Entdeckung, daß Skuldfrid einen jungen Mann kannte und mit ihm zu lustwandeln pflegte, hatte ihm im Anfange misfallen, später aber ihn eigentlich blos deshalb geärgert, weil sie ihm diesen Umstand nicht mitgetheilt. Als er mit Skuldfrid darüber sprach, empfand er einen gewissen Grad von Eifersucht; als sie aber mit ihrer natürlichen

Aufrichtigkeit die Bekanntschaft erzählte und erklärte, daß es zwischen ihm und Tage für sie keine Wahl gebe, da war die von seinen Knabenjahren an in ihm festgewurzelte Zuversicht auf ihre Liebe wieder in ihm erwacht, und er hielt es für etwas beinahe Unmögliches, daß sie ihn nicht liebe.

Lothard dagegen hatte bei allen seinen Vorzügen in Bezug auf Reichthum, Schönheit und vornehmen Stand gleichwol während der Bekanntschaft mit Skuldfrid niemals daran gedacht, daß sie ihn lieben würde. Als sein eigenes Gefühl ihn trieb, sie um ihr Wohlwollen zu bitten, glaubte er schon sehr weit gegangen zu sein, und als Skuldfrid ihm als Freundin die Hand reichte, fürchtete er beinahe, daß diese Freundschaft bei ihm Gedanken und Wünsche nähren würde, die sich unmöglich verwirklichen ließen. Er verabscheute alle und alles, was ihr in den Weg kam, weil er fürchtete, dann ganz vergessen oder auf die Seite gedrängt zu werden. Er war wild eifersüchtig, weil er seiner eigenen Fähigkeit, zu gefallen, fortwährend mistraute. Er hätte sein ganzes Leben so zubringen mögen wie die Wochen, welche vergingen, während Abernety in Åbo war, ohne etwas fürchten zu müssen und ohne selbst irgendwelche Wünsche zu hegen.

Hätte Lothard mehr Eigenliebe und weniger Mistrauen besessen, so wäre er nicht so unsinnig eifersüchtig geworden, wie jetzt der Fall war. Er hätte sich dann nicht über die geringste Kleinigkeit beunruhigt und darin nicht einen unwiderleglichen Beweis gesehen, daß er vergessen sei, sondern er hätte in tausend Kleinigkeiten entdeckt, daß gerade er einen großen Einfluß auf das Herz des jungen Mädchens besaß. Ohne durch irgendetwas, was einer Hoffnung glich, seine Eifersucht mildern zu lassen, ließ er sich von dieser beherrschen und empfand etwas, was einer an Raserei grenzenden Wuth glich, als er Tage's Person in der Nähe erblickte. Seine Erbitterung richtete sich nicht gegen Skuldfrid, sondern gegen

Tage und Aberney. Gern hätte er sein halbes Vermögen darum gegeben, wenn er sich dadurch hätte das Recht erkaufen können, diese beiden Männer, die er von ganzer Seele verabscheute, zu vernichten.

Schaumtriefend kam das Pferd auf Kronobro an und zitterte an allen Gliedern, als Lothard es durch einen heftigen Ruck des Zügels zwang, an der Treppe augenblicklich halt zu machen. Mit Einem Satz stand er auf der Erde, warf die Zügel einem Diener zu und rief in kurzem, befehlendem Tone:

„Laß den Doctor rufen."

Sein Aussehen war von der Art, daß der Diener ihn für ganz gewiß krank hielt.

Der Doctor gehorchte dem Rufe sofort. Lothard ging aufgeregt hin und her.

„Was fehlt Ihnen denn, Herr Baron? Sind Sie unwohl?" fragte der Doctor, als er Lothard's todtenbleiches Gesicht erblickte.

„Ja, ich bin krank und Sie sollen mir helfen", antwortete Lothard mit fast höhnischem Ausdruck im Tone. „Sie, der Sie stets mit dem Satan im Bunde stehen, müssen wol der rechte Mann sein, der mir helfen kann."

„Sie erzeigen mir allzu große Ehre, Herr Baron, wenn Sie glauben, daß ich einen so mächtigen Bundesgenossen besitze. Indessen hoffe ich auch ohne den Beistand desselben zu Fache zu kommen."

Lothard ging immer noch auf und ab.

„Sie haben mir mehr als einmal und wahrscheinlich in recht teuflischer Absicht gesagt, dieser Aberney sei eine politisch verdächtige Person. Ist dies wahr?"

„Davon können Sie sich überzeugen, wenn Sie seine Papiere, oder vielmehr seinen Briefwechsel in Beschlag nehmen lassen."

„Woher wissen Sie das?"

„Daher, daß ich Aberney und seine Verbindungen in Schweden kenne. Ich weiß, wie innig er den

Wunsch hegt, Finnland wieder mit Schweden vereinigt zu sehen."

„So, und Sie wissen gewiß, daß er einen Briefwechsel führt, welcher —"

„Ihm, wenn er heute verrathen würde, im glücklichsten Falle die Weisung verschaffen würde, Finnland zu verlassen und nicht wieder hierher zurückzukehren."

„Gut", sagte Lothard, indem er vor dem Doctor stehen blieb. „Warum haben Sie schon früher mehrmals darauf hingedeutet, daß er eine politisch verdächtige Person sei?"

„Weil ich voraussah, daß diese Mittheilung Ihnen von Nutzen sein würde. Sie sind ein angesehener junger Mann, es bedarf blos ein paar Zeilen von Ihrer Hand an den Generalgouverneur, und Sie sind sowol von Aberney befreit als von seinem Sohne."

„Es war also der Schurke Wagner, der mir einen Ausweg zeigte, um diesen Menschen los zu werden", sagte der Baron, indem er wieder anfing, im Zimmer auf- und abzugehen. „Sie hielten für meine wilden Leidenschaften die Möglichkeit bereit, mich von der Nähe dieser Menschen zu befreien, weil Sie glaubten, daß ich dieselben früher oder später verabscheuen würde. In einem aufgeregten oder besinnungslosen Augenblick kann ich sie also, dank Ihnen, unglücklich machen. Ha, das ist entsetzlich!"

„Herr Baron, wenn Sie weniger aufgeregt wären, so würden Sie einen Mann, der stets Ihr Freund gewesen, nicht einen Schurken nennen."

„Mein Freund!" rief Lothard mit höhnischem Gelächter. „Mein Freund! Sie — der Sie mich stets auf den Weg des Bösen geführt, der Sie mit wirklichem Talent den Teufel in meinem Blute geweckt!"

„Wohlan, in diesem Falle, Herr Baron, lassen Sie uns scheiden. Morgen lege ich mein Amt als Gutsarzt nieder. Sie können ja dazu einen ehrlichern Mann

wählen als ich bin, da ich, wie Mephistopheles, Sie zu einem Werkzeuge niedriger Begierden mache. Uebrigens hätte ich geglaubt, daß ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren selbständig genug wäre, um nicht einem Instrument zu gleichen, welches den Ton hören läßt, den man darauf anschlägt, aber stumm bleibt, wenn es niemand anrührt. Ein Mann, der von der Einwirkung anderer auf seine Grundsätze und Handlungen spricht, ist ein Kind, aber kein Mann. Nun bin ich bereit, mich zu entfernen."

Das Gesicht des Doctors hatte nicht mehr den glatten Ausdruck wie gewöhnlich, sondern es lag ein Gepräge wahren Stolzes darauf. Der polnische Arzt bot in diesem Augenblick eine stattliche Erscheinung dar. Er ging nach der Thür. Lothard aber eilte ihm nach, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Bleiben Sie! Sie haben recht. Ein Kind, aber nicht ein Mann, läßt andere auf sich einwirken. Wären Sie auch mein böser Dämon, so werde ich doch niemals vergessen, daß Sie mein Lehrer gewesen sind, daß Sie einer unglücklichen Nation und einer noch unglücklichern Familie angehören, und daß Sie gegen andere ein Mann von Ehre sein können, wenn Sie auch gegen mich das Gegentheil gewesen sind. Sie können den Platz, welchen Sie jetzt innehaben, nicht aufgeben, ausgenommen um ihn gegen einen glänzendern zu vertauschen. Sprechen Sie daher nicht davon, aber nennen Sie sich nicht meinen Freund. Das ist eine unwürdige Heuchelei, welche weder Ihnen noch mir geziemt."

Der Doctor kehrte von der Thür zurück, that einige Schritte nach der Mitte des Zimmers und sagte in seinem gewöhnlichen, verbindlichen Ton:

„Wollen Sie mir vielleicht noch sonst etwas sagen, Herr Baron?"

„Ja, ich wünschte, daß Sie mir einen Dienst leisten."

Lothard stockte. Es widerstrebte ihm fortzufahren.

„Und dieser wäre?" fragte der Doctor, nachdem er eine Weile gewartet.

„Verschaffen Sie mir eine Begegnung mit —"

„Mit meiner vormaligen Patientin in Ektorp?"

„Ja."

Es trat eine lange Pause ein. Der Doctor hatte sich offenbar vorgenommen, dieselbe nicht zu unterbrechen, sondern Lothard zu zwingen, mit der Sprache herauszugehen. Dieser warf sich auf eins der Sofas und rief mit leidenschaftlicher Heftigkeit:

„Gern gäbe ich einen Theil meines Vermögens darum, wenn ich eine Stunde mit ihr sprechen könnte!"

Dann sprang er wieder auf, trat an eins der geöffneten Fenster und blieb eine lange Weile an demselben stehen. Der Doctor bewahrte consequentes Schweigen.

Endlich drehte Lothard sich langsam herum und sagte mit anscheinender Ruhe:

„Wollen Sie sich anheischig machen, sie zu bitten, morgen zeitig des Vormittags einen Spaziergang den Waldweg entlang zu machen?"

„Warum schreiben Sie nicht an sie, Herr Baron, und bitten sie darum?"

„Ich habe versprochen, nicht an sie zu schreiben. Ich kann es daher auch nicht thun. Ha, dieses Versprechen hat mich während dieser zwei Wochen fast wahnsinnig gemacht, weil ich —"

„Weil Sie das Mädchen nicht treffen konnten, und dennoch hielten Sie Ihr Versprechen?"

„Doctor, wann sahen Sie mich mein Wort brechen?"

„Niemals, das muß ich zugeben. Versprechungen pflegen aber selten beständig zu sein, wenn das Gefühl mit ihnen in Streit kommt."

„Sie kennen mich nicht, wenn Sie glauben, daß die Leidenschaft mich zu dem Bruch eines Versprechens treiben könne."

„Nun, wir werden ja sehen, wie es damit in Zukunft wird", dachte der Doctor. Laut setzte er dann hinzu:

„Wissen Sie, Herr Baron, weshalb Sie dem jungen Mädchen nicht haben begegnen können?"

„Weil sie allemal von Aberney oder dessen Sohn begleitet gewesen ist."

„Und weshalb sind diese ihr so treulich gefolgt? Wollen Sie, daß ich es sage?"

Lothard machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe.

„Obschon Ektorp in einem von Nachbarn getrennten Striche liegt, so hat es dennoch keinen Mangel an Menschen oder an redseligen Zungen. Jemand von den Leuten hier herum hat Sie und Mamsell Smith beisammengesehen. Dies ist zu den Ohren der Aberneys gekommen, und sie halten sich verpflichtet, sie zu überwachen, damit sie nicht mit Ihnen in Berührung komme, besonders da — doch was kann es nutzen, wenn ich Ihnen das wahre Verhältniß sage? Sie würden ja blos glauben, ich wollte den Teufel in Ihrer Brust wecken, und deshalb schweige ich."

Mit furchtbarem Scharfsinn verstand der Doctor die Neugier des jungen Barons zu reizen, und dieser rief daher ungeduldig:

„Was kann es nutzen, zurückhaltend zu sein, da ich Aufrichtigkeit von Ihnen verlange? Durch diese halbunterdrückten Worte richten Sie weit mehr Unheil an, als wenn Sie ohne Verstellung sprechen. Geben Sie mir welche Erklärung Sie wollen, dafern Sie nur aus meiner Seele den höllisch quälenden Gedanken entfernen können, daß sie es ist, welche der Begegnung mit mir ausweicht."

„Vergessen Sie nicht, Herr Baron, daß Sie selbst mich auffordern, zu sprechen."

„Welche lange Einleitungen!"

„Wohlan, Mamsell Smidt ist zur Gattin des jungen Aberney bestimmt, und —“

„Aber Sie sagten mir vor einiger Zeit, daß Professor Aberney sie für sich selbst erzogen habe.“

„Ganz recht, es war dies aber nur eine Vermuthung von mir, während es dagegen Thatsache ist, daß der junge Aberney von seiner Kindheit an ihr sein Herz geschenkt hat. Wahrscheinlich werden sie miteinander verlobt, ehe er wieder nach Stockholm zurückkehrt.“

Lothard's Augen funkelten. Er ballte krampfhaft die Hände und sagte in gedämpftem Tone:

„Wissen Sie das, was Sie sagen, auch gewiß. Können Sie die Wahrheit desselben beweisen?“

„O sehr gern.“

Mit diesen Worten zog der Doctor aus der Brusttasche einen Brief, den er lächelnd dem jungen Baron überreichte, welcher ihn aus der Hand des Arztes mehr riß als empfing. Der Brief war von dem Seelenhirten des Kirchspiels und enthielt Folgendes:

„Mein würdiger Herr College! So angenehm es mir auch wäre, heute Abend nach Kronobro hinüberzukommen und mit Ihnen eine Partie zu spielen, so muß ich mir dieses Vergnügen gleichwol versagen, weil ich meinem alten Freund Aberney versprochen habe, nach Ektorp hinüberzufahren und mit Frau Smidt zu sprechen. Aberney wünscht seinen Sohn mit der schönen Skuldfrid vermählt zu sehen. Wenn die Mutter damit einverstanden ist, soll die Verlobung je eher desto lieber stattfinden. Ich bin der einzige Besuch, welchen Frau Smidt empfängt, und deshalb habe ich, da ich das Mädchen herzlich lieb habe, den Auftrag mit dem größten Vergnügen übernommen und mein Beichtkind kann schwerlich eine bessere Partie machen als mit dem jungen Aberney. Er ist ein in jeder Beziehung vortrefflicher und prächtiger Junge.

„Wenn Sie, lieber Herr College, einmal in die Nähe meines Pfarrhauses kommen, so versäumen Sie nicht, auf einige Augenblicke zu besuchen Ihren aufrichtigen Freund

Isaak Arbanius."

Lothard verhielt sich eine lange Weile unbeweglich. Er stierte den Brief an, als ob er den Inhalt desselben nicht verstehen wollte. Endlich sagte er zu sich selbst:

„Die Mutter, nur die Mutter ist es, von der es noch abhängt! Der Einwilligung des Mädchens ist man also sicher. Ha, es ist ja Wahnsinn von mir, sie wiedersehen zu wollen."

Er knitterte den Brief zusammen und warf ihn auf die Diele.

„Am besten ist es, ich reise sofort nach Petersburg", setzte er hinzu.

„Meine Gesandtschaftsreise nach Ektorp wird also überflüssig", bemerkte der Doctor mit einem Ausdruck, als ob ihm dies recht lieb wäre.

Lothard sah ihn an und murmelte so leise, daß der Doctor nicht hörte, was er sagte:

„«Glaube blos das, von dessen Wahrheit du dich selbst überzeugt hast» — dies war einer der Rathschläge, denen ich zu folgen schwur. Wohlan, ich werde mit ihr sprechen."

„Sagten Sie etwas, Herr Baron?" fragte der Doctor.

„Ja, ich wollte Sie bitten, mir die Begegnung morgen zu verschaffen."

Ohne die Antwort des Doctors abzuwarten, verließ er schnell das Zimmer.

„Diesmal ist er richtig in die Falle gegangen", dachte der Doctor, während er in seine Wohnung hinunterging.

Zweites Kapitel.

Als Skuldfrid ganz zeitig am folgenden Morgen aus ihrem Zimmer herunterkam und sich in den Garten begeben wollte, um ihre Herbstblumen und ihre kleinen Frühbeetpflanzen zu pflegen, begegnete ihr Annika, die ihr einen kleinen beschriebenen Zettel mit den Worten zustellte:

„Doctor Wagner fuhr vorhin vorbei. Er wollte zu der Frau des Waldwächters, die krank geworden ist, und bat mich, dir diesen Zettel hier zu geben.“

Skuldfrid fühlte, wie sie roth ward, als sie das Papier aus der Hand der alten Dienerin empfing. Sie öffnete es. Es stand auf französisch darin geschrieben:

„Wenn Sie einen Unglücklichen trösten wollen, so machen Sie vormittags acht Uhr einen Spaziergang den Waldweg entlang.“

Diese Zeilen waren mit dem Namen Wagner unterzeichnet.

Skuldfrid's Herz pochte vor Unruhe und Freude. Es fehlten bis zu der angegebenen Zeit noch zwei Stunden, und sie beabsichtigte, sich hinunter in den Garten zu begeben, um sich die Zeit des Wartens mit ihren gewöhn=

lichen Beschäftigungen zu vertreiben, als Annika von der Küche aus sie rief.

„Was willst du?“ frug Skuldfrid.

„Du sollst zu deiner Mama kommen!“ antwortete Annika.

„Ist denn Mama schon aufgestanden?“

„Ja wohl. Sie sagt, sie hätte dir vor dem Frühstück etwas zu sagen.“

Skuldfrid ging hinein zu ihrer Mutter. Es geschah höchst selten, daß sie die Schwelle dieses Zimmers betrat. Frau Schmidt hatte ihrer Tochter allerdings nicht verboten, in dieses Zimmer zu kommen, aber es fiel Skuldfrid niemals ein, es auf eigenen Antrieb zu thun. Das kleine Zimmer war für die Phantasie des Mädchens ein Ort, wo finstere, düstere Geister weilten, und es kam ihr vor, als sei jeder Gegenstand hier mit Thränen benetzt. Wenn es einmal geschah, daß Skuldfrid hineingerufen ward, so fühlte sie allemal ein gewisses Grauen. Es war dies etwas, dessen sie sich einmal nicht erwehren konnte, und als Annika sagte, sie solle hineingehen, machte Skuldfrid sogleich eine ganz unglückliche Miene.

Frau Smidt's Zimmer befand sich rechts an dem großen Familienzimmer, welches das erste war, in welches man gelangte. Links war das sogenannte Arbeitszimmer. Dieses war groß, hell, mit vier Fenstern. Hier stand ein Klavier, ein schöner Bücherschrank, eine Guitarre, eine Staffelei und ein paar kleine Sofas mit ihren Arbeitstischchen. Die Fenster standen voll Blumentöpfe, und das Ganze hatte etwas im höchsten Grade Heimisches und Behagliches, besonders weil man von hier auch eine ausgezeichnet schöne Aussicht hatte. Das Familienzimmer war kleiner und dunkler, weil das dichte Laub der Bäume das Licht nicht ungehindert hereinfallen ließ. Das Meublement war schwerfällig. Es bestand aus einem braun angestrichenen Sofa, dergleichen Stühlen

mit schwarzem Lederüberzug, einem Geschirrschrank, einem Speisetisch und einer Wanduhr.

Frau Smidt's Zimmer war klein und von ganz sonderbarem Aussehen. Eine eiserne Bettstelle war von grünen Gardinen umgeben, deren Farbe durch die Zeit bedeutend gelitten hatte. Auf dem Bett lag eine Decke, die ursprüglich grün gewesen, aber jetzt mit dunkeln Flecken bedeckt war, die eine unheimliche bräunliche Farbe hatten und Blutspuren glichen. Vor dem Bett hing ein Pistol mit schmuzigem Kolben und verrostetem Rohr. An der Wand dem Bett gegenüber sah man das Bildniß eines Mannes von noch jungen Jahren. Die Züge waren ungewöhnlich edel und seelenvoll und hatten eine in die Augen fallende Aehnlichkeit mit denen Skuldfrid's. Unter dem Bildniß an einem Haken hing ein Mannsrock und eine Weste, beide mit dunkeln Flecken bedeckt. Zwei Stühle, deren Ueberzug so abgenutzt war, daß er hier und da große Lust verrieth zu platzen, eine Schreibkommode mit einem Uhrgestell und einer goldenen Uhr, ein Pfeifenhalter mit mehreren schönen Tabackspfeifen, eine Herrentoilette mit Rasirzeug, ein Schrank mit ältern Büchern gefüllt und ein wackeliger Schreibtisch vollendeten das Meublement. Das Fenster war weder mit Vorhängen noch mit Blumen geziert, und das düstere Tageslicht, welches dadurch hereinfiel, gab dem Ganzen ein wehmüthiges Gepräge. Es war als wenn jeder Gegenstand in diesem Zimmer von so unheimlichen Ereignissen flüsterte, daß selbst das Tageslicht vor der Erinnerung daran zurückschreckte.

Als Skuldfrid die Thür öffnete und bei ihrer Mutter eintrat, kam es ihr ganz so vor, als stiege sie in ein Grab.

Frau Smidt saß vor der geöffneten Klappe der Schreibkommode. Sie stützte den Arm auf die Klappe und den Kopf auf die Hand. Sie glich, während sie so dasaß, der Reue, welche mit Verzweiflung Gegenstände

anstiert, die Zeugen des Unheils gewesen sind, worüber das Gewissen ohne Hoffnung auf Sühne weint. Vor ihr lag ein fertig geschriebener Brief, den sie zugefaltet und versiegelt, aber noch nicht mit Adresse versehen hatte.

Frau Smidt saß mit dem Rücken nach der Thür gewendet, und da diese sehr leise aufging, so bemerkte sie das Eintreten der Tochter nicht eher, als bis diese an ihrer Seite stand und mit ein wenig bebender Stimme sagte:

„Guten Morgen, Mama! Du hast mich rufen lassen!“

„Ach, du bist es, mein Kind“, entgegnete Frau Smidt, indem sie sich aufrichtete und ihre Lippe leicht die Stirn der Tochter berühren ließ. „Ich wollte dir sagen, geliebte Skuldfrid, daß ich heute Vormittag nicht mit dir zusammen arbeiten kann, sondern daß ich wünschte, du möchtest die arme Frau des Waldhüters besuchen, welche krank und allein draußen in ihrer Hütte liegt. Erkundige dich, was sie für sich und ihre Kinder braucht, und nimm ihnen in einem Korbe etwas zu essen mit. Annika hatte die Absicht, hinzugehen, aber ich weiß, daß du dich der Armen gern annimmst, und wollte dich daher dieser Freude nicht berauben.“

„Ach, du gute Mama, die du stets bedacht bist, mir eine Freude zu machen und den Hülfsbedürftigen beizustehen!“

Frau Smidt strich ihrer Tochter das Haar aus der reinen freien Stirn und betrachtete sie mit einem Blick voll Liebe und Schmerz.

„Ach, wenn ich jeden Kummer von deinem Leben fern halten, wenn ich — wenn auch durch endlose Martern für mich selbst — dir stete Freude erkaufen könnte, dann — dann würde ich den Muth haben, unter Folterqualen zu lächeln. Ach“ — sie wendete sich ab und setzte hinzu: „Du ahnest nicht, welch trauriges Erbtheil dir beschieden ist.“

„Geliebte Mama, welches Erbtheil mir auch beschieden

sein mag, so bin ich doch stolz darauf, dich meine Mutter zu nennen“, sagte Skuldfrid, indem sie ihre Mutter umarmte. Diese aber stieß sie heftig von sich und sagte:

„Geh.“

„Mama, du bist bös auf mich?“ rief Skuldfrid erschrocken.

„Ich bös auf dich?“ Nein, niemals, aber verlaß mich jetzt. Die arme Frau erwartet dich.“

Skuldfrid faßte die kalte Hand der Mutter und küßte sie, worauf sie das Zimmer verließ.

Aus der Arbeit im Garten ward nun nichts, sondern Skuldfrid hatte sich jetzt um das zu kümmern, was sie der kranken Frau und ihren Kindern mitzunehmen wünschte. Nachdem dies in einen Korb gepackt war, mußte sie durchaus erst Kaffee trinken, denn es ging, wie Annika meinte, nimmermehr an, daß „das Kind“ einen so weiten Weg machte, ohne erst etwas genossen zu haben. Ein solches Unglück ihres Lieblings hätte die alte Dienerin nicht überleben können, aber es war nicht genug mit dem Kaffee, sondern Skuldfrid ward überdies auch noch mit prächtigen Törtchen erfreut, damit sie nicht unterwegs hungerig würde. Trotz ihrer Versicherung, daß sie es nicht im Stande wäre, ließ Annika sie doch nicht eher fort, als bis sie das Gebäck verzehrt hatte.

Ueber diesem allen verging die Zeit, sodaß es beinahe acht Uhr war, als Skuldfrid endlich heiter die Allee entlang wanderte. Sie fühlte sich so froh bei dem Gedanken, nun den Fremden wiederzusehen oder etwas von ihm zu hören.

An der Biegung nach dem Waldwege traf sie auch ganz richtig Lothard, der mit aufgeregter Miene ihr entgegenkam. Ehe er aber noch Zeit hatte, ein einziges von all den bittern Worten zu sagen, welche die Eifersucht ihm eingab, rief Skuldfrid:

„Welch eine Ewigkeit, seitdem wir uns das letzte

mal trafen! Nun bin ich erst wieder froh, da ich Sie wiedersehe."

Sie reichte ihm die Hand und lächelte so freundlich, daß der Schimmer dieses Lächelns sich in Lothard's Zügen widerspiegelte. Alle gereizten und verbitterten Gefühle schwanden bei ihrem Anblick und ein unbeschreiblich sanfter Eindruck beschwichtigte die stürmischen Elemente. Er faßte die dargebotene Hand ohne alle Heftigkeit, ganz so wie ein Freund die des andern faßt und drückt. Seine Stimme hatte durchaus nicht den Ausdruck eines aufgeregten Innern, als er wehmüthig entgegnete:

„Wie kann ich wagen, diese Ihre Worte zu glauben, da Sie so hartnäckig, so grausam mich verurtheilt haben, auch nicht eine Minute lang Sie sehen oder sprechen zu dürfen. Sie haben Ihre alten Freunde auch nicht um eine einzige Viertelstunde um des neuen willen berauben wollen. Wie schmerzlich hat dies mich berührt, da ich in diesem Ihren Benehmen den deutlich ausgesprochenen Wunsch, mich nicht wiederzusehen, errathen zu müssen glaubte und —"

„Still, still! Sie versündigen sich, wenn Sie so sprechen. Sie wußten recht wohl, daß es gegen meinen Willen geschah und daß ich Ihnen gern begegnet wäre. Uebrigens", setzte sie mit ihrem wohlklingenden Gelächter hinzu, „habe ich Ihnen dies ja schon kürzlich gesagt. Lassen Sie uns daher nicht die Gegenwart dadurch verbittern, daß wir von der Vergangenheit sprechen. Ich bin in diesem Augenblick so herzensfroh, daß ich vor lauter Freude singen möchte."

Skuldfrid's Gesicht war so freudestrahlend, daß selbst Lothard's mistrauisches Gemüth daran glaubte, und fort waren alle eifersüchtigen Gedanken. Sie war so schön, ihre Augen lächelten so freundlich und schelmisch, ihre Worte waren so ungekünstelt, daß der hartnäckigste Zweifler sich ohne Bedenken dadurch hätte beschwichtigen lassen.

„Sie sind ein wunderbares Wesen, welches mit einem

Wort, einem Blick Nacht in Tag zu verwandeln vermag", sagte Lothard. „Als ich durch den Doctor Sie zu sehen begehrte, war lauter Nacht in meiner Seele, und nun —"

„Ist lauter Sonnenschein, nicht wahr?"

„Ja wohl. Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen?"

„Wie ein Landmädchen, welches einen Korb trägt", sagte Skuldfrid lachend.

„Ach, verzeihen Sie; ich sah den Korb gar nicht, ich sah blos Sie. Aber wo wollen Sie damit hin?"

„Zu der armen kranken Frau des Waldhüters."

„In diesem Falle erlauben Sie, daß ich ihn trage."

Lothard, der Besitzer von Millionen und Herr so vieler Dienstleute, machte sich nun zum Träger eines Mädchens, dessen Mutter einen seiner unbedeutendsten Pachthöfe bewohnte. Skuldfrid dagegen, welche stets naturgemäß folgerte, ließ den jungen Mann den Korb nehmen, weil er ihrer Meinung nach mehr Kräfte hatte. Als sie ihm denselben reichte, sagte sie scherzend:

„Ich habe übrigens schon lange darauf gewartet, Ihnen den Korb geben zu können."

Lothard's Züge veränderten sich augenblicklich.

„Mein Gott", setzte Skuldfrid hinzu, als sie diese Veränderung bemerkte, „haben Sie sich während der Zeit, wo wir einander nicht gesehen, Ihre Empfindlichkeit immer noch nicht abgewöhnen können? Wir sprechen ja von einem Speisekorbe. Von einem andern kann ja nicht die Rede sein. Doch apropos, weshalb hat der Doctor geschrieben, daß ich mich hier einfinden sollte? Warum haben Sie es nicht selbst gethan?"

„Haben Sie das Versprechen vergessen, welches Sie mir abnahmen?"

„Ha, es ist wahr. Ich hatte es wirklich ganz vergessen", entgegnete sie, indem sie ihn ansah. „Dieser Zug von Ihnen, ein gegebenes Wort nicht zu brechen, gefällt mir. Es ist das mehr finnisch als russisch."

„Und dennoch bin ich ein Russe und kein Finne."

Unter dergleichen Gesprächen ward der Weg nach der Hütte des Waldwächters zurückgelegt. Skuldfrid plauderte wie ein verzogenes Kind voller Lebenslust. Sie vergaß alles andere und überließ sich dem reinen angenehmen Eindruck, der ihre Brust erfüllte.

Lothard fühlte sich von ihrem unschuldsvollen Wesen so beherrscht, daß sie gleichsam einen Theil ihrer eigenen sorglosen Gemüthsstimmung auf ihn übertrug. Es ist ungewiß, ob ein Wort von tieferer und ernsterer Beschaffenheit, trotz alles dessen, was Lothard sich vorgenommen zu sagen, gewechselt worden wäre, wenn nicht ein an und für sich unbedeutender Vorfall die für den Augenblick in den Schlaf gelullten Leidenschaften in der Brust des jungen Mannes wieder erweckt hätte.

Als sie vor der Thür der Wohnung des Waldhüters standen, sagte Lothard:

„Ich übergebe Ihnen den Korb nun wieder und hoffe, daß Sie mich nicht allzu lange warten lassen werden."

Er ging seitwärts und Skuldfrid verschwand. Etwas über eine halbe Stunde verging, ehe sie wieder sichtbar ward.

Während Lothard wartete, überließ er sich Betrachtungen, welche von sehr wechselnder Art waren. Einige Augenblicke zuvor, ehe Skuldfrid wieder heraustrat, kam ein großer schöner Jagdhund an ihm, während er so im Grase ausgestreckt lag, vorbeigerannt. Gleich darauf hörte man einen gellenden Pfiff. Lothard drehte den Kopf herum und sah nach der Richtung, woher der Schall kam.

In einiger Entfernung im Walde zeigte sich ein junger Mann in Jägerkleidung, der mit schnellen Schritten dieselbe Richtung einschlug wie der Hund. Die ganze Erscheinung war eine augenblickliche, denn in der nächsten Minute waren der Hund und der Jäger in den Tiefen des Waldes verschwunden. Wie schnell sie aber

auch war, so ward Lothard dadurch dennoch mit einem mal wieder in den Strudel seiner Leidenschaften hineingeschleudert.

Er sprang auf, wie in der Absicht, dem Verschwundenen nachzustürzen, in diesem Augenblick aber stand Skuldfrid wieder vor ihm.

Auch ihre Züge trugen nicht mehr jenen strahlenden, lächelnden Ausdruck, wie ehe sie zu der armen Frau hineinging. Der Eindruck der Armuth, die sie hier geschaut, hatte die Freude hinweggeweht, und ihre Gedanken waren so damit beschäftigt, daß sie auf den finstern Eindruck in Lothard's Miene nicht Acht gab. Sie sagte blos:

„Kommen Sie, lassen Sie uns gehen."

Lothard gehorchte, und beide gingen eine lange Weile nebeneinander her. Endlich wendete Skuldfrid das Gesicht nach ihm herum und sagte in bittendem Tone:

„Sie, der Sie der Freund des Herrn von Kronobro sind, sagen Sie ihm, daß ein kleines Scherflein seines Ueberflusses ihm den Segen einer Familie verschaffen könne. Bitten Sie ihn, die arme Waldhüterfamilie zu unterstützen. Ein so reicher Herr darf auf seinen Gütern nicht so arme Geschöpfe haben wie diese."

„Schon heute soll ihrer Armuth abgeholfen sein", antwortete Lothard.

„Dank für dieses Versprechen."

„Wie arm und elend diese Menschen auch sind", hob Lothard wieder an, „so zweifle ich doch, daß ihre Armuth so groß ist wie die dessen, von dem Sie wünschen, daß er ihnen beistehe."

Jetzt erst bemerkte Skuldfrid seine düstere Miene.

„Sie sehen ja recht finster aus!" rief sie. „Haben Sie vielleicht auch einen bekümmernden Anblick gehabt, während ich da drinnen war?"

„Ich habe stets bekümmernde Bilder vor Augen, wenn ich Sie nicht sehe. In Ihrer Nähe aber vergesse ich mein Unglück und überlasse mich dem Zauber des

Augenblicks. Sie bannen gleichsam alle düstern Gedanken und ich vergesse die Wirklichkeit über den Träumen, welche mich bethören. So z. B. haben wir den ganzen Weg hierher gescherzt, und gleichwol hatte ich einen ganz andern Grund, aus welchem ich eine dritte Person bat, mir diese Unterredung zu verschaffen."

„Sie haben recht. Ich habe auch nicht daran gedacht", entgegnete Skuldfrid, indem sie plötzlich stehen blieb und mit Unruhe hinzusetzte:

„Sie kommen doch nicht, um mir Lebewohl zu sagen?"

„Und wenn dem so wäre?" sagte Lothard und sein Blick ruhte auf Skuldfrid, als ob er in ihrem Herzen lesen wollte.

„Das würde mich tief betrüben."

Skuldfrid traten, indem sie dies sagte, Thränen in die Augen. Sie setzte sich auf einen Hügel neben dem schmalen, beinahe ungebahnten Fußsteige, auf welchem sie ging.

„Sie würden mich also vermissen?" stammelte Lothard.

„Ich werde Sie sehr vermissen — vielleicht zu sehr — mehr als ich sollte", flüsterte Skuldfrid.

„Wenn dem aber so ist, wie konnten Sie dann so lange Zeit vergehen lassen, ohne mir Gelegenheit zu geben, Sie zu treffen?"

„Das hing ja nicht von mir ab. Mein Freund und Tage sagten, ich dürfte nicht allein gehen, und deshalb holten sie mich ab. Gestern war ich wirklich so tief betrübt darüber, so lange nicht mit Ihnen gesprochen zu haben, daß es mir nicht einmal auf Junta gefiel."

„Erinnern Sie mich nicht an den gestrigen Tag, denn dann tritt vor meine Erinnerung der Anblick, den ich von Ihnen und dem jungen Manne hatte, als Sie miteinander auf der Weidenruthenbank saßen. Ach, in jenem Augenblick gab es in Ihrer Seele nicht einen einzigen freundlichen Gedanken und keine Erinnerung an

mich. Auch hätte dieser Anblick Ihrer und seiner Person mich beinahe dazu getrieben, daß —"

Lothard hielt, wie über seine eigene Heftigkeit erschreckend, inne und setzte mit veränderter Stimme, als er Skuldfrid's unruhigen Blicken begegnete, hinzu:

„Verzeihen Sie, ich will und werde ruhig sprechen."

„Ich verstehe nicht, warum Sie aufgeregt sind, warum meine und Tage's Unterredung Ihren Zorn erwecken konnte. Sie sagen, ich hätte Sie vergessen, und gleichwol waren Sie es, von dem wir sprachen."

„Sie sprachen von mir mit ihm!"

„Ja wohl, oder vielmehr, Tage sprach von Ihnen und ich erzählte unsere Bekanntschaft."

„Ich beneide das Glück dieses jungen Mannes."

„Sie beneiden ihn? Um was?"

„Um deine Liebe", hätte Lothard sagen mögen, aber in Skuldfrid's Haltung lag etwas, was ihn nöthigte, mit erzwungener Ruhe hinzuzusetzen:

„Um die Freundschaft und das Vertrauen, welches Sie ihm schenken."

„Aber, mein Gott, ich kann Sie doch nicht so lieb haben wie Tage!" fiel Skuldfrid lächelnd ein. „Er und ich, wir sind ja schon in unserer Kindheit eins des andern einzige Freude gewesen. Er ist mein Bruder und ich bleibe stets seine Schwester."

„Wenn er Ihr Bruder ist, was bin dann ich?"

„Das weiß ich nicht — ich weiß blos, daß es mir Freude macht, Sie zu sehen, daß ich gern Ihre Freundin sein will; wenn man aber sagte, ich müßte entweder auf Ihre oder auf Tage's Freundschaft verzichten, so würde es die Ihrige sein, weil —"

„Weil diese Ihnen gleichgültig ist", fiel Lothard heftig ein. „Ach, ich weiß ja, daß ich Ihnen nichts bin."

„Sie wissen das Gegentheil", sagte Skuldfrid, diesmal mit ärgerlichem Tone. „Aber es ist sehr unrecht

von Ihnen, stets zu glauben, daß ich etwas anderes sage, als was ich denke."

Sie erhob sich bei diesen Worten, um zu gehen, Lothard aber hielt sie zurück, indem er sagte:

„Bleiben Sie noch, ich bitte Sie, und verzeihen Sie die Ausdrücke meiner Heftigkeit. Ich will ruhig sein, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, was Sie auch sagen mögen, dafern Sie mich nur mit Geduld anhören und mir aufrichtig antworten."

„Das verspreche ich."

Skuldfrid setzte sich wieder.

„Ist es", hob Lothard an, „Ihnen niemals eingefallen, darüber nachzudenken, was mich Ihnen so unaufhörlich in den Weg geführt hat?"

„Sie haben mir ja gesagt, meine Gesellschaft machte Ihnen Vergnügen, und da ich dasselbe empfand, so habe ich mich nicht weiter in Grübeleien über eine so einfache Sache vertieft."

„Aber Sie besitzen, trotz Ihrer Unerfahrenheit, einen von Natur überlegenen Verstand, und dieser mußte Ihnen unbedingt sagen, daß der Genuß, den ich in Ihrer Nähe empfand, seinen Grund in einem stärkern Gefühl haben mußte als in dem Vergnügen des Augenblicks."

„Ja, ich glaube, Sie haben mich lieb", sagte Skuldfrid leicht erröthend.

„Sie haben recht. Ich habe Sie wirklich sehr lieb. Sie sind das einzige lebende Wesen, an welchem ich mit Herz und Seele hänge. Gleich bei Ihrem ersten Anblick waren Sie mir werth und theuer, — so theuer, daß ich fürchtete, meine Worte oder etwas anderes von mir könnte Ihnen Schmerz oder Unruhe bereiten. Obschon Ihre Freundschaft das kostbarste Geschenk war, welches Sie mir geben konnten, so scheute ich mich doch beinahe, es anzunehmen, weil ich fürchtete, daß mein Gefühl für Sie einen fordernden und anspruchsvollen Charakter annehmen könnte. Ich wollte Sie nicht meinen heftigen

Leidenschaften aussetzen. Um Sie zu sehen, wenn auch blos auf einige Minuten jeden Tag, hätte ich gern alle irdischen Genüsse von mir gewiesen. Sie sind alles, was die Erde für mich Liebes und Theueres hat, und gleichwol hätte ich vielleicht niemals gesagt: «Skuldfrid, ich liebe Sie», wenn nicht meine Verzweiflung und meine Furcht, Sie zu verlieren, mich jetzt dazu getrieben hätte. Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben, ich lese dies in diesem Augenblick auf Ihren bleichen Wangen und ich habe auch niemals darauf gehofft, wol aber hatte ich gehofft, daß Ihr Herz wenigstens auch keinem andern gehörte; aber auch diese Hoffnung haben die Umstände mir entrissen!"

Skuldfrid barg das Antlitz in den Händen. Sie weinte.

Lothard rief:

„Gnade! Barmherzigkeit! Weinen Sie nicht! Haben meine Worte Sie so erschreckt, daß sie Ihnen Thränen auspressen? Flößt meine Liebe Ihnen so großen Abscheu ein? O, sprechen Sie, sagen Sie ein einziges Wort der Nachsicht, des Mitleids! Ehe ich Ihnen einen einzigen bittern Augenblick bereite, will ich lieber diese Gegend verlassen und nie wieder hierher zurückkehren. Ich will so weit hinwegfliehen, daß nicht einmal der Laut Ihres Namens mein Ohr treffen soll, wenn Sie es wünschen. Ihnen Kummer zu schaffen, ist für mich der Tod. Lieber will ich dann zu der bittern Qual verurtheilt sein, Sie als Braut eines andern glücklich zu sehen."

„Niemals!" flüsterte Skuldfrid.

„Niemals!" rief Lothard und ergriff ihre Hand. „Skuldfrid, spielen Sie nicht mit mir? Sagen Sie, was liegt in diesem «Niemals». Werden Sie niemals die Braut eines andern sein?"

Skuldfrid entzog ihm schnell ihre Hand, erhob sich und sagte:

„Nein, eine innere Stimme sagt mir dies. O, mein Gott!“ setzte sie bekümmert hinzu und wendete sich zu Lothard, „warum haben Sie so zu mir gesprochen? Warum haben Sie durch Ihre Worte die Freude vernichtet, die ich in Ihrer Nähe empfand? Nun ist es, als ob zwischen uns eine ganze Welt läge, so verändert erscheint mir alles. Wenn Sie Mitleid mit mir haben, so sprechen Sie nicht mehr so.“

„Geben Sie mir Ihre Hand“, bat Lothard, „und sagen Sie, daß Sie nicht bös sind, sagen Sie —“

„Hier ist meine Hand; ich bin nicht bös, aber ich bin betrübt. Ich fühle mich mir selbst fremd und von den Personen, die ich früher am innigsten liebte, gleichsam getrennt.“

Lothard führte ihre Hand an seine Lippen und stammelte:

„Warum haben Sie mir gleichzeitig so viel und so wenig zu hoffen gegeben? Morgen, vielleicht schon heute wird Tage Aberney Ihre Hand begehren. Dann werden Sie —“

„Seine Schwester sein. Tage wird niemals mir etwas so Schlimmes zufügen wie das, worauf Sie jetzt hindeuten. Zwischen ihm und mir stehen Sie.“

Skuldfrid that einige Schritte, um sich zu entfernen. Lothard folgte ihr. Sie drehte sich um und sagte:

„Wenn Sie mich lieb haben, so verlassen Sie mich jetzt. Ich fühle das Bedürfniß, allein zu sein.“

„Und wann, wann sehe ich Sie wieder?“

„Das weiß ich nicht. Thun Sie jetzt keine Fragen an mich.“

Sie sah ihn mit so bittendem Blick an, daß Lothard sich stumm verneigte, auf die Seite trat und sie vorbeiließ. Er blieb unbeweglich stehen. Als sie ein Stück gegangen war, drehte sie sich herum und blieb ebenfalls stehen. Im nächsten Augenblick war Lothard an ihrer Seite.

„Wünschen Sie etwas?“

„War es Ihre Absicht, mir heute Lebewohl zu sagen?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Ja.“

„Wann werden Sie abreisen?“

„Das hängt von Ihnen ab.“

Skuldfrid setzte ihren Weg wieder weiter fort, und Lothard ging neben ihr her. So verging eine lange Weile. Plötzlich sagte sie mit halbem Lächeln:

„Ich glaube, wir vergessen ganz, was wir soeben sagten.“

„Glauben Sie?“

„Ja, wenigstens jetzt. Eigentlich weiß ich nicht, warum ich so erschrak“, sagte Skuldfrid, indem sie ihren Begleiter mit heiterm Blick betrachtete. „Sie sind ja ganz wieder wie sonst, ganz so, wie ich mir Sie gern denke. Sie sehen nicht mehr so düster aus wie da drüben.“

Sie machte mit dem Kopfe eine Bewegung nach der Stelle, wo sie vorhin miteinander gesprochen.

Der Weg war hier sehr steinig und abschüssig. Lothard streckte die Hand aus, um Skuldfrid zu führen, und sie nahm sie an, während sie fortfuhr:

„Sie kommen mir zuweilen vor wie zwei verschiedene Menschen. Eben noch fürchtete ich mich fast vor Ihnen und vor mir und ich hatte große Lust, uns beiden zu entrinnen. Nun aber ist es wieder als ob wir unsere guten alten Freunde wären.“

„Freunde!“ wiederholte Lothard mit beinahe bekümmertem Blick.

„Nicht diese Miene, denn dann könnte ich gleich wieder fortlaufen, um mich dann zu beunruhigen, daß ich Sie betrübt gemacht.“

Skuldfrid sah Lothard mit einem Ausdruck an, der so freundlich und herzlich war, daß man kein Zauberglas zu haben brauchte, um darin eine reine und wahre An=

hänglichkeit zu lesen. Gleichwol aber lag in der schnellen Umwandelung in Skuldfrid's Benehmen etwas so Eigenthümliches und Ungewöhnliches, daß Lothard einige Augenblicke lang sich dadurch gewissermaßen verblüfft gemacht fühlte.

Erst war sie bekümmert gewesen und hatte geweint, dann hatte sie sich schüchtern und ängstlich gezeigt, und nun war sie wieder das ungekünstelte Kind, welches mit der unbefangensten Aufrichtigkeit von sich selbst sprach.

Lothard betrachtete sie mit bewundernden Blick, während sie den steilen Weg hinabstiegen und Skuldfrid sich auf seine Hand stützte.

„Sie bereuten es also, daß Sie mich so plötzlich verlassen wollten?“ fragte er.

„Ja, und deshalb blieb ich stehen“, antwortete sie lachend. „Ich fühlte mich gezwungen, so zu handeln, sonst hätte ich keine Ruhe gehabt, sondern den ganzen Tag Ihr bekümmertes Antlitz vor mir gesehen. Sie haben mir ohnehin viele unruhige Augenblicke bereitet.“

Skuldfrid neigte, während sie dies sagte, das Köpfchen auf die Seite und warf ihm einen zärtlichen und doch schalkhaften Blick zu.

Lothard blieb stehen und betrachtete sie mit einem Ausdruck von Glück und Genugthuung, wie Skuldfrid ihn noch nie zuvor gesehen.

„Habe ich Ihnen blos unruhige Augenblicke bereitet?“ fragte er und lächelte.

„Haben Sie die Güte, lassen Sie uns unsern Weg weiter fortsetzen“, sagte Skuldfrid, welche sich auch genöthigt sah, stehen zu bleiben.

„O nein, ich habe keine Lust, eher zu gehorchen, als bis Sie mir geantwortet haben. Ueberdies will ich Sie einmal ordentlich betrachten, um den Ausdruck, den Ihr Gesicht jetzt trägt, meiner Erinnerung einzuprägen. — Wann soll ich abreisen?“ setzte er in einem Tone hinzu,

bei welchem die kleine Hand, die in der seinigen ruhte, zu zittern begann.

„Das will ich Ihnen ein andermal sagen, jetzt aber will ich nicht länger hier stehen.“

„Sie haben mir aber auch meine erste Frage noch nicht beantwortet.“

„Ich laß mich nicht zwingen — ja noch mehr, ich will diese Frage nicht beantworten.“

Sie gingen den Abhang weiter hinunter, und Lothard sagte scherzend:

„Das finnische Mädchen hat jetzt einen Russen zur Stütze.“

Skuldfrid wollte seine Hand loslassen, er hielt sie aber fest, indem er ernst hinzusetzte:

„Es gibt eine Macht, welche alle Nationen vereinigt, die kein getrenntes Vaterland kennt, sondern die Bewohner der ganzen Erde zu einem einzigen Volke macht, und dies ist die Liebe. In der Liebe beugen wir unser Knie alle vor einem Gott und seine Vaterarme stehen uns allen offen. Alles, was von ihm ausgeht, hat den Zweck, das, was der Haß oder das Vorurtheil getrennt, zu vereinigen und zu versöhnen. Die Liebe macht alles gleich und veredelt alles.“

Sie waren jetzt am Fuße des Abhanges, und Lothard ließ die Hand seiner Begleiterin los, indem er sagte:

„Nun sind Sie wieder frei. Fühlen Sie sich jetzt glücklicher?“

„Ich habe mich nicht unglücklich gefühlt.“

„Sie sind ein wunderliches Mädchen, welches auf unerklärliche Weise bald Vertrauen, bald Zweifel hervorruft; welches mich anzieht und mich dennoch zwingt, in der Ferne stehen zu bleiben, welches das Wort auf meinen Lippen gefesselt zurückhält und mich dennoch nöthigt, zu sprechen. So ist es auch jetzt. Ich wollte in diesem Augenblick eine Frage an Sie thun, aber ich wage es nicht, und gleichwol liegt in der Antwort auf diese Frage mein ganzes Leben.“

„Dann fragen Sie lieber nicht. Sie würden sicherlich wieder Unruhe und Furcht hervorrufen. Ich fühlte mich in diesem Augenblick so glücklich, daß ich diesen Eindruck wirklicher Freude gern ungestört behalten möchte.“

An der Allee schieden sie. Lothard sagte:

„Ueberzeugen Sie sich morgen um diese Zeit, daß die Familie des Waldhüters die Unterstützung erhalten hat, welche Sie heute für dieselbe begehrten. Sie gehen ja hin.“

„Ganz sicher“, antwortete Skuldfrid.

Der morgende Tag! Was dieser bringt, wissen wir niemals, wol aber haben wir stets Grund, ihn zu fürchten.

Drittes Kapitel.

Während der im vorigen Kapitel erzählte Auftritt zwischen den beiden jungen Leuten stattfand, wollen wir einen kleinen Besuch auf Junta machen und dann sehen, was sich auf Ektorp zuträgt.

Zu derselben Zeit, wo Skuldfrid die Zeilen von dem Doctor empfangen, begab sich Tage, von seinem Hund begleitet, auf die Jagd. Er fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, durch anstrengende Leibesbewegung seine Unruhe zu zerstreuen. Er sprach nicht erst mit Aberney, bevor er ausging, sondern sagte blos Tante Sarah, daß er nicht zum Mittagessen nach Hause kommen würde.

Als Aberney daher zum Frühstück kam, fand er blos Sarah. Der Professor sah nachdenklich aus und gab auf Sarah's Bemerkungen nur einsilbige Antworten. Als der Kaffee getrunken war, wollte Aberney sich wieder in sein Zimmer begeben, seine alte Tante aber legte ihre eine Hand auf seinen Arm, während sie mit der andern ihre Schürze glatt strich.

„Lieber Neffe", hob sie an, „ich habe dir etwas zu sagen, was ich schon längst habe sagen wollen."

„Kannst du damit nicht noch länger warten, Tante?"

fragte Aberney mit einem Lächeln, welches verrieth, daß er ihr sehr dankbar sein würde, wenn sie es thäte.

„Nein, das kann ich nicht, denn es handelt sich um Skuldfrid.“

„Liebe Tante, es ist doch nicht die Rede davon, sie zu verheirathen?“

„O nein, du brauchst nicht zu befürchten, daß ich mich in diese Sache mische, obschon ich weder taub noch blind bin und deshalb recht wohl bemerkt habe, daß Tage ganz sterblich in das Mädchen verliebt ist. Aber sieh, ich habe auch noch etwas anderes bemerkt, worauf du nicht Acht gegeben, und dies ist, daß das Mädchen durchaus nicht verliebt in ihn ist.“

„Aber, liebe Tante, das ist doch kein Grund, um mich aufzuhalten und über diese Beobachtungen zu sprechen“, fiel Aberney etwas ungeduldig ein; „besonders wenn du sehr leicht die fernerweite Bemerkung machen kannst, daß ich andere Dinge zu denken habe, liebe Tante.“

„Wenn ich jetzt streng verfahren wollte, so schwiege ich, um dich für dein Benehmen gegen deine alte Tante zu strafen“, sagte Sarah, „ich bin aber eine Christin, und da halte ich es für meine Pflicht, gewissenhaft zu handeln, besonders wenn es das Wohl eines Kindes gilt.“

„Nun denn zur Sache. Wovon ist die Rede?“

„Von Skuldfrid, habe ich gesagt, obschon du nicht darauf hören willst, sondern mich jetzt, wie immer, mit deinen Querfragen abzuspeisen suchst.“

Aberney kannte Tante Sarah's Temperament und wußte, daß, wenn sie sich verletzt fühlte, er sich ihrem Wortschwall unterwerfen mußte, wenn er nicht mit ansehen wollte, wie die Alte Tag für Tag wochenlang mit mürrischem Gesicht umherging. Deshalb faßte er auch sogleich seinen Entschluß, als er merkte, woher der Wind kam. Er setzte sich seufzend auf das Sofa, um Sarah alles auskramen zu lassen, was sie auf dem Herzen hatte.

Nachdem sie mit geläufiger Zunge sich darüber ausgesprochen, wie sie behandelt, wie wenig Rücksicht auf sie genommen würde u. s. w., war der Aerger vorüber und Sarah wieder gut wie Gold. Nun erst konnte der Professor hoffen, zu erfahren, was sie eigentlich mitzutheilen hatte, er hütete sich aber wohl, ein Wort zu sagen, was wie eine Mahnung geklungen hätte, weil er dann auf eine zweite Sündflut sich hätte gefaßt machen müssen.

Als Tante Sarah's Rede ganz zu Ende war, holte sie tief Athem, strich ihre Schürze glatt und sagte in ganz verändertem Tone:

„Hat Skuldfrid dir gesagt, daß sie während des Sommers eine Bekanntschaft gemacht hat?"

„Nein, das hat sie nicht", antwortete der Professor und nahm eine Miene vollkommener Gleichgültigkeit an, welche es unmöglich machte zu errathen, was er dachte. „Nun, was ist das für eine Bekanntschaft?" fragte er.

„Ein junger Mann — entweder der junge Canitz selbst oder einer seiner Gäste."

„Bestimmt weißt du nicht, wer es ist, Tante?"

„Nein, ich weiß es nicht. Dagegen aber weiß ich bestimmt, daß sie während der ganzen Zeit, wo du in Åbo warst, ihn täglich traf, daß er sie hierher und wieder zurückbegleitete, daß er auf allen ihren Spaziergängen bei ihr war und oft ganze Nachmittage mit ihr zusammen zubrachte."

„Wer hat denn das alles erzählt?"

„Mutter Monika in U—; ich glaubte es aber damals noch nicht, denn die Alte schwatzt mir immer gar soviel; als ich aber das letzte mal auf dem Propsthofe war, sagte mir die Propstin, sie habe es auch gehört, ihre Knechte hätten die jungen Leute mehrmals zusammen gesehen, und die Dienstleute auf Kronobro hätten gesagt, der Baron ritte jeden Tag nach dem Witwenhofe. Der Waldhüter hatte auch Skuldfrid mit einem Herrn im

Walde lustwandeln sehen und erzählt, der junge Herr pflege sie an der Biegung des Weges zu erwarten. Nun ist meine Meinung, daß du, der du so großen Einfluß auf sie hast, mit ihr über die Sache sprechen solltest, da ihre Mutter, wie es scheint, nicht versteht, das Mädchen besser im Auge zu behalten. Du weißt ebenso gut wie ich, daß Skuldfrid das alles aus purem Unverstand gethan hat, und obschon es in meiner Jugend einem ehrbaren Mädchen nicht erlaubt war, mit einem jungen Manne auf den Landstraßen herumzustreichen, so sehe ich doch ein, daß es aus eitel Unwissenheit geschehen ist. Inzwischen kann es aber geschehen, daß diese Unwissenheit zu zwei Uebelständen geführt hat — erstens, daß die Leute allerhand darüber zu schwatzen angefangen haben, und zweitens, daß Skuldfrid vielleicht ihr Herz verschleudert hat."

„Aus welchem Grunde hast du eine solche Vermuthung, Tante?" fragte Aberney.

„Aus welchem Grunde? Wie kann man eine so sonderbare Frage thun! Glaubst du, daß ein Mädchen wie Skuldfrid, welches gewohnt ist, nur zu thun, was ihr beliebt, jeden Tag gehen und mit einem jungen Manne zusammentreffen würde, wenn sie an dieser Gesellschaft nicht Vergnügen fände? Die gesunde Vernunft, mein lieber Victor, sagt, daß sie Zuneigung zu ihm haben muß. Ueberdies liegt in dem kleinen Umstande, daß sie mir, dir und Tage die ganze Bekanntschaft verschwiegen, ein schweres und schlimmes Zeichen. Ein Mädchen ist, wenn es sich um ihr Herz handelt, stets zurückhaltend, und hat sie dabei einen offenen Charakter und schweigt dennoch, so kann man es als etwas Ausgemachtes annehmen, daß —"

„Daß sie in ihrer Unschuld mit kindischer Freude ergreift, was von dem gewöhnlichen, einförmigen Leben abweicht", fiel Aberney ein und stand auf, indem er

hinzusetzte: „Was du mir jetzt erzählt hast, Tante, weiß ich schon seit vierzehn Tagen.“

„Seit vierzehn Tagen!“ rief Tante Sarah, indem sie ihre Schürze mit beiden Händen glatt strich. „Und du hast nichts gesagt? Du hast ihr nicht vorgestellt, wie übel sie handelt, wie sie ihre weibliche Würde gänzlich vergißt, wie sie —“

„Nichts von alledem begreift, was dich in Angst setzt, Tante. — Nein, ich habe nichts gesagt und werde auch nichts sagen, obschon ich etwas weiß, was du nicht weißt, Tante, nämlich wer der junge Mann ist. Aber“, setzte Aberney mit einem eigenthümlich listigen Augenblinzeln hinzu, „warum hast du denn nicht selbst mit Skuldfrid gesprochen?“

„Ich! Das werde ich bleiben lassen? Sie wäre vielleicht im Stande, mir mit ihrer vornehmen Miene zu antworten, daß ihr Thun und Lassen mich nichts anginge. Ich bin nicht ihr Lehrer und habe mich nicht im mindesten mit ihrer Erziehung befaßt.“

„Sehr richtig, und überdies besitzest du für das schöne Kind eine kleine Schwäche, welche die Ursache ist, daß dir der Muth fehlt, ihr etwas Unangenehmes zu sagen.“

Aberney lachte und setzte dann hinzu:

„Du glaubst, Tante, die Rolle des Mentors passe für mich.“

„Du selbst aber scheinst dies nicht zu denken“, sagte Sarah sehr spitzig.

„Ich bin nie ein Freund vom Hofmeistern gewesen und halte alle Vorlesungen über das Passende und Nichtpassende, über Recht und Unrecht für überflüssig. Ich gebe der Praxis den Vorzug vor der Theorie. Deswegen habe ich ganz einfach, ohne daß Skuldfrid etwas davon ahnte, sie verhindert, den jungen Mann wieder zu treffen. Worte sind stets ohnmächtig; das Einzige, was wirkt, sind — Thaten. Nun, beste Tante, wollen wir nicht weiter von dieser Sache sprechen. Ich hoffe überdies, ehe

noch die Woche zu Ende ist, Skuldfrid einen gesetzlichen Beschützer verschafft zu haben, welcher das Recht hat, zwischen sie und jeden zu treten, der ihrer Gemüthsruhe gefährlich ist."

Aberney verließ, nachdem er dies gesagt, das Zimmer so schnell, daß Tante Sarah nicht Zeit hatte eine Frage zu thun. Sie trippelte daher hinaus in die Küche und dachte angestrengt über zwei Dinge nach: Erstens ob es Tage wäre, den ihr Neffe mit dem Beschützer meinte, oder ob ihre oft wiederkehrenden Befürchtungen, daß Aberney selbst Absichten auf das Mädchen habe, gegründet seien, — zweitens, wie sie erfahren könnte, ob Skuldfrid's Bekannter wirklich der junge Canitz sei. War dies der Fall, so mußte das Mädchen gerettet werden, mochte es kosten, was es wolle.

Gleichwol kam sie in ihren Betrachtungen nicht sehr weit, denn plötzlich trat ein Mann in die Küche und fragte nach dem Professor.

„Von wem kommt Er und was will Er?" fragte Sarah, indem sie ihre Brille aufsetzte, um den Fremden richtig in Augenschein zu nehmen.

„Ich bin Knecht in Ektorp und sollte dies da an den Herrn Professor abgeben", antwortete der Gefragte und scharrte mit dem Fuße, was vermuthlich eine Verbeugung vorstellen sollte.

„Ah so, wahrscheinlich von Mamsell Skuldfrid", sagte Sarah, indem sie die Hand ausstreckte, um dem Knechte den Brief abzunehmen.

„Das kann ich nicht so genau sagen, aber Jungfer Annika befahl mir, den Brief niemand anders zu geben als dem Herrn Professor selbst."

Sarah warf ein wenig ärgerlich den Kopf empor, strich die Schürze glatt und eilte aus der Küche hinaus, nachdem sie den Knecht gesagt, er solle in das Zimmer hineingehen und warten. Sie selbst ging nach dem Zimmer ihres Neffen, pochte an die Thür und rief:

„Ein Bote von Ektorp will mit dir sprechen.“

Die Thür öffnete sich augenblicklich, und Aberney ging mit schnellen Schritten an Sarah vorbei und in das große Zimmer. Die Alte murmelte:

„Man wird sehen, daß der alte Narr selbst das Mädchen haben will, aber daraus wird ganz bestimmt nichts. Nein, der Junge bekommt sie, so wahr ich Sarah heiße!“

Mittlerweile hatte Aberney dem Knechte den Brief abgenommen und diesen mit ungewöhnlicher Hast geöffnet. Er enthielt blos folgende Zeilen:

„Skuldfrid's Mutter wünscht den Antrag, der ihr durch die Post gemacht worden, mündlich zu beantworten. Sie erwartet Victor Aberney bei sich zu sehen, sobald er diese Zeilen empfangen haben wird.“

Als der Professor den Brief wieder zusammenfaltete, sagte der Knecht:

„Ich sollte Ihnen sagen, Herr Professor, daß ich den Wagen mithabe.“

„Gut, ich begleite dich“, antwortete Aberney.

Alle Fragen Sarah's blieben unbeantwortet, und fünf Minuten darauf rollte Frau Smidt's grüne Chaise mit dem Professor fort nach Ektorp, ohne daß Tante Sarah hatte erfahren können, was dies zu bedeuten habe.

Als Aberney in der Hausflur stand, kam ihm Annika entgegen. Die Augen der alten Dienerin waren roth von frischgeweinten Thränen und sie war so aufgeregt, daß sie nur mit Mühe den Professor bitten konnte, ihr zu ihrer Herrin zu folgen.

Aberney hatte schon das erste mal, als er Ektorp besuchte, in diesem alten und runzeligen Gesicht Züge wiederzuerkennen geglaubt, die ihm bekannt vorkamen. Er hatte Annika auch einmal gefragt, ob sie einander nicht schon früher gesehen hätten, und sie hatte geantwortet:

„Das ist wol möglich, obschon ich mich nicht dessen entsinne.“

Nach dieser Antwort hatte er nicht weiter auf die Alte geachtet, jetzt aber erwachte lebhaft in ihm die Erinnerung, daß er schon in längstverflossener Zeit diesem Blick von Unruhe und Kummer begegnet war und daß derselbe einmal in jüngern Jahren ganz mit demselben Ausdruck auf ihn gerichtet gewesen.

Aberney hatte indessen nicht lange Zeit, Betrachtungen anzustellen, und da er überhaupt selten Fragen stellte, folgte er Annika schweigend durch das kleine Zimmer.

Einen Augenblick lang blieb die alte Dienerin an der Thür zu Frau Smidt's Zimmer mit der Hand auf der Klinke stehen. Sie zögerte gleichsam zu öffnen. Noch einen Blick der Angst heftete sie auf Aberney, dann drückte sie die Klinke nieder, die Thür ging auf, und gerade in dem Augenblick, wo Aberney die Schwelle überschreiten wollte, flüsterte Annika:

„Haben Sie Mitleid mit ihr!"

Damit schloß sie die Thür hinter Aberney, und er befand sich nun im Zimmer der Witwe.

Mitten vor ihm stand Frau Smidt, sich auf die Stuhllehne stützend. Sie glich einer versteinerten Menschengestalt. Die großen, schwarzen Augen stierten Aberney mit einem seelenlosen, glasartigen Ausdruck an.

Aberney blieb unbeweglich an der Thür stehen. Ein gleichzeitig düsteres und drückendes Gefühl bemächtigte sich seiner starken Seele, als sein Blick auf die lebendige Leiche fiel, die er hier vor sich sah. Es lag etwas grauenhaft Magnetisches in diesem Weibe, welches den Blick des Beschauers an diese Züge fesselte, aus welchen alle Beweglichkeit entschwunden zu sein schien.

Nach einigen Secunden drehte Aberney den Kopf herum, wie um sich der furchtbaren Wirkung zu erwehren, welche Frau Smidt's Anblick hervorgerufen, und bei dieser Bewegung fiel sein Blick auf das Porträt, welches an der Wand hing. Kaum aber hatten seine Augen das Bild erblickt, so stürzte er auf Frau Smidt zu,

faßte sie bei beiden Armen und rief mit wilder Heftigkeit:

„Unglückliche, wer bist du?“

Er riß sie mit sich vor das Porträt.

„Dieses Bildniß!“ rief er, stieß sie dann mit Entsetzen von sich und murmelte: „Du bist also —“

„Seine Witwe“, flüsterte sie mit tonloser Stimme und sank auf die Knie nieder, umfaßte die Aberney's und stammelte mit Verzweiflung:

„Fluche mir, der Schuldigen, aber schone das unschuldige Kind!“

„Für dich gibt's keinen Fluch, welcher gräßlich genug wäre“, murmelte er und wendete sich nach der Thür, wie um aus dem Zimmer hinauszustürzen, Frau Smidt aber stellte sich ihm schnell in den Weg. Die Hand nach dem Gemälde ausstreckend, sagte sie:

„In seinem Namen fordere ich, daß du bleibst.“

Ihre Arme sanken dann herab und sie faltete die Hände wie zum Gebet, indem sie stammelte:

„In Skuldfrid's Namen bitte ich dich.“

„O, mein Gott, dies ist also ihre Mutter!“ rief Aberney, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und setzte mit dem Ausdruck bittern Schmerzes hinzu: „Das fehlte blos noch!“

Seine Augen hefteten sich dann wieder auf das Bildniß, und er murmelte mit tiefer Bewegung:

„Mögen deine Züge mich recht lebhaft daran erinnern, daß sie auch dein Kind ist.“

Es trat eine lange Pause ein, während welcher Aberney's Blick mit tiefem und bekümmertem Ernst auf dem Bildniß weilte. Ein qualvoller Seufzer erweckte ihn endlich aus den Gedanken und Erinnerungen, welche der Anblick dieses Gesichts hervorrief. Langsam wendete er sich zu der Witwe, indem er mit vollkommen wiedergewonnener Ruhe sagte:

„Nun bin ich bereit zu hören.“

Zwei Stunden später dröhnten schwere Schritte über die Diele des Zimmers, und Annika, die sich in ihrem Zimmer im obern Stockwerk befand, sah Aberney sich ganz langsam entfernen. Die alte Dienerin hatte während der ganzen Zeit, welche das Gespräch zwischen ihrer Herrin und Aberney dauerte, bald geweint, bald in der Bibel gelesen, bald knieend gebetet. Als sie ihn jetzt fortgehen sah, faltete sie die Hände und flüsterte:

„Gütiger Vater im Himmel, was auch, wie du beschlossen hast, nach dieser Unterredung geschehen möge, so ist es sicherlich gut und heilsam. Amen."

Sie ging die Treppe hinunter und in das große Zimmer. Auf den Zehen schlich sie sich an die Thür der Witwe und legte lauschend das Ohr daran. Alles war drinnen ruhig und still — so still, als ob es gar kein lebendes Wesen drinnen gäbe. Als die Alte lange, obschon vergebens, auf einen Laut gehorcht, schien sie zu erschrecken, richtete sich auf, legte die Hand auf das Schloß und hob die Klinke.

Die Thür ging auf. Frau Smidt lag besinnungslos am Boden. In demselben Augenblick, wo Annika mit einem Ausruf der Angst auf die Ohnmächtige zueilte, trat Skuldfrid in das große Zimmer. Durch die geöffnete Thür hindurch sah sie ihre Mutter anscheinend todt daliegen und neben ihr auf den Knien die laut klagende Annika.

Etwas später ritt der Verwalter spornstreichs nach Kronobro, um den Arzt zu holen. Frau Smidt war gefährlich erkrankt.

Viertes Kapitel.

Lothard war kaum in den Salon von Kronobro hinauf, als der Doctor eintrat.

„Entschuldigen Sie, daß ich komme, ohne gerufen worden zu sein; ich habe aber soeben einen Boten bekommen, der mich nach Ektorp ruft.“

„Nach Ektorp?“ wiederholte Lothard und eilte auf ihn zu.

„Frau Smidt soll plötzlich und gefährlich krank geworden sein“, sagte der Doctor, indem er Lothard ein kleines Billet reichte. Dasselbe enthielt die Worte:

„Um Gottes willen eilen, eilen Sie hierher! Meine Mutter liegt im Sterben. Skuldfrid.“

„Wagner, nehmen Sie meine schnellsten Pferde und eilen Sie, daß Sie hinkommen“, bat Lothard und schob den Doctor zur Thür hinaus.

Zehn Minuten später rasten die schnellsten Rosse des Barons mit dem Arzte davon, welcher die Meile, die das Schloß und den Pachthof trennte, in weniger als dreiviertel Stunden zurücklegte.

Annika, die alte, stets umsichtige Dienerin, hatte das Bett ihrer besinnungslosen Herrin in das große Arbeits-

zimmer rücken lassen, damit nicht die Blicke des Arztes oder irgendeines Fremden in das düstere Heiligthum dringen möchten.

Unbeweglich, ohne anderes Lebenszeichen als das unruhige Keuchen der Brust, lag Frau Smidt auf ihrem Bett.

Annika hatte durch das Herablassen der Fenstervorhänge das helle, gemüthliche Arbeitszimmer in ein dunkles Krankenzimmer verwandelt. An Frau Smidt's Bett kniete Skuldfrid, die Hand ihrer Mutter fest in die ihrige geschlossen haltend und unruhig auf das jetzt scharlachrothe Gesicht und die glasähnlich still stehenden Augen blickend.

Es war das erste mal, daß Skuldfrid ihre Mutter von einer Krankheit befallen sah. Wol war sie in Skuldfrid's Kindheit dann und wann ein wenig unpäßlich gewesen, wie Annika zu sagen pflegte, aber dann bekam die Tochter sie niemals zu sehen. Jetzt war es Skuldfrid daher, als wenn ihr das Blut im Herzen stockte, einen so drückenden Schmerz hatte der bewußtlose Zustand der Mutter hervorgerufen. In lauten Klagen hätte sie der namenlosen Qual in ihrem Innern Luft machen mögen, aber es war als ob jeder Ton auf ihren Lippen erstorben wäre und als ob Unruhe und Angst mit eiserner Faust ihr Inneres gepackt hielten und es zusammenpreßten.

Die Zeit, ehe der Doctor anlangte, kam dem Kinde vor wie eine ganze Ewigkeit. Bei jeder Bewegung, bei dem mindesten Geräusch zuckte sie zusammen und blickte nach der Thür. Endlich nach diesem qualvollen Warten ertönten die längstersehnten Worte:

„Der Doctor ist da.“

In demselben Augenblick trat Wagner ein. Suldfrid war aufgesprungen und eilte ihm entgegen. Seine Hand ergreifend, rief sie mit bebenden Lippen:

„Retten Sie sie!“

Der Blick des Doctors heftete sich eine Secunde auf

Skuldfrid und das Glatte und Geschmeidige in seinen Zügen wich einem Ausdruck wirklicher Theilnahme.

„Alles, was ich vermag, werde ich thun", antwortete er und ging auf die Kranke zu, schlug die Vorhänge des Bettes auf die Seite, prallte aber zurück, als seine Augen auf die Kranke fielen. Er stierte sie eine Weile an, als ob er an die Wirklichkeit des Anblicks, den er vor sich hatte, nicht glauben könnte. Er bedurfte mehrere Secunden, um sich zu fassen.

Wagner war aber nicht der Mann, der sich lange von einer Ueberraschung beherrschen ließ. Als er den ersten Eindruck überwunden, drehte er den Kopf ein wenig herum und sagte zu Annika, die dicht neben ihm stand:

„Zieht die Fenstervorhänge auf — ich brauche Licht."

Dann neigte er sich über die Kranke und ergriff ihre Hand, um den Puls zu untersuchen. Sein Blick hing fest an ihren Zügen und er dachte:

„Ich muß dieses Angesicht bei vollem Tageslicht sehen, um mich zu überzeugen, daß sie es ist — ob diese verzerrten und verwandelten Züge wirklich dieselben sind, die ich so schön gesehen, die —"

Jetzt wurden die Gardinen aufgezogen und das volle Tageslicht überströmte die Kranke.

„Sie ist es!" murmelte der Doctor fast ebenso bleich wie Frau Smidt. „Welches höllische Geschick führt dieses Weib wieder mir und ihm in den Weg?"

Er richtete sich empor, zog einen Stuhl an das Bett und setzte sich. Er verlangte eine Schüssel und eine leinene Binde, dann öffnete er der Besinnungslosen eine Ader.

Als dies geschehen war, athmete Frau Smidt tief auf, richtete sich in ihrem Bette empor und stieß einen wilden Schrei aus.

Der Doctor schien dies berechnet zu haben, denn er faßte sie behutsam, aber fest um den Leib und zwang sie, sich wieder zu legen. Dann wendete er sich zu Skuldfrid und sagte:

„Ich wünsche mit der Kranken und der Dienerin allein zu sein.“

„Nur ein Wort ü — ü — über den Zustand meiner Mutter“, stammelte Skuldfrid.

„Wir hoffen, daß es besser mit ihr werde“, antwortete der Doctor freundlich; „es wird dazu aber vieler Geduld und vieler Ruhe von seiten ihrer Umgebung bedürfen.“

Frau Smidt machte jetzt eine heftige Anstrengung, um sich wieder aufzurichten, der Doctor hielt sie aber still. Sie murmelte einige undeutliche Worte, welche einen peinlichen Eindruck auf den Arzt zu machen schienen, und er sagte in kurzem Tone:

„Mamsell Smidt, haben Sie die Güte, uns zu verlassen.“

Skuldfrid ging hinaus. Dann sagte Wagner zu Annika:

„Riegelt die Thür zu, damit niemand hereinkommen kann.“

Die alte Dienerin gehorchte. Kaum war dies geschehen, so stieß Frau Smidt einen neuen Angstruf aus und suchte aus dem Bett zu springen, während sie in der wildesten Raserei Worte ausstieß, welche Geheimnisse von grauenhafter Art enthüllten.

Der Doctor hörte einige Minuten lang auf diese verworrenen Reden, als ob er einen Blick in der Kranken noch kränkere Seele werfen wollte, dann wendete er sich zu Annika und sagte:

„Ihr versteht wol, daß das, was sie jetzt spricht, von niemand gehört werden darf als von euch, von Gott und von mir. Ueber die Tochter würde es Tod und Verzweiflung bringen.“

„Ja, das verstehe ich“, stammelte Annika. „Aber wie kann ich Skuldfrid abhalten, ihre Mutter zu pflegen?“

„Solange die Mutter irre redet, darf die Tochter das Krankenzimmer nicht betreten. Ueberdies werde ich hier bleiben, bis Ihr einen beruhigenden Trank aus der Apotheke geholt haben werdet.“

Den ganzen Tag ward Skuldfrid nicht erlaubt, ihre Mutter zu sehen, wie inständig sie auch darum bat. In dem etwas düstern Familienzimmer sitzend, vor Unruhe bebend und mit krampfhaft gefalteten Händen, horchte sie auf das wilde Gekreisch im Krankenzimmer.

Als die Dämmerung einbrach, ward es stiller da drinnen, und Skuldfrid vernahm blos ein dumpfes Gemurmel. Ein Gefühl von Grauen ergriff das Herz des jungen Mädchens, und den Blick auf die Thür, welche in Frau Smidt's gewöhnliches Zimmer führte, geheftet, musterte sie in Gedanken die geheimnißvolle Umgebung ihrer Mutter. Mit einem unwillkürlichen Schauder dachte sie an alle die Gegenstände, welche in der verlassenen Wohnung auf ein unheimliches tragisches Ereigniß hindeuteten.

Sie glaubte die Thür sich öffnen und das Urbild des Porträts heraustreten und langsam über die Diele schreiten zu sehen. Es war ihr als sähe das Gesicht des Bildes, welches sie stets mit scheuen Blicken betrachtet, düster und drohend aus.

Während diese Phantasiegebilde durch die zunehmende Dunkelheit immermehr Leben gewannen, öffnete sich die Thür des geheimnißvollen Zimmers mit lautem Geknarr. Skuldfrid stieß einen schwachen Ruf des Schreckens aus und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Im nächsten Augenblick aber blickte sie ganz furchtlos wieder auf. Dennoch aber erstarrte ihr das Blut vor Entsetzen in den Adern, denn vor ihr stand ein langer Mann, dessen Züge in dem Dunkel, welches sie umgab, dem des Porträts glichen. Seine Augen ruhten mit einem bekümmerten, und wie Skuldfrid schien, strengen Ausdruck auf ihr. So völlig unbeweglich vor Furcht stierte sie die Gestalt an.

„Was ist denn geschehen, mein Kind?" fragte eine Stimme, welche Skuldfrid viel zu theuer war, als daß sie nicht mit einem mal alle Schreckensbilder hätte

verscheuchen sollen, welche ihre Phantasie hervorgerufen. Auch warf sie sich sofort in die Arme dessen, der sie anredete. Ein Thränenstrom flutete ihre Wangen herab, und sie rief:

„Gott sei Dank, daß mein Freund da ist! Ach, ich bin so namenlos unglücklich; meine Mutter —"

Mehr konnte sie nicht sagen. Ihr Schluchzen erstickte sie fast.

„Ist krank", ergänzte Aberney. „Ich weiß es und deshalb bin ich hier."

Er setzte sich, zog Skuldfrid an seine Brust und sagte:

„Armes Kind, so aufgeregt!" Ein tiefer, qualvoller Seufzer hob seine Brust. „Warum sitzest du hier?" fragte er nach einer Pause, während welcher er Skuldfrid, die ihr Haupt an seine Schulter lehnte, ungehindert hatte weinen lassen.

„Der Doctor hat mir verboten, in dem Krankenzimmer zu sein. Er und Annika sind allein darin. Ich darf nicht hineinkommen. Es ist stets, stets so. Ich darf niemals bei ihr sein. Ich bin, als ob ich nicht für das rechte Kind angesehen würde, wenn es ihr gilt, die meine Mutter ist. Ich bin gewiß ein recht schlimmes Kind, da man mir auf diese Weise begegnet."

Aberney fuhr ihr mit der Hand liebkosend über das Haar und sagte zärtlich:

„Nicht diese Gedanken. Doctor Wagner ist ein ausgezeichneter Arzt, der stets so handelt, daß er vor allen Dingen an den Patienten denkt."

„Aber, mein Gott, sie ist ja den ganzen Tag ohne Besinnung gewesen und hat irre geredet! Was hätte es ihr da schaden können, wenn ich sie gepflegt hätte? Ich habe darüber beinahe selbst den Verstand verloren. Ach, mein Gott, hier zu sitzen und nur ihr wildes Geschrei zu hören!"

Skuldfrid fing wieder an heftig zu weinen. Aberney sagte nichts. Er verstand, daß der Arzt die Tochter von

der kranken Mutter fern gehalten hatte, damit sie nicht Zeugin dessen würde, was die Mutter in ihrem Fieberwahnsinn spräche.

„Mein Kind“, sagte Aberney, nachdem er eine Weile geschwiegen, „du mußt suchen ruhig zu sein. Es ist dies die erste wirkliche Prüfung, die Gott dir schickt, aber sicherlich nicht die letzte. Merke daher meine Worte: Der ist ein schlechter Christ, wer nicht mit aufrechtem Haupte, aber demüthigem Sinne die Bürde trägt, welche der Herr unserer Schicksale uns auf die Schultern legt. Die Größe des Menschen liegt in seiner Seelenstärke und in seiner Unterwürfigkeit unter den Willen des Höchsten. Es würde mich schmerzen, wenn meine kleine Skuldfrid nicht die Kraft besäße, das Unglück würdig zu ertragen. Weinen und Klagen macht das Leid nicht geringer, sondern hindert uns vielmehr, unsere Pflichten zu erfüllen. Versuche stark zu sein. Glaube mir, mancher wilde Sturm wird verheerend über dein Leben dahingehen, und wenn du dich bei dem ersten Windstoße niederwerfen läßt, so gehst du dabei unter. Das Leben ist ein Kampf mit dem Schmerz, und nur der siegt, der sein Vertrauen auf den Vater im Himmel setzt.“

Während Aberney so sprach, ward Skuldfrid's Schluchzen langsamer, und als er schwieg, hörte es ganz auf. Sie flüsterte:

„Dank! Ich werde diese Worte in meinem Innern bewahren und sie niemals, niemals vergessen.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Krankenzimmers und der Doctor trat heraus. Aberney und Skuldfrid erhoben sich. Letztere eilte ihm entgegen.

„Wie steht's?“ fragte sie.

„Ihre Mutter ist jetzt ruhig geworden und ich hoffe, daß sie die Nacht schlafen werde. Ich glaube deshalb meinen Platz an ihrem Bett auf einige Stunden ver-

lassen zu können und bitte Sie, denselben während meiner Abwesenheit einzunehmen."

Annika hatte ein paar Lichter angezündet, sodaß der Doctor den Professor Aberney sehen konnte. Skuldfrid war schon drinnen am Lager ihrer Mutter.

„Ah, gehorsamster Diener, Herr Professor", sagte Wagner höflich.

Aberney beantwortete den Gruß.

„Ist Frau Smidt's Zustand bedenklich?" fragte er.

„Für einen andern Menschen würde er sehr bedenklich sein, für Frau Smidt aber ist er nicht so gefährlich. Sie hat einen starken Körper und auch eine starke Seele, sodaß sie sicherlich die schwere Gehirnentzündung übersteht, die vermuthlich durch eine gewaltsame Gemüthserschütterung herbeigeführt worden."

„Sie glauben also, daß man die Tochter diese Nacht bei ihr lassen kann?"

„Ja, wenn man fortfährt, ihr von der Arznei zu geben, die ich verschrieben habe."

Der Doctor nahm Abschied und erbot sich, Aberney nach Hause zu kutschiren, erhielt aber zur Antwort, daß der Professor auf Ektorp zu bleiben beabsichtigte, um wachen zu helfen, im Falle man irgendwelchen Beistandes bedürfte.

Fünftes Kapitel.

In seinem Wagen zurückgelehnt saß Wagner und fuhr rasch nach Kronobro zurück.

„Wunderbare Fügung des Schicksals!“ dachte er. „Diese Frau ist mehrere Jahre lang in meiner Nähe gewesen, ich hätte mit einem Wort sie stürzen und Strafe und Schande über ihr Haupt bringen können, und ich habe nicht geahnt, daß die Person, die ich mit nimmer ruhender Hartnäckigkeit gesucht, mir so nahe war. Und nun — nun bin ich es, der sie pflegt, der sie von Tod und Wahnwitz retten wird, der verhindert hat, daß ihre Tochter entdecke, wer sie ist. Unbegreifliches Räthsel, welches man Schicksal nennt. Und die Tochter, dieses Kind, welches gleichzeitig ihre Strafe, ihr bitterstes Leiden und ihre einzige Freude ausmacht, diese Tochter ist Gegenstand der Liebe eines Canitz! Sollten wirklich die Missethaten der Väter an den Kindern heimgesucht werden, oder ist es ein Spiel höllischer Mächte, welche sich an dieser teuflischen Thätigkeit des Zufalls belustigen? — Nachdem ich die Fäden der Ereignisse zusammengefaßt habe, kann ich dieselben nun auch nach meinen Planen weiter spinnen.“

Ein unheilverkündendes, höhnisches Lächeln kräuselte die Lippen des Doctors, und er setzte hinzu:

„Schuldbewußtes Weib, in meinen Händen ruht nun das Schicksal deiner Tochter! Du wirst sehen, was es mich gelüstet, daraus zu machen!"

„Halt!" rief eine befehlende Stimme, und der Kutscher, ein echter Russe, hielt die feurigen Rosse sofort an.

Wagner blickte auf und sah in dem Halbdunkel Lothard, der sein Pferd neben dem Wagen anhielt. Mit einem Satz war er vom Rücken desselben herunter und saß neben dem Doctor in der Droschke.

„Fahr zu!" befahl er dem Kutscher.

„Und das Pferd?" wagte der Kutscher einzuwenden.

„Das mag den Heimweg selbst suchen, oder laufen, wohin es Lust hat! Fahre nur zu!"

Ein Knall mit der Peitsche, und der Wagen flog davon.

„Nun, Doctor?" fragte Lothard.

„Die Witwe ist sehr krank; ich habe den ganzen Tag ihr Bett nicht zu verlassen gewagt."

„Und die Tochter?"

„Ist trostlos. Die Mutter scheint ihr so lieb zu sein, daß schon die Furcht, sie zu verlieren, das junge Mädchen der Fähigkeit beraubt, die Ungewißheit des Ausgangs der Krankheit zu ertragen. Ich kann mich kaum entsinnen, je eine größere Angst gesehen zu haben als die ihrige."

„Sie müssen das Leben der Mutter retten. Ich werde Sie fürstlich dafür belohnen. Dieser Engel darf von keinem Kummer niedergebeugt werden."

„Herr Baron, meine Pflicht als Arzt erfülle ich gegen Freund oder Feind, gegen arm oder reich, und Ihr Geld vermag in dieser Beziehung nichts über mich."

„Ich weiß es und vergaß —"

„Daß nicht alles käuflich ist."

„Still, Wagner! Sie sehen ja, daß ich aufgeregt bin. Wenn diese Frau meine eigene Mutter gewesen

wäre, so hätte ihre Krankheit mir keine größere Angst bereiten können, als jetzt der Fall ist. Aber warum sind Sie nicht bei ihr geblieben?"

„Weil meine Gegenwart während der Nacht nicht nöthig ist."

„Wer hilft denn der Tochter wachen? Sollten Sie nicht eine Frau von Kronobro zu ihrem Beistande hinschicken?"

„Es ist nicht nöthig. Professor Aberney ist dort, und er, der mit der Zeit die Rechte eines Verwandten erlangen wird, nimmt auch auf das zärtlichste und fürsorglichste an allem theil, was die Bewohner von Ektorp betrifft. Man brauchte blos zu sehen, mit welcher Huld er dem jungen Mädchen begegnete, um zu verstehen, daß sie in ihm einen Freund, eine Stütze habe."

Lothard verhielt sich stumm. Die Dunkelheit barg die Schatten, welche die Worte des Doctors hervorriefen, in ihrem Schos.

Schweigend ward der noch übrige Theil des Weges zurückgelegt. Lothard marterte sich während desselben, indem er sich zurückrief, was der Doctor von Aberney's Zärtlichkeit gegen Skuldfrid gesagt, und klagte mit Bitterkeit das Schicksal an, welches es so gefügt, daß nicht er an ihrer Seite sein konnte.

Als der Doctor sich am folgenden Morgen ganz zeitig in der Wohnung der Witwe einfand, war er nicht wenig überrascht, Skuldfrid in Bezug auf ihre äußere Erscheinung ganz verändert zu finden. Das Gepräge unbezähmbaren Schmerzes, welches am vorigen Tage an ihr wahrzunehmen gewesen, war einer tiefen Ergebung gewichen. Man ahnte, daß das Herz noch von derselben Angst erbebte, aber auch zugleich, daß Skuldfrid jetzt dieselbe mit religiöser Standhaftigkeit und Unterwürfigkeit zu tragen suchte. Ihr ganzes Wesen verrieth nichts von jener schlaffen Muthlosigkeit, welche den Schlägen des Unglücks erliegt, sondern es bewies Muth im Augenblick

der Prüfung, etwas, was Achtung einflößte. Die Stunden der Nacht hatten aus dem Schoße der Schwäche all jene Seelenkraft und all den moralischen Muth entwickelt, der sie in Zukunft schmücken sollte. Der erste Kummer traf sie so unvorbereitet und in einem Augenblick, wo sie sich so glücklich fühlte, daß er die Wirkung eines Donnerschlags äußerte. Aberney's Worte und die entschwundene Nacht, während welcher er ernst mit ihr über die Welt gesprochen, von welcher sie so wenig kannte und die so voll von Leiden war, hatten die schlummernden Kräfte in ihrer Seele erweckt.

Als Aberney schwieg und Skuldfrid am Bett der Mutter saß und die ihr so theuern Züge betrachtete, da kam das Nachdenken und flüsterte ihr so vieles zu, was ihr Gefühl vorher nicht anhören gewollt hatte. Das Feuer härtet den Stahl, das Leiden die Seele. Der erste gewaltige Schmerz, den Skuldfrid erfuhr, erweckte ihre Energie und ihr Vertrauen auf Gott zu vollem Leben. Sie war sich nun darüber klar, daß durch Thränen und Klagen nichts gewonnen wird, und deshalb betete sie aus der Tiefe ihres Herzens: „Vater, gib mir Kraft, mich geduldig unter deinen Willen zu beugen!"

Aus dem Kinde war ein Weib geworden. Dies dachte auch Wagner, als er sie betrachtete.

Weiterhin am Vormittage trat der heftige Fieberwahnsinn der Kranken wieder ein und Skuldfrid mußte nun das Zimmer verlassen. Der Doctor hatte zu Aberney gesagt:

„Während dieser Anwandelungen halte ich es für das Beste, daß nur ich und die alte Dienerin bei der Kranken sind."

Ohne Widerspruch, ohne ein Wort der Unzufriedenheit, daß sie nicht bleiben durfte, gehorchte Skuldfrid; anstatt aber wie am vorigen Tage unthätig zu sitzen und auf das unheimliche Gekreisch zu hören, begann sie zu ordnen, was nöthig war, um Annika's Stelle im Hauswesen zu

ersetzen. Aberney bat sie, ein wenig Ruhe zu suchen, sie schüttelte aber den Kopf und sagte:

„Das ist unmöglich.“

Still, mit vollkommener Geistesgegenwart und niemals ruhender Fürsorge für die Kranke, durchlebte Skuldfrid sieben lange Tage und Nächte, während in dem Zustande ihrer Mutter keine Veränderung eintrat. Aberney und Tage hatten Skuldfrid und Annika mit unermüdlichem Eifer und treuer Freundschaft zur Seite gestanden.

Skuldfrid war dankbar und freundlich gegen alle, sprach aber wenig und verhielt sich vollkommen ruhig, besonders wenn sie in dem Krankenzimmer sitzen durfte.

Am siebenten Tage schien mit einem mal der Fieberwahnsinn zu weichen. Die Kranke sank in einen ruhigen Schlaf, und als sie nach einigen Stunden daraus erwachte, war sie bei vollkommenem Bewußtsein. Der Doctor hatte angeordnet, daß niemand anders als Annika oder Skuldfrid bei ihr sein sollten, damit keine Gemüthsbewegung aus Ueberraschung oder Schrecken nachtheilig auf ihre schwachen Kräfte wirken möchte.

Es war kurz vor Einbruch der Dämmerung an einem schönen Augustabend. Annika hatte, vor Anstrengung ermüdet, sich in eine Sofaecke gesetzt und war in einen unruhigen Schlummer gefallen. Skuldfrid saß am Bett der Mutter auf einem Schemel und hielt ihre Augen auf die Schlafende geheftet. Die untergehende Sonne warf einige matte Strahlen durch die herabgelassenen Vorhänge in das Zimmer. Alles, sowol drinnen als draußen, war ruhig und still. Skuldfrid hatte die Hände gefaltet und stammelte ein demüthiges Gebet.

Gerade als sie ein andächtiges Amen geflüstert, schlug die Mutter die Augen auf und heftete sie auf die Tochter. Der Blick war klar und selbstbewußt. Skuldfrid's Herz schlug, als sie in den großen, schwarzen Augen einen zärtlichen Ausdruck sah, so heftig vor Freude, daß ihre Stimme zitterte, während sie halb flüsternd fragte:

„Geliebte Mama, wie fühlst du dich?“

Sie drückte ihre Lippen auf die Hand der Mutter.

„Bin ich krank gewesen?“ sagte Frau Smidt mit matter Stimme.

„Ja, du bist sehr krank gewesen“, entgegnete Skuldfrid, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Wie fühlst du dich jetzt?“

„Wohl, nur etwas matt und schwer im Kopfe.“

Annika erwachte, und nachdem Skuldfrid die Mutter ganz ruhig und vorsichtig darauf vorbereitet hatte, daß ein Arzt herbeigerufen worden und daß er im Nebenzimmer warte, um sich von ihrem Zustande nach dem Schlafe zu überzeugen, ging sie, ohne die Erlaubniß der Mutter abzuwarten, um den Doctor zu holen.

Frau Smidt's Augen schweiften mit ihrem gewöhnlichen seelenlosen Ausdruck über die Züge des Doctors. Wenn auch er sie früher gekannt, so schien es doch klar, daß sie nicht i h n wiedererkannte. Sie beantwortete seine Fragen kurz und einsilbig, worauf er einige Anordnungen ertheilte und das Zimmer verließ.

Zu Skuldfrid sagte er:

„Ihre Mutter, Mamsell Smidt, ist nun außer Gefahr. Suchen Sie nur sie zu vermögen, sich ruhig zu verhalten, und ich hoffe, daß sie sehr bald gänzlich wiederhergestellt sein wird.“

Sodann empfahl er Skuldfrid, sich nun Ruhe zu gönnen, und versicherte, daß Frau Smidt, sobald sie von dem von ihm verschriebenen Pulver eingenommen, dann ruhig die ganze Nacht schlafen würde.

Aberney drang auch darauf, daß Skuldfrid in ihr Zimmer hinaufginge und durch stärkenden Schlaf wieder zu neuen Kräften zu kommen suche. Er sagte dies in so zärtlichem und dennoch so bestimmtem Ton, daß Skuldfrid gehorchen mußte. Selbst Annika überredete „das Kind“, zu thun, was „alte Leute“ sagten. Sie, Annika, wollte noch diese Nacht wachen.

Genug, Skuldfrid begab sich am Abend, nachdem sie ihre Mutter hatte einschlafen gesehen, hinauf in ihr Zimmer.

Tage, der den ganzen Tag auf Ektorp gewesen, fuhr am Abend nach Hause, Aberney aber blieb noch da. Nachdem Skuldfrid ein warmes Dankgebet zu Gott emporgesendet, schlief sie den ruhigen Schlaf eines Kindes. Acht Nächte hatte sie die Ruhe entbehrt.

Aberney schlich sich hinein zu der Kranken, welche eingeschlummert war. Mitten in der Nacht erwachte sie jedoch und rief Annika.

„Ich möchte ihn sehen", flüsterte sie der Dienerin zu.

„Den Professor?" fragte Annika.

„Ja."

Aberney stand augenblicklich neben dem Bett und reichte ihr die Hand mit den Worten:

„Ich habe bei Skuldfrid's Mutter gewacht. Das Leiden sühnt so vieles."

„Ich danke", stammelte die Kranke.

Dann gab sie Annika durch einen Wink zu verstehen, daß sie mit Aberney allein zu sein wünschte. Die Dienerin ging hinaus in das Familienzimmer, wo sie sich auf das Sofa legte und schlief. Erst als die Strahlen der Sonne hereinbrachen, erwachte Annika, und als sie in das Krankenzimmer trat, fand sie Aberney an der Seite der Kranken sitzend und ihre Hand in der seinigen haltend.

Frau Smidt war in tiefen Schlaf versenkt. Die ruhigen, ernsten Züge des Professors trugen Spuren von schmerzlichen und aufgeregten Gefühlen, doch lassen wir die beiden, um zu sehen, wie Skuldfrid sich in ihrem kleinen Jungfrauengemach befindet.

Sechstes Kapitel.

Die Lebensgewohnheiten des jungen Mädchens waren einfach und natürlich wie ihr ganzes Wesen. Zu einer dieser Gewohnheiten gehörte, daß sie des Morgens sehr zeitig aufstand. Sie liebte die Vögel, die mit ihrem fröhlichen Gezwitscher die aufgehende Sonne begrüßten.

Auch an dem hier fraglichen Morgen war sie mit Sonnenaufgang erwacht, und obschon sie sich durch die Ruhe gestärkt und für die Besserung in dem Zustande ihrer Mutter dankbar gegen Gott fühlte, so war dennoch der Blick, womit sie die Königin des Tages begrüßte, wehmuthsvoll.

Sie stand lange am offenen Fenster und schaute mit thränenvollen Augen hinaus auf die blaue Wasserfläche.

Sie fühlte sich so schmerzlich in ihrem Innern. Sie kam sich so einsam vor in der ganzen weiten Welt, und gleichwol fand sie dies undankbar. Wie laut, wie innig gaben Tage und Aberney zu verstehen, daß sie sie liebten! Dies hatte sie während der Krankheit ihrer Mutter deutlicher als je erfahren. Wie war es da möglich, diese Leere im Herzen zu fühlen, die sie quälte, diese unbestimmte Sehnsucht, welche ihr ganzes Innere erfüllte? Skuldfrid, die frohe, lächelnde, heitere Skuldfrid, die in

den Tagen der Prüfung so große Seelenstärke bewiesen, fühlte einen unwiderstehlichen Drang zu weinen, sie wußte nicht recht worüber — zu weinen, jetzt wo Gott so gnädig gewesen und ihr das Leben ihrer Mutter wiedergeschenkt, jetzt, da ihre ganze Seele nur von Dankbarkeit und Freude hätte erfüllt sein sollen. Wunderliches Menschenherz, welches niemals zufrieden ist!

Unaufhörlich trat ein und dasselbe Bild wieder vor ihre Seele, und während sie so dastand, war es ihr, als wenn alles wieder hell und lächelnd werden würde, wenn sie nur auf einen einzigen Augenblick jene theuern Züge wiedersähe oder jene Stimme ihr Ohr mit einigen freundlichen Worten schmeicheln hörte. Sie hatte sie so lange nicht gehört!

Gerade als dieser Wunsch, erst dunkel, dann bestimmt vor ihr stand, ließ sich ein leises Knistern in dem Heckenzaun unter ihrem Fenster hören.

Skuldfrid seufzte und blickte hin. Hatte Gott ihr schüchternes Gebet erhört, oder war es ihr böses Schicksal, welches ihrem Wunsch entgegenkam? Dies ist eine Frage, die wir nicht beantworten können.

Sicher aber war es, daß Lothard bleich und einen Blick der innigsten Theilnahme fest auf sie heftend, dastand.

Skuldfrid's Züge wurden von jenem Rosenschimmer übergossen, den ein angenehmes Gefühl stets hervorruft. Sie neigte sich ein wenig herab und lächelte Lothard freundlich an, während er den Hut abnahm und sie grüßte.

„Diese letztvergangene Zeit ist eine sehr traurige gewesen", stammelte er.

„Ja, sehr traurig", stammelte Skuldfrid.

„Aber nun ist wol alle Gefahr vorüber?"

„Ja."

„Gott sei Dank. Deswegen habe ich mich auch hier eingefunden, um Sie um etwas zu bitten."

„Und dies wäre?"

„Daß Sie, da Pflicht und Gefühl Sie noch an dem

Lager der Kranken zurückhalten, mir vergönnen, wenn auch nur von weitem, Ihre Unruhe zu theilen, an Sie schreiben zu dürfen und wenigstens einige Worte zum Trost zu erhalten."

Dieser Wunsch ward von einem so zärtlich bittenden Blick begleitet, daß Skuldfrid mit Ja antwortete.

Einige Minuten darauf hatte Lothard sich entfernt und Skuldfrid schlich sich mit geräuschlosen Tritten die Treppen hinunter und hinein zu ihrer Mutter, die noch schlief mit ihrer Hand in der Aberney's ruhend.

Ein paar Stunden später fand sich der Doctor bei der Kranken ein, an deren Lager er Aberney traf. Die Augen des Doctors verweilten mit einem spähenden Ausdruck auf Frau Smidt's Zügen, als ob er darin hätte lesen wollen, was vorgegangen sei. Einmal, während er einige Fragen an sie that, veränderte er den Ton seiner Stimme so, daß diese einen ganz andern Ausdruck gewann. Bei diesem Klange stutzte die Kranke und betrachtete ihn zitternd, aber ein fremdes Antlitz lächelte sie an, welches unmöglich im Zusammenhang mit der Stimme stehen konnte, deren sie sich erinnerte.

Als der Doctor sich entfernte, folgte ihm Skuldfrid. Sowie sie sich miteinander allein im großen Zimmer sahen, überreichte er ihr einen Brief mit den Worten:

„Wenn Sie einiges Interesse für den Briefschreiber fühlen, so bewegen Sie ihn, die Nächte nicht hier draußen vor Ihrer Wohnung zuzubringen."

Wagner verbeugte sich und ging.

Der ganze Tag ging zu Ende, ohne daß Skuldfrid einen Augenblick Muße hatte, um die theuern Zeilen lesen zu können. Erst als der Abend kam, wo die Mutter wieder in Schlaf sank und Aberney und Tage wieder nach Junta gefahren waren, durchflog sie diese Zeilen, welche an ihrem hochklopfenden Herzen verborgen gelegen hatten.

Was enthielten sie? Ach! Ganz dasselbe wie tausend andere derartige Briefe, nur mit dem Unterschied, daß während andere junge Männer von Liebe sprechen und Liebe fordern, ewige Treue geloben und eine gleiche begehren, Lothard nur von seiner innigen Anhänglichkeit sprach, wie kostbar jeder Augenblick sei, wo er Skuldfrid sähe, wie er sie verehrte und bewunderte u. s. w. Das Wort Liebe ward nicht genannt, ebenso wenig ein einziger Buchstabe von Gegenliebe. In dem Geist des Briefes lag Wärme, in dem Ausdruck eine erstaunliche Behutsamkeit, in dem Ganzen gaben sich die edelsten Gefühle des Herzens und ein Zartsinn kund, welcher nur den kennzeichnet, der wahrhaft liebt.

Skuldfrid schrieb einige Zeilen zur Antwort. Es waren nur wenige und dieselben betrafen durchaus nicht sie selbst. Das Schwerste für sie war, diesen Brief dem Doctor in die Hände zu spielen. Ganz gewiß hatte sie nicht Muth genug, ihm denselben zu geben. Der Doctor kam ihr jedoch zuvor, denn beim Abschiede sagte er:

„Haben Sie die Güte gehabt, aufzuschreiben, um was ich Sie gestern bat?"

Zur Antwort hierauf reichte ihm Skuldfrid den Brief.

Siebentes Kapitel.

Nach einigen Wochen war Frau Smidt so ziemlich wiederhergestellt und litt nur noch an der Schwäche, die eine heftige Krankheit stets zurückläßt. Sie hatte täglich einige Augenblicke in dem kleinen Vorhaus zugebracht, um frische Luft zu athmen und Kräfte zu sammeln. Obschon der Doctor bei jedem Besuch erklärte, daß sie als genesen betrachtet werden könne und daß die Natur keine Unterstützung durch die Kunst des Arztes mehr bedürfe, fuhr er dessenungeachtet fort, Ektorp jeden Tag zu besuchen.

Eines Nachmittags, als er wieder von dort zurückkehrte, begab er sich seiner Gewohnheit gemäß hinauf zu Lothard, der seine Zurückkunft in Kronobro stets mit Ungeduld erwartete. Der junge Gutsherr war nicht in dem großen Salon anwesend, sondern der Doctor traf ihn in dem Arbeitscabinet, vertieft in die Lectüre eines soeben erbrochenen Briefs.

Bei Wagner's Eintritt warf er den Brief vor sich auf den Tisch und ging dem Doctor entgegen, indem er sagte:

„Nun Doctor, haben Sie ein Wort des Trostes für mich?“

Schweigend reichte der Doctor ihm ein kleines Billet. Lothard trat an das Fenster, um, mit dem Rücken nach Wagner gewendet, das Billet zu lesen. Mittlerweile hefteten die Augen des Doctors sich auf den Brief, den Lothard von sich geworfen.

„Wieder die niedliche, elegante Frauenhand, die ich instinctartig verabscheue. Eine innere Stimme sagt mir, daß die Briefschreiberin die Person ist, welche meinen Einfluß vermindert hat. Trotz der Reihe von Jahren, welche verflossen sind, seitdem ich ihn zum ersten mal einen Brief von dieser Handschrift empfangen sah, ist es mir nicht gelungen, zu ermitteln, von wem diese Briefe kommen.“

Mit anscheinender Gleichgültigkeit näherte er sich dem Tisch und ergriff eine auf demselben liegende Zeitung, warf aber dabei zugleich die Augen auf die ersten Zeilen des Briefes. Da stand:

„Mon bien-aimé Lothard.“

Mehr konnte der Doctor nicht erhaschen, denn Lothard drehte sich herum. Wagner war schon in die Zeitung vertieft.

„Doctor“, sagte Lothard, „wissen Sie, ob etwas Besonderes auf Ektorp passirt ist?“

„Nein, es geht alles seinen gewöhnlichen Gang. Der Professor ist jeden Tag da, und so auch der junge Tage. Frau Smidt scheint von dem ersten beherrscht zu werden und behandelt den letztern mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, was bei der düstern Frau etwas höchst Seltenes ist. — Die Tochter ist wieder dasselbe heitere Kind geworden wie vor der Krankheit der Mutter, und man braucht nicht gerade sehr scharfsinnig zu sein, um sofort zu entdecken, daß die beiden jungen Leute einander zu verstehen anfangen, wobei ihnen der Professor übrigens behülflich ist.“

Der Doctor schaute gedankenvoll vor sich hin. Lothard betrachtete Wagner mit argwöhnischem Blick,

den dieser gleichwol nicht zu bemerken schien. Es trat eine lange Pause ein. Endlich sagte der Doctor:

„Ich habe heute beschlossen, Ektorp nicht weiter zu besuchen. Als ärztlich sind meine Besuche schon längst überflüssig gewesen, und den postillon d'amour will ich nicht länger spielen. Ich habe es aus Freundschaft für Sie gethan, indem ich mir vorspiegelte, daß ich Ihnen damit eine Freude bereiten könnte, nun aber —"

„Warum reden Sie nicht aus?" fiel Lothard ein, auf dessen Stirn eine dunkle Purpurflamme brannte.

„Nun aber fürchte ich Unheil, sowol für Sie als auch für das junge Mädchen, herbeizuführen, wenn ich weiter damit fortfahre."

„Und der Grund?"

„Weil sie die Frau des jungen Aberney werden soll. Wie man auch die Sache betrachten möge, von seiten der Vernunft oder der Moral, so müssen Sie zugeben, daß es für sie ein größeres Glück ist, einen geachteten und ehrlichen Mann zu heirathen, als —"

„Verschonen Sie mich mit Ihren Vorträgen und reden Sie rund heraus", rief Lothard ungeduldig.

„Wohlan, wie Ihnen beliebt: — als Ihre Geliebte zu werden."

„Meine Geliebte!" rief Lothard. „Sind Sie von Sinnen, Doctor, oder für wen sehen Sie mich an?"

„Für einen vornehmen russischen Unterthan mit warmem, lebhaftem Herzen und starken Leidenschaften, aber mit hinreichendem Verstande, um einzusehen, daß die Tochter der armen Witwe kein Mädchen ist, welches die Frau des Barons von Canitz werden kann."

„Und worin bestünde das Hinderniß?"

„In Ihrer und des Mädchens ungleicher gesellschaftlicher Stellung. Sie würden sich durch eine solche Mesalliance die Ungnade des Zaren zuzuziehen."

„Bah! Ein Canitz kann sich vermählen, mit wem

er Lust hat, ohne deswegen den Kaiser oder sonst etwas fürchten zu müssen."

„Glauben Sie das? Dennoch kann ich mich entsinnen, daß —"

Lothard schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und sah den Doctor schweigend an, aber mit einem Blick unterdrückten Zornes und Stolzes, welcher die Wirkung äußerte, daß Wagner kurz abbrach und, anstatt den angefangenen Redesatz zu vollenden, sagte:

„Sie haben also wirklich den Gedanken genährt, sich mit Mamsell Smidt zu vermählen?"

„Nein, ich habe mit Bezug auf die Zukunft an nichts gedacht. Ich habe für den Augenblick gelebt, ohne mich um den nächsten zu bekümmern, weil ich nichts zu wünschen wagte, aus Furcht, das Wenige, was ich von Skuldfrid's Wohlwollen besaß, zu verlieren; in diesem Augenblick aber fühle ich, daß wenn sie mir ihr Herz gäbe, mich nichts in der Welt abhalten sollte, sie zu meinem Weibe zu machen."

„Und dennoch liegt hier ein Brief, der mit den Worten: «Mon bien-aimé Lothard» anfängt", dachte der Doctor. Laut sagte er:

„Wenn Sie aber auch des Mädchens Wort besitzen, so nutzt Ihnen das wenig, denn sie wird aus Freundschaft für den jungen Aberney sich leicht bewegen lassen, diesem ihre Hand zu schenken und dadurch nicht blos den liebsten Wunsch ihrer Mutter, sondern auch ihres alten Freundes, des Professors Aberney, zu erfüllen. Ja, ich gestehe aufrichtig, daß ich diese Verbindung so natürlich und für das wahrhafte Glück des jungen Mädchens so verheißungsvoll finde, daß ich nicht weiter Ihr Briefträger sein oder dazu beitragen will, daß das Interesse des Mädchens sich von dem jungen Aberney abwende."

„Sie wollen nicht!" rief Lothard, indem ihm alles Blut ins Gehirn emporstieg.

„Nein! Als ich heute bei meiner Ankunft die beiden

jungen Leute im Garten sitzen sah, sie mit dem Haupte an seine Schulter gelehnt und er mit den Armen sie umschlungen haltend, da kam es mir vor, als wären sie füreinander geschaffen, und ich dachte: An seiner Seite wird sie bald das Interesse vergessen, welches sie jetzt für den Baron fühlt. Als dann der Professor sie zärtlich küßte, kam es mir vor, als ob diese drei Wesen geschaffen wären, ein langes und glückliches Leben zusammen zu führen."

Lothard's Eifersucht loderte in heller Flamme empor.

„So, das meinen Sie!" rief er; „ich aber meine, Skuldfrid sei ein viel zu ungewöhnliches Mädchen, um in die Arme des Sohnes eines politischen Ränkeschmiedes wie Aberney geworfen zu werden, auf dessen Haupt die strafende Hand der russischen Regierung jeden Augenblick herabschmettern kann."

„Da könnte man ihnen ja kund thun, daß die Aufmerksamkeit der Behörden schon auf den Professor gerichtet ist. Ueberdies kann er nach Schweden hinüberziehen und dort in ungestörter Ruhe das Glück seines Sohnes genießen. Es hat während der letztern Tage Augenblicke gegeben, wo ich mich versucht fühlte, Aberney zu warnen."

„Ha, das fehlte nur noch, daß Sie mich verriethen, während Sie doch wissen, wie unentbehrlich sie für meinen Frieden ist. Sie, der Sie mein Gemüth und meinen ganzen Charakter kennen, Sie haben auch vom ersten Augenblick an verstanden, daß ich dieses Mädchen mit meiner ganzen Seele geliebt habe. Welche teuflische Treulosigkeit wäre es gewesen, die Vermählung des jungen Aberney zu begünstigen! Ha, ich glaube, wenn Sie das thäten, ich zermalmte Sie!"

„Gleichwol wären Sie, wenn ich es gethan hätte, selbst schuld daran", antwortete der Doctor ruhig. „Sie haben einmal erklärt, daß Sie mich nicht als

Ihren Freund betrachten, folglich können Sie auch keinen Anspruch als an einen solchen an mich haben."

„Aber dennoch sind Sie mein Vertrauter gewesen, der mein Gefühl genährt und angefacht hat", antwortete Lothard heftig.

„Das erstere gebe ich zu, aber das letztere durchaus nicht", entgegnete Wagner. „Ich habe niemals aus freiem Antriebe von dem jungen Mädchen gesprochen, ich habe Ihnen niemals Hoffnung in Bezug auf sie zugeflüstert. Im Gegentheil, ich habe Sie vor dem Einfluß der Aberneys gewarnt, ward aber da angeklagt, daß ich den Teufel in Ihrem Blut wecken wollte. Wohlan, Herr Baron, die Folge hiervon ist, daß ich mich nicht für verpflichtet halte, Ihren Interessen zu dienen, da alles, was ich zu diesem Zwecke vornehme, von Ihnen als ein Schurkenstreich betrachtet wird. Möge nun die Person, welche Sie Mistrauen gegen mich gelehrt, Ihnen auch einen Rath geben, der ebenso gut ist als der, den ich Ihnen hätte geben können."

Lothard's Brust hob sich unruhig. Seine ganze Seele gerieth in Aufruhr bei dem Gedanken, daß es blos einiger Worte von Wagner an Aberney bedürfe, um letztern zu bewegen, nach Schweden hinüberzureisen und Skuldfrid mitzunehmen, während Lothard dann als Beute aller der Furien zurückblieb, welche jetzt in seiner Brust rasten. Sie, Skuldfrid, hatte ihr Haupt an Tage's Schulter gelehnt, während er seine Arme um ihren Leib geschlungen! Sein Blut kochte bei dem Gedanken an dieses Bild, besonders wenn er bedachte, daß er selbst kaum ihre Hand zu berühren gewagt hatte. Zu dem Doctor sagte er:

„Vergessen Sie, was ich gesagt habe; ich gebe zu, daß eine Ungerechtigkeit darin lag. Beweisen Sie mir, daß Sie einiges Interesse für mich hegen, dadurch, daß Sie nicht auf die Seite meines Nebenbuhlers treten."

Der Doctor betrachtete ihn einen Augenblick, faßte dann die dargebotene Hand und sagte mit Nachdruck:

„Ich werde ihn nicht warnen."

„Gut!"

Lothard ging, indem er dies sagte, an den Tisch und schrieb schnell einige Zeilen auf ein Blatt, dann versiegelte er dasselbe und reichte es dem Doctor mit den Worten:

„Senden Sie dies sofort mit einem reitenden expressen Boten ab."

Der Doctor hielt den Brief in der Hand und betrachtete die Aufschrift, dann sah er den jungen Mann an.

„Was hoffen Sie von einer Unterredung mit Tage Aberney? Daß er nach Schweden zurückreisen und seiner Braut entsagen werde? Oder glauben Sie wirklich, es werde Ihnen durch Ueberredung gelingen, einen Finnen zu bewegen, von dem abzustehen, was er will? Dann ist es weit besser, ihn und seinen Vater ganz in aller Stille weit fortzuschaffen."

„Wagner, wecken Sie nicht diesen verabscheuungswerthen Gedanken in meiner Seele! Lieber ziehe ich vor, ihm eine Kugel durch den Kopf zu schießen und —"

„Skuldfrid Sie verabscheuen und ihn beweinen zu lassen. Versuchen Sie, bester Herr Baron, doch einmal, Ihre Stellung und Ihre Handlungen mit Besonnenheit zu beurtheilen. Sie lieben das junge Mädchen. Sie hegt für Sie ein lebhaftes Interesse, welches aber nicht groß genug ist, um die Macht des Einflusses zu bekämpfen, welchen die alten Freunde auf sie besitzen. Sie wollen allen trotzen, um ihr Ihren Namen und einen Rang zu schenken, der hoch über dem steht, in welchem sie sich jetzt bewegt. Wohlan, Sie wollen das Glück des Mädchens und gleichzeitig Ihr eigenes, aber dies wird Ihnen niemals gelingen, solange die Feinde des Hauses Canitz sie beherrschen. Diese verabscheuen Rußland und das russische Joch und lieben Schweden. Was

ist da einfacher, als daß Sie, der Sie Kenntniß davon haben, dem Professor und seinem Sohn einen Reisepaß und die Weisung verschaffen, Finnland binnen achtundvierzig Stunden zu verlassen? Haben Sie den Leuten damit geschadet? Nein. Diese werden ja nicht nach Sibirien geschickt wie die armen Polen!"

Was das Ergebniß dieser Unterhandlung war, wird sich bald zeigen. Nachdem das Gespräch eine Stunde gedauert, verließ der Doctor das Zimmer des Barons und begab sich nach seiner Etage.

Achtes Kapitel.

Die Nacht war weit vorgeschritten und immer noch wanderte Lothard unruhig in dem großen Salon auf und ab. Der Brief, welchen er bei Ankunft des Doctors im Begriff gestanden zu lesen, war gänzlich vergessen worden.

Es war mit Lothard wie mit allen Menschen, deren Gefühle zu ihrer höchsten Höhe emporgetrieben werden. Die ganze Thätigkeit der Seele concentrirte sich um den Gegenstand, der diese Steigerung hervorgerufen.

Lothard war einige Abende in die Nähe von Ektorp geritten und hatte sich dann nach dem Platz im Walde geschlichen, wo man sehen konnte, was auf dem Hofe vorging, und da hatte er Tage und Skuldfrid beisammen gesehen. Hierzu kam, daß es seit jenem Morgen, wo er mit ihr einige Worte durch das Fenster wechselte, ihm nicht wieder gelungen war, auch nur einen Augenblick mit ihr zusammenzutreffen, sondern daß er sich ausschließlich mit den wenigen Zeilen hatte begnügen müssen, die er zur Antwort auf seine langen Briefe erhielt. Man begreift daher leicht, daß die Disharmonie in ihm zu groß ward, besonders da Skuldfrid in ihren

Briefen niemals von ihren Gefühlen oder sonst etwas sprach, was sich auf ihre Neigung zu ihm beziehen ließ.

Jener letzte Brief aber, den der Doctor mitgebracht, war doch von dem vorhergehenden abgewichen und hatte zusammengenommen mit allen andern das oben mitgetheilte Gespräch veranlaßt. Der Inhalt dieses Briefs war folgender:

„Sie sind betrübt, Ihre Worte haben einen Anflug von Gram und zuweilen von Bitterkeit. Was ist die Ursache davon? Bin ich es? Und gleichwol möchte ich so gern ein angenehmer Gegenstand sein, bei welchem Ihre Gedanken verweilten. Ach, ich wünschte viel, aber es ist mir zu Muthe wie einem Vogel, den man seines höchsten Guts, der Freiheit, beraubt hat. Gleichwol sollte ich glücklich, sehr glücklich sein, denn — Erlauben Sie, daß ich Ihnen nicht alles sage. Wissen Sie blos, daß ich die Ruhe und den Frieden meiner Mutter jetzt in meinen Händen habe. Sie hat mir gesagt, daß ich die Mittel, sie zu erfreuen, in meiner Gewalt habe und dennoch — — bebe ich. Indessen, das geschieht wol deshalb, weil ich ein Kind bin, unbekannt mit allem, und für welches alles neu ist. — Nein, nun will ich nicht mehr schreiben und gleichwol hätte ich Ihnen so viel zu sagen. Wer weiß wie lange ich noch das Recht haben werde, Ihre Briefe anzunehmen oder zu beantworten! — Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Kummer bereitet habe oder Ihnen künftig bereite."

Ein Tag hat vierundzwanzig Stunden. Diese sind in dem großen Buche der Unendlichkeit ein Nichts, und gleichwol, eine wie große Umwandelung in dem Leben eines Menschen kann dieser kleine Schlag in dem Uhrwerk der Zeit in sich fassen!

Die Nacht, welche von dem reichen und schönen Besitzer von Kronobro durchwacht ward, war für Skuldfrid gewesen wie alle andern Nächte. Sie schlummerte, während ihre Gedanken bei dem Fremdling weilten, obschon

sie an Tage zu denken gewünscht hätte. Während des Schlafs war sie von unruhigen Träumen weder erfreut noch gepeinigt worden, und als sie am Morgen erwachte, hatte sie keine Ahnung davon, daß dieser Tag das Signal zu all den Stürmen werden würde, welche ihr Leben verheeren sollten.

Mit der gewöhnlichen wehmuthsvollen Sehnsucht, welche jetzt in ihrem Herzen lebte, begrüßte sie den Aufgang der Sonne.

Nach dem Frühstück sagte Frau Smidt zu ihrer Tochter:

„Mein Kind, du hast um meinetwillen die arme lahme Mutter Veronika und die Frau des Waldhüters so lange vernachlässigt, daß du mir ein Vergnügen machen würdest, wenn du sie besuchtest.“

Einige Stunden später wanderte Skuldfrid den Weg nach dem Hause des Waldhüters entlang. Eine stumme Ahnung sagte ihr, es sei vielleicht möglich, daß sie unterwegs mit dem jungen Fremdling zusammenträfe.

Diese Ahnung täuschte sie auch nicht, denn sie war noch nicht viele Schritte gegangen, als sie zu ihrem großen Erstaunen Lothard in der Allee begegnete. Er pflegte sonst dem Hofe nicht so nahe zu kommen. Bei seinem Anblick eilte Skuldfrid ihm entgegen und rief fröhlich:

„Wie freundlich von Ihnen, daß Sie gerade heute hierher gekommen sind!“

„Wären Sie nicht gekommen, um einen Spaziergang zu machen, so hätte ich nicht länger vor dem Gitterthore gewartet, sondern wäre in Ihre Wohnung gedrungen, um mit Ihnen sprechen zu können“, antwortete Lothard. „Ha, Sie ahnen nicht, welche Höllenqualen ich während dieser Tage und Nächte erduldet.“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Aber, mein Gott, was martert Sie denn so?“ fragte Skuldfrid.

„Meine Liebe zu Ihnen, Skuldfrid“, antwortete er.

„Sehen Sie, ich bin für Sie blos eine Quelle des Leidens, und dennoch möchte ich gern das Gegentheil sein.“

Lothard ergriff sie bei der Hand und führte sie nach der kleinen Bank, die an der Seite des Wegs stand und von einem hohen Gebüsch verdeckt ward.

„Setzen Sie sich hierher und hören Sie mich an“, sagte er in einem Tone, welcher verrieth, wie aufgeregt er war. „Ach, Skuldfrid, Sie sind für mich alles, was das Leben mir bieten kann — der Himmel des Glücks, in welchen nicht einmal meine Wünsche sich gewagt, und der Pfuhl von Qualen, welche selbst meine Phantasie sich nicht zu malen vermocht. Geben Sie mir daher einen einzigen Strahl von Hoffnung, daß — ach, verzeihen Sie, der Schmerz macht mich kühn —, daß Sie mich vielleicht einmal lieben lernen werden. Ich will geduldig den Tag erwarten, sollte er auch zugleich mein Todestag sein. Erlösen Sie mich blos von der Qual des Gedankens, daß Sie einen andern lieben, daß Sie das Weib eines andern werden sollen, denn dieser Gedanke ist nahe daran gewesen, mich in einen Bösewicht zu verwandeln!“

Er schüttelte den Kopf mit einer Bewegung, als ob er die ganze Meute von Martern verscheuchen wollte, die darin tobte.

„Sagen Sie mir“, fuhr er fort, „ob es keine Möglichkeit gibt, Ihr Herz zu gewinnen. Nennen Sie mir das Opfer, welches Sie fordern, und ich will mich demselben unterziehen, dafern ich nur dadurch Ihre Zuneigung erwerben kann.“ Er ergriff Skuldfrid's Hände. „Ich habe in meinem ganzen Leben niemals gewußt, was es heißt, zu lieben oder jemand von ganzem Herzen lieb zu haben; Sie sind die erste, die mich den Himmel und die Hölle dieses Gefühls kennen lehrt. Ich habe weder

Mutter, noch Vater, noch Geschwister gehabt. Sie sind die einzige, die mich gefesselt hat, und ohne Sie wäre ich nicht im Stande zu leben."

Er drückte ihre Hände fest in den seinigen.

Auf Skuldfrid's Wangen wechselten Purpurflammen und Lilienfarben. Sie lächelte sanft und dennoch bekümmert ihn an und flüsterte:

„Ihre Worte sind nahe daran, mich zu erschrecken, und gleichwol antwortet Ihnen ein Widerhall in meiner Seele. — Still, unterbrechen Sie mich nicht, sondern versuchen Sie, mich mit Geduld und Ruhe anzuhören. Setzen Sie sich neben mich", fuhr Skuldfrid fort und zog ihre Hände aus den seinigen. „Sie bitten mich um einen Schimmer von Hoffnung. Welche Hoffnung aber könnte ich Ihnen geben, die Sie nicht schon besäßen? Sie lieben mich. Ach, diese Worte erfüllten einmal mein Inneres mit Beben, dann mit Freude, und jedesmal, wo ich sie in meiner Erinnerung wiederholt, hat mein Herz stärker geschlagen. Da fühlte ich recht deutlich, daß Sie mir theuer waren. Vielleicht allzu theuer", setzte sie mit gesenkter Stimme hinzu, „und gleichwol sind Sie mir so fremd, daß es Augenblicke gibt, wo ich glaube, daß ich Sie nicht so lieb haben sollte, wie ich thue. Unterbrechen Sie mich nicht. Ich habe während dieser Wochen, die wir getrennt verlebt, ernst über Sie und mich nachgedacht. Umgeben von so viel Zärtlichkeit, wie ich war, empfand mein undankbares Herz dennoch wehmüthige Sehnsucht nach Ihnen. Sie sind für mein Leben unentbehrlich geworden. Für Ihr Glück würde ich mein eigenes opfern, aber für den Frieden meiner Mutter, für den Wunsch meines Onkels und für Tage's Zukunft würde ich ohne Bedenken uns beide, Sie und mich, opfern. Ach, das Gefühl, mit welchem ich an Ihnen hänge, gibt mir nicht das Recht, jemand anders als mir selbst Schmerz zu bereiten. Es ist blos da, um geopfert zu werden."

Skuldfrid legte die Hand aufs Herz und setzte hinzu:

„Es ist, als ob an dem Tage, wo wir, Sie und ich, scheiden werden, hier drinnen etwas brechen müßte, und dessenungeachtet wird dieser Tag bald da sein —"

„Skuldfrid! Skuldfrid!" rief eine Stimme von dem Hofthore her.

Die beiden jungen Leute drehten sich herum und Skuldfrid erhob sich sofort, indem sie sagte:

„Meine Mutter!"

Sie reichte Lothard die Hand und setzte mit einem Blick, der seine Brust mit jubelnder Freude erfüllte, hinzu:

„Leben Sie wohl. Auf Wiedersehen morgen."

Sie hüpfte über den Graben und eilte weiter zu ihrer Mutter. Während sie fortsprang, erhob sich Lothard, um womöglich einen Schimmer von der Frau zu erhaschen, welche Skuldfrid das Leben gegeben und über welche so sonderbare Gerüchte umgingen.

An das Gitterthor gelehnt, stand wirklich Frau Smidt und erwartete die Annäherung ihrer Tochter. Sie hatte das Gesicht nach der Allee gewendet. Lothard, der sich nur wenige Schritte davon entfernt befand, konnte ihre Züge sehr wohl unterscheiden. Der junge Mann bog die Zweige des Gebüsches auseinander, ließ sie aber sogleich wieder los, indem er murmelte:

„O, mein Gott! Dieses gespenstische Antlitz, welche Erinnerung weckt es in meiner Seele! Nein, das kann nicht sie sein. Ein höllisches Gaukelbild treibt seinen Spott mit mir!"

Wieder bog er mit hastiger Bewegung die Zweige auf die Seite. Frau Smidt stand immer noch unbeweglich, bis Skuldfrid das Gitterthor erreicht hatte.

„Zwei Gesichter können nicht einander so ähnlich sein", stammelte Lothard und versank in Gedanken, welche an=

fangs sehr schmerzlich zu sein schienen. Endlich aber schüttelte er sein schönes Haupt, um sich von denselben zu befreien, und ein Ausdruck strahlender Freude flog über sein Gesicht, während er flüsterte:

„Was geht es mich an, wer ihr das Leben gegeben? Jetzt ist sie mein! Weder die Mächte des Himmels noch der Hölle können sie mir entreißen, seitdem ich weiß, daß ihr Herz mir gehört. Könnte ich wol deshalb aufhören, dieses reine und edle Mädchen zu lieben, weil sie das Kind eines Verbrechens ist? Nein, wäre sie auch am Fuße eines Schaffots geboren, so ist sie selbst doch eine unschuldige Taube. Skuldfrid! Schuldfried! — Ach, wie viel liegt in diesem Namen!"

Lothard ritt heim nach dem stolzen Kronobro, indem er sich zum ersten mal in seinem Leben den trügerischen Illusionen von künftigem Glück hingab. Sein Herz schlug vor Freude, als er in seiner Phantasie den Augenblick sah, wo er die Tochter der düstern Witwe als seine Gattin und als Herrscherin in das stattliche Kronobro einführen würde. Mit welcher Pracht, mit welchem Glück wollte er sie umgeben und wie wollte er sie mit seiner Liebe schmücken!

Es war das erste mal, daß der vom Reichthum und von der Natur so freigebig begabte junge Mann sich wirklich glücklich fühlte — zum ersten mal fühlte er einen Hauch von Seligkeit seine Seele durchwehen. Lothard hatte alles vergessen, was ihn anklagen konnte, nicht recht gehandelt zu haben. Er war sich blos eines Gedankens bewußt, dessen, daß Skuldfrid ihn liebte. Was kümmerte er sich nun darum, ob es noch andere gab, welchen sie aus Pflichtgefühl ihn opfern zu müssen glaubte? Diese andern sollen nun nicht lange mehr im Wege stehen, und was die Mutter betraf, so dachte Lothard gar nicht an sie. Er besaß die Gewißheit der Liebe Skuldfrid's, und mit dieser Gewißheit glaubte er alles zu besitzen.

O, Jugend, Zeit der Hoffnung, wie bitter beweinen wir dich, wenn du mit deinen Schätzen des Glaubens und des Trostes entflohen bist —, wenn das Herz noch nicht gelernt hat, gerade das zu fürchten, was die Hoffnung am schönsten malt!

Neuntes Kapitel.

Ein Tag mag noch so lachend oder traurig beginnen, so hat er doch ein Ende und der Abend kommt, um unsere Freude oder unsern Schmerz im stillen Schoße der Nacht zu bergen.

So war es auch mit dem Tage, wo Lothard in seiner Brust keinen Platz für die ganze Welt von Glück zu haben glaubte, welches ihm entgegenlächelte.

Zum Mittagsmahl waren einige Nachbarn eingeladen, und der sonst so stolze und verschlossene Wirth von Kronobro war strahlend heiter. Seine Conversation sprühte von Witz und Scharfsinn. Doctor Wagner, der sich auch unter den Gästen befand, warf von Zeit zu Zeit einen eigenthümlichen, höhnischen Blick auf Lothard's schönes Gesicht, welches durch das Glück noch schöner gemacht ward.

„Berausche dich nur in deinem Schatten von Wonne — desto entsetzlicher ist dein Erwachen", dachte der Pole.

Nach der Mahlzeit entfernten sich sämmtliche Gäste. Der Doctor sagte, er sei zu einem Kranken gerufen, und als die Dämmerung einbrach, war Lothard allein.

Er saß in dem großen Salon in einem Sofa zurückgelehnt, versunken in alle jene Träume, welche bei dem

glücklichen Liebenden der Phantasie so angenehm schmeicheln. Der Diener hatte wie gewöhnlich die Kerzen der Candelaber und die Kronleuchter angezündet, ohne daß der Baron darauf achtete. Er bemerkte nicht diese ganze Flut von Licht, welche auf ihn herabströmte, so vollkommen entrückt war er der äußern Welt. Dennoch ward er zu derselben durch einen Diener zurückgerufen, welcher eintrat und meldete, daß eine junge Dame den Herrn Baron zu sprechen wünsche.

„Wer ist sie?“ fragte Lothard ärgerlich über die Störung.

„Sie will ihren Namen nicht nennen, behauptet aber, sie habe etwas Dringendes anzubringen.“

„Nun, so laß sie hereinkommen.“

Lothard richtete sich aus seiner liegenden Stellung empor und fuhr sich mit der Hand durch die dunkeln Locken, indem er dachte:

„Jung ist sie — es ist doch nicht etwa —“

Die Thür öffnete sich und der Diener sagte:

„Haben Sie die Güte einzutreten. Der Herr Baron sitzt dort und ist ganz allein.“

Herein trat eine lange, schlanke Frauengestalt mit gesenktem Blick. Die Thür schloß sich hinter ihr und sie blieb dicht vor derselben stehen. Sie und Lothard waren allein.

Er stand auf und wendete sich nach ihr, blieb aber stehen und sah sie mit fast erschrockenem Blick an, indem er rief:

„Skuldfrid?“

Ehe wir den Auftritt schildern, welcher nun folgte, wollen wir einen Blick zurückwerfen und sehen, was auf Ektorp geschehen war, nachdem Frau Smidt ihre Tochter gerufen hatte.

Zehntes Kapitel.

Skuldfrid hatte Lothard sogleich verlassen und war zu ihrer Mutter geeilt. Als sie durch das Gitterthor trat, reichte ihr Frau Smidt einen Brief, der mit einem reitenden Boten von Junta angelangt war. Der Inhalt desselben war folgender:

„Geehrte Frau! Ein großes Unglück, welches sich ereignet hat, ist die Ursache, daß ich Sie bitten muß, Skuldfrid sogleich nach Junta kommen zu lassen. Ich wende mich an Sie, damit Sie Skuldfrid holen lassen, im Fall diese ausgegangen wäre, wenn dieser Brief ankommt. Die Augenblicke sind kostbar.

„Mit aller Achtung

Sarah Hederman."

Nachdem Skuldfrid diese Zeilen eiligst gelesen, sagte Frau Smidt:

„Ich habe den Wagen schon anspannen lassen. Geh und bitte Gott, daß kein Unglücksfall ihn getroffen haben möge."

Einige Augenblicke darauf war Skuldfrid auf dem Wege nach Junta. Der Weg schien ihr ein ewig langer zu sein und sie versuchte, sich die Zeit und ihre Angst

damit zu vertreiben, daß sie in ihrer Erinnerung sich die Worte zurückrief, welche Aberney während der Krankheit ihrer Mutter zu ihr gesprochen.

„In den Augenblicken der Prüfung beweist der Mensch am besten, ob er Seelenstärke besitzt und ein guter Christ ist", hatte er gesagt, und sie wollte stark sein. Sie wollte mit vollkommener Geistesgegenwart allem entgegengehen, was bei ihrer Ankunft in Junta sie erwartete.

Hier angelangt, eilte sie sofort in das große Zimmer, wo sie Tante Sarah weinend in der Sofaecke sitzen sah. Bei Skuldfrid's Anblick sprang sie auf, fiel ihr um den Hals und rief:

„Mein Gott, Kind, welch entsetzliches Unglück! Sie sind fort, fort!"

Und damit brach sie in lautes Schluchzen aus.

„Fort! Gute, liebe Tante, sprich und sag' was geschehen ist!" bat Skuldfrid mit bebender Stimme.

Es war gleichwol nichts Leichtes, was sie begehrte, denn erst nach vielen Ausrufen und Thränenfluten gelang es Skuldfrid, zu erfahren, was alle diese Ausbrüche hervorrief.

Die Sache war diese.

Während man in Junta frühstückte, hatte der Kronvogt in Begleitung des Amtmanns sich eingefunden und mit Professor Aberney und Tage zu sprechen verlangt. Die beiden Herren waren in das Zimmer des erstern geführt worden. Nach einer kurzen Unterredung, wobei der Amtmann alle Papiere Aberney's durchsucht hatte, waren sie wieder herausgekommen, und Aberney hatte Tante Sarah mitgetheilt, daß er und Tage genöthigt wären, sogleich eine Reise nach Åbo zu machen. Tante Sarah, welche, während die Herren drinnen in Aberney's Zimmer waren, am Schlüsselloche gehorcht, hatte deutlich gehört, daß der Amtmann von Todesstrafe und Sibirien gesprochen hatte. Ja, sie konnte ihr Leben darauf ver-

wetten, daß er gesagt hatte, Aberney und Tage würden dorthin gebracht werden.

Allerdings hatten Aberney und Tage bei ihrer Abreise Tante Sarah gebeten, kein Wort davon zu sagen, daß sie die Fahrt nach Åbo in Gesellschaft des Kronvogts und des Amtmanns angetreten, sondern daß sie bis auf weiteres sagen sollte, sie hätten eine Geschäftsreise gemacht; als aber Tante Sarah's beide Lieblinge fort waren, konnte sie es in der Einsamkeit nicht aushalten, sondern schickte sogleich nach Skuldfrid, um vor dieser ihr Herz auszuschütten und womöglich einen Weg auszumitteln, um die beiden Männer zu retten.

Tante Sarah hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß sie und Skuldfrid sofort nach Åbo reisen müßten; dort sollte letztere zu dem Generalgouverneur gehen und für die Verhafteten bitten. Skuldfrid war jung und schön, sie hatte Aberney lieb und war schon fast so gut wie Tage's Braut. Dieser letztere Umstand mußte Sarah's Meinung nach den Gouverneur rühren, und wenn irgendetwas im Stande war, sein Mitleid zu erwecken, so war es eine verzweifelnde Braut. Tante Sarah's ganze Hoffnung auf Rettung beruhte sonach auf dem Ausgang von Skuldfrid's effectvoller Fürsprache bei dem Gouverneur.

Skuldfrid saß mit bleichen Wangen da und hörte Tante Sarah's Vorschlag gedankenvoll an. Ihr Instinct sagte ihr, daß darauf nicht zu bauen sei, daß sie durchaus nichts Ersprießliches damit würde ausrichten können. Daß etwas geschehen mußte, dies sah sie recht wohl ein, was aber, darüber konnte ihr ihre Unerfahrenheit keinen Aufschluß geben. Mittlerweile machte Sarah ihr eine Schilderung von dem traurigen Schicksal derer, die sich die Unzufriedenheit der russischen Regierung zugezogen. Die Schreckbilder, welche sie Skuldfrid in Bezug auf Knutenhiebe und Sibirien vorführte, waren von der Art, daß dem armen Kinde das Haar zu Berge stieg und ihr innerstes Herz erbebte. Während auf diese Weise Tante

Sarah ihre und Skuldfrid's Phantasie bis auf die höchste Höhe hinaufhetzte, hörte man das Rollen eines Wagens, der auf dem Hofe vorfuhr.

„Vielleicht kommen sie wieder!" rief Skuldfrid und sprang auf. Sie öffnete die Thür und eilte hinaus in das Vorhaus, blieb aber hier mit dem Ausdruck der getäuschten Hoffnung in ihren Zügen stehen, denn der Ankommende war Wagner.

Der Doctor kam ihr höflich entgegen und sagte, er habe Mamsell Smidt in Ektorp gesucht, weil er erfahren, daß Professor Aberney als politisch verdächtig von den Ortsbehörden nach Åbo geführt worden sei. Da er Skuldfrid nicht zu Hause angetroffen, so suchte er sie nun hier auf, um ihr als Freund den Rath zu geben, daß sie nach Kronobro fahren, dort den Baron zu sprechen verlangen, ihm erzählen, was sich zugetragen, und ihn um seine Fürsprache für Aberney bitten solle. Er sei allmächtig und ein Wort von ihm hinreichend, um dem Professor die Freiheit wieder zu verschaffen.

Als Skuldfrid ihm Tante Sarah's Vorschlag mittheilte, bewies er ihr, daß eine solche Berufung an den Gouverneur gänzlich zwecklos sei. Der Gouverneur als Beamter müsse seine Pflicht thun, Baron Canitz dagegen in seiner Eigenschaft als besonderer Günstling des Kaisers könne Aberney mit der größten Leichtigkeit von allen nachtheiligen Folgen seiner politischen Vergehungen befreien.

Nachdem der Doctor sich entfernt hatte, kam Skuldfrid sofort zu einem festen Entschluß, und sie machte sich unverweilt auf den Weg nach Kronobro, wohin wir jetzt auch zurückkehren.

Elftes Kapitel.

Bei dem Ton von Lothard's Stimme blickte Skuldfrid erschrocken auf, heftete mit einem Ausdruck des Entsetzens die Augen auf ihn, that sodann einige hastige Schritte auf ihn zu, faßte ihn beim Arme und rief:

„Sie sind also Konstantin Canitz?"

Skuldfrid's Gesicht war todtenbleich geworden, ihre Lippen bebten und die großen dunkeln Augen stierten ihn verzweiflungsvoll an.

„Ja."

Mit einer Bewegung wirklichen Grauens ließ Skuldfrid seinen Arm los, bedeckte das Gesicht mit den Händen und murmelte:

„O Jesus Christus, erbarme dich mein!"

„Skuldfrid", sagte Lothard bekümmert, „erschreckt mein Name Sie so sehr? Was hat es zu sagen, daß ich Canitz heiße? Für Sie bin und bleibe ich ja stets der Lothard, der Sie liebt und vergöttert."

Skuldfrid blieb unbeweglich. Mit innig bittender Stimme setzte Lothard hinzu:

„Verzeihen Sie mir die Schwäche, welche mich bewog, Ihnen zu verschweigen, wer ich bin. Ach, ich

wußte, daß diese Kenntniß mich verhaßt machen würde, und ich wollte geliebt werden! Wenden Sie sich nicht ab, sondern sagen Sie, daß Sie mir verzeihen."

Skuldfrid's Hände waren langsam von ihrem Gesicht herabgesunken. Lothard suchte eine derselben zu fassen, aber bei dieser Bewegung trat sie zurück, richtete das gesenkte Haupt stolz empor und heftete einen kalten, würdevollen Blick auf ihn. Mit unnatürlich ruhiger Stimme sagte sie:

„Baron Canitz! ich kenne Sie nicht — wir begegnen uns heute das erste mal. Ich habe mich hier eingefunden, um Sie um Ihre Vermittelung für Aberney zu bitten."

Es lag in dem ganzen Wesen des jungen Mädchens etwas, was Lothard's Blut zu Eis erstarren ließ. Sein Herz ward von Angst ergriffen, als er diesem kalten Blick begegnete, und er glaubte unter dem Einfluß eines peinlichen Traums zu stehen. Er hatte sich ja soeben erst so von Wonne erfüllt gefühlt, daß es ihm jetzt schwer ward, die Aenderung zu fassen, die ihr Aeußeres andeutete. Diese Augen, die ihm am Morgen noch so liebevoll entgegengelächelt, waren dies wirklich noch dieselben, die ihn jetzt so verächtlich anblickten? Er hörte ihre Worte, aber er faßte sie nicht. Er fühlte blos, daß er wissen mußte, ob sein Name in ihr das Gefühl ertödtet, welches ihn so glücklich gemacht. Was war für Lothard alles andere, sobald es nicht Bezug auf Skuldfrid's Liebe hatte? Ein Nichts.

„Ich kann nicht fassen, was Sie zu mir sagen, solange ich nicht von Ihren Lippen ein Wort der Verzeihung gehört habe. O, Skuldfrid!" rief er heftig, „sehen Sie mich nicht so an! Was habe ich wol Unrechtes gethan? Ich habe Sie geliebt und verehrt wie ein höheres Wesen. Ein einziges Wort der Freundlichkeit, ein Wort, welches mir sagt, daß Sie noch dieselbe sind wie heute Morgen — und Sie können dann über mein Leben befehlen."

„Und wenn ich mit einem solchen Worte das Leben meiner Mutter und meine eigene Ehre retten könnte, so wäre ich doch nicht im Stande, es auszusprechen. Sie sind für mich nicht mehr der, der Sie waren — der Mann, den ich liebte. Sie sind Baron Canitz, und zu diesem komme ich, um ihn um seinen mächtigen Beistand für Professor Aberney und dessen Sohn zu bitten. Beide sind auf Grund einer politischen Anschuldigung von dem Kronvogt nach Åbo geführt worden. Ich komme, um den Günstling des russischen Kaisers zu bitten, daß er meine unglücklichen Landsleute rette. Sie können es thun, und auf meinen Knien will ich Sie darum bitten."

„Sie bitten und Sie hoffen erhört zu werden", sagte Lothard düster, „Sie, die Sie ein freundliches Wort dem Manne verweigern, dessen ganzer Frieden davon abhängt. Sie begehren einen Dienst, der mich Leben und Freiheit kosten kann, und Sie thun dies in demselben Augenblick, wo Sie mein Herz mit Verachtung von sich stoßen. Den Baron Canitz bitten Sie und Lothard verstoßen Sie. Derselbe Name, den Sie anrufen, damit er Ihre Freunde rette, ist zugleich der Tod Ihrer Liebe."

„Ja, dieser Name kann meine Freunde retten, aber ich kann nicht den Mann lieben, der ihn trägt. Er gehört einem Hause an, welches sich gegen Finnlands Freiheit verschworen, welches sein Vaterland verrathen hat, und Canitz heißt der, welcher in seinem rohen, wilden Uebermuth mich einmal schimpflich mishandelte." Mit Bitterkeit setzte Skuldfrid hinzu: „Ich könnte sterben vor Schmerz, wenn ich bedenke, daß ich noch vor wenigen Stunden mich stolz darauf fühlte, Konstantin Canitz' Liebe zu besitzen. Dem vermessenen russischen Sprößling einer erniedrigten schwedischen Familie kann Skuldfrid ihr Herz nicht schenken." Sie holte tief Athem und sagte dann mit gefalteten Händen: „Stehen Sie meinen Freunden bei, retten Sie dieselben vor Unglück und schenken Sie dieselben mir und Finnland wieder."

„Hören Sie mich an, Skuldfrid. Ich kann Ihnen Ihre Freunde nicht wiedergeben, auch wenn ich mein ganzes Vermögen dafür aufopferte. Wer gegen die russische Regierung complotirt hat, kann nicht gerettet werden.“

„Kann nicht?“ fiel Skuldfrid ein; „sagen Sie lieber, daß Sie nicht wollen. O, mein Gott, wie konnte ich auch nur einen Augenblick die trügerische Hoffnung nähren, daß Sie, ein Russe, ein Canitz, großmüthig sein könnten! Ich hätte gleich eine abschlägige Antwort von einem Manne erwarten sollen, welcher —“

„Warum reden Sie nicht aus?“ fragte er mit bebender Stimme. „Stoßen Sie zu, zermalmen Sie mich, zerreißen Sie mir das Herz, treten Sie es mit Füßen und gehen Sie dann fort mit dem Bewußtsein, den Frieden eines Menschen vernichtet zu haben. Mädchen“, setzte er heftig hinzu, „Sie verleugnen nicht das grausame Blut, welches Sie geerbt haben.“

„Baron Canitz“, unterbrach ihn Skuldfrid mit Kälte, „hier handelt es sich nicht um Sie und mich. Was gewesen ist, ist nicht mehr. Sie sind mir ein Fremdling, zu welchem ich komme, um Beistand zu suchen. Sie können mir diesen auch schenken, aber Sie wollen nicht. Wohlan, ich gehe. Nehmen Sie hin den Triumph, daß ich — Sie vergebens um eine gute That angefleht habe, die eine Hochherzigkeit voraussetzte, welche für einen Russen unmöglich ist. Nun habe ich weiter nichts hinzuzufügen.“

Skuldfrid wendete sich nach der Thür.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick und hören Sie mich! Sie, die Sie so verächtlich zu mir sprechen, vergessen gleichwol, daß dieser elende Canitz Sie in seiner Gewalt hat; daß er seine Macht misbrauchen könnte, wenn er ein schlechter Mensch wäre, der Ehre und Tugend verachtete und nur der Stimme seiner Leidenschaften Gehör schenkte.“

„Nun, welcher andern Stimme geben Sie denn Gehör, da Sie meinen Freunden nicht beistehen wollen?“ sagte Skuldfrid mit jener unerschütterlichen Festigkeit in ihren Behauptungen, die dem finnischen Volke so eigenthümlich ist.

„Ich kann ihnen nicht beistehen.“

„Sie wollen nicht. Baron Canitz, möge Gott Ihnen diese Weigerung verzeihen.“

Skuldfrid näherte sich der Thür, ehe sie dieselbe aber erreichte, stand Lothard zwischen ihr und dieser.

„Sie gehen also, ohne ein einziges freundliches Wort, ohne einen einzigen freundlichen Blick?“

„Ja!“ entgegnete Skuldfrid, indem sie ihn stolz ansah. „Sie lassen mich unerhört gehen, obschon Sie wissen, daß das Unglück, die Leiden der Personen, für welche ich gebeten, mir schwerer zu tragen ist als der Schmerz, welcher mich selbst getroffen. — Sie könnten ihnen die Freiheit wiederschenken, aber Sie ziehen es vor, mich zur Beute meiner Qualen werden zu lassen. Und Sie wagen noch, von Ihrer Anhänglichkeit an mich zu sprechen? Ha, das ist nichtswürdiger Hohn!“

„Wenn es Hohn wäre, so brauchte ich blos den Schlüssel in diesem Schloß umzudrehen, und Sie wären mein“, sagte er, indem er zugleich die Hand auf das Schloß legte. „Ich habe gesagt, daß ich nicht im Stande bin, zu thun, um was Sie mich bitten; Sie zweifeln, Sie verweigern mir ein einziges armseliges Wort des Trostes für all den Schmerz, den ich empfinde. Sie verhöhnen mich, dessen Liebe so heilig und ernst war, daß ich nicht einmal mit einer Geberde mich je von etwas anderm leiten ließ als meiner Ehrerbietung. Wohlan, wenn der Schmerz oder der Zorn mich jetzt bewöge, Sie in meiner Gewalt zu behalten, so wäre dies eine zu entschuldigende That.“

Er schöpfte tief Athem und setzte dann mit beinahe wehmüthigem Ausdruck hinzu:

„Aber wenn ich dies thäte, so liebte ich Sie nicht so innig, wie es der Fall ist. Sie sind mir theuerer als mein eigenes Glück — selbst in dem Augenblick, wo Sie mich verachten und verstoßen."

Er trat auf die Seite und sagte dann:

„Leben Sie wohl; mögen Sie die Härte, die Sie jetzt bewiesen, nie bereuen."

Mit diesen Worten verbeugte er sich.

Skuldfrid war ergriffen und Thränen rannen ihre Wangen herab.

„Geben Sie meinen Freunden die Freiheit, und ich werde Sie segnen!"

„Heißen Sie mich zu Ihren Füßen sterben, und ich werde es thun, aber verlangen Sie nicht das Unmögliche."

„Ja, unmöglich ist es für einen Canitz, aber wohl möglich für einen Mann mit edelm Herzen!" rief Skuldfrid und öffnete die Thür.

Lothard blieb unbeweglich stehen, bis die Thür sich wieder hinter Skuldfrid schloß, dann eilte er zu einer andern hinaus.

Zwölftes Kapitel.

Auf dem Hofe von Kronobro stand der kleine bescheidene Wagen, in welchem Skuldfrid gekommen war. Anders hatte sich behaglich auf die Seite geneigt und schlief ganz ruhig auf dem Ohr, während er die Zügel in der matten Hand hielt.

Ein Diener rief den Schlafenden wach und half Skuldfrid in den Wagen.

Der Abend war finster, der Himmel umwölkt, und es ging ein dumpfer Seufzer durch die Luft, welcher einen herannahenden Sturm verkündete.

Gerade als der Diener artig das Spritzleder um das junge Mädchen herum zuknöpfte, hörte sie eine helle, wohlbekannte Stimme von der Treppe rufen:

„Man bringe mir sofort mein Reitpferd!"

Skuldfrid hüllte sich in ihr Umschlagetuch. Sie zitterte, ob vor Kälte oder Schmerz, möchte schwer zu bestimmen sein, sicher aber war, daß ein heftiger Schauer ihren ganzen Körper schüttelte. Sie wollte Anders ersuchen, schnell von diesem Orte hinwegzufahren, der alle ihre Freuden vernichtet, aber sie war nicht im Stande, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen.



Anders war noch ganz schlaftrunken und brauchte ziemlich lange, ehe er sich besann und mit Peitsche und Zügeln in Ordnung kam. Dann ging es in langsamem Schritt durch das Gitterthor hinaus. Als dieses geöffnet ward, hörte Skuldfrid den Hufschlag eines Pferdes, welches über den Hof geführt ward. Sie drückte die Hand fest auf ihr unruhig pochendes Herz.

Es dauerte nicht lange, so kam ein Pferd hinter ihnen her galopirt. Als sie eine Strecke aus der Allee hinaus waren, befand sich der Reiter zur Seite des Wagens.

„Fürchten Sie sich nicht", sagte eine Stimme in so weichem, bekümmertem Tone, daß es Skuldfrid war als dränge dieselbe immer noch in ihr Herz. „Ich habe nicht die Absicht, Sie durch meine Nähe zu peinigen oder zu verfolgen. Ich will blos darüber wachen, daß Sie nach Hause kommen, ohne daß Ihnen etwas zustößt."

Heiße Thränen rollten Skuldfrid's Wangen herab, aber Lothard hatte keine Ahnung davon, denn die Finsterniß verbarg sie und der Sturm küßte sie hinweg. Und wenn es Skuldfrid's Leben gegolten hätte, so wäre sie nicht im Stande gewesen, ein einziges Wort zu erwidern.

Lothard ritt schweigend neben dem Wagen, während der Gott des Sturms seine Schwingen entfaltete. Kein Wort ward während der ganzen Fahrt gewechselt, und als der Wagen von der Hauptstraße ab nach Ektorp einbog, sagte Lothard:

„Leben Sie wohl!"

„Ich danke Ihnen!" flüsterte Skuldfrid mit tonloser Stimme, die durch das Brausen des Windes vollständig übertäubt ward, sodaß sie nicht das Ohr dessen erreichte, für den sie bestimmt war. Er warf sein Pferd herum und sprengte in vollem Galop davon.

Skuldfrid hätte gewünscht, ihn zurückzurufen, um

ihm ein freundliches Wort zu sagen; aber es war zu spät.

Die Nacht folgte auf den Tag, und allein in ihrem kleinen Zimmer saß Skuldfrid. Die flackernde Flamme des Lichts warf ihren unruhigen Schein über die bleichen Züge des Mädchens, in welchen soviel tiefer und bitterer Schmerz zu lesen stand. Alle, die ihr theuer gewesen und deren Anblick sie erfreut, waren nun fort. Sie fühlte sich so niedergedrückt, so tief unglücklich, daß sie viel darum gegeben, wenn sie eine einzige theilnehmende Brust gehabt hätte, an die sie sich lehnen gekonnt, oder eine freundliche Stimme, welche ihr ein Wort des Trostes zugeflüstert hätte.

Es war als wenn ein Wirbelwind alle ihre Freuden zerrissen und vernichtet und nur Angst, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit zurückgelassen hätte.

Ihre liebsten Freunde wurden von einem grauenhaften Schicksal bedroht, ohne daß sie etwas für sie zu thun vermochte — sie, die mit ihrem Leben sie hätte von jedem Schmerz loskaufen mögen.

Und dann — dieser Mann, der ihr so unaussprechlich lieb, so unentbehrlich geworden, er hatte sie betrogen, er hatte sich in ihre Liebe und in ihr Vertrauen gestohlen, er war — derselbe Canitz, der sie und Tage gemißhandelt; derselbe Mann, den sie von ihrer Kindheit an verabscheut, den sie als den Sohn eines Abtrünnigen verachten gelernt.

Alles dies war eine bleischwere Bürde für die noch ungeprüfte Seelenstärke Skuldfrid's, besonders da sie, trotz allem diesem, zu ihrer Beschämung ihr Gefühl immer noch nicht von ihm losreißen konnte. Sie glaubte sterben zu müssen vor Scham über ihre Schwäche, einen Mann zu lieben, den sie verachten mußte.

Auch stahl sich der nagende Gedanke in ihr Herz, daß es vielleicht sein oft ausgesprochener Neid gegen Aberney

und Lage sei, was ihn veranlaßte, ihr nicht beistehen zu wollen.

Sonach war sie die Ursache seiner Weigerung, und als sie zu dieser Schlußfolgerung kam, begann sie die bittersten Selbstanklagen gegen sich zu erheben.

Skuldfrid gehörte im allgemeinen nicht zu der Zahl derer, welche für jedes Misgeschick Thränen oder auch wirkliche Klagen bei der Hand haben; dennoch aber war es ihr, als ob die Qualen, die jetzt ihr Inneres erfüllten, wirklichen Höllenschmerzen glichen, die gelindert worden wären, wenn sie weinen gekonnt hätte.

Endlich gegen Morgen erbarmte sich der Gott des Schlafs über das arme Kind und schloß sie in seine Arme, sodaß sie in einen kurzen und unruhigen Schlummer sank.

Als sie aus demselben erwachte, war der Tag schon ungewöhnlich weit vorgeschritten. Auf dem Tische neben dem Bett fand sie einen etwas dicken Brief. Die Aufschrift war von Aberney's Hand. Hastig erbrach sie das Siegel.

Das Couvert enthielt zwei versiegelte und einen unversiegelten Brief. Diesen letztern schlug sie sogleich auseinander, ward aber leichenblaß, als ihr Blick auf die nur zu wohl bekannte Handschrift fiel, jene schönen, feinen Buchstaben, deren Anblick früher ihre Freude gewesen, jetzt aber ihre Brust nur mit Bitterkeit erfüllte.

Sie las:

„Sie sagten gestern zu mir, Sie kämen zu dem Baron Canitz in der Hoffnung, durch ihn Ihre Freunde vor einer drohenden Gefahr zu retten.

„Sie, ein junges schönes Mädchen, begaben sich zu diesem Mann, dem einzigen Wesen, welches Sie auf Erden verabscheuen. — Um Sie dazu zu vermögen, bedurfte es einer mächtigen Anhänglichkeit, und diese hegen Sie für jene beiden Männer. Sie vergaßen die Furcht vor einem Canitz und setzten den Fuß über seine

Schwelle, über die Schwelle eines Mannes, den Sie jeder schlechten That fähig glauben.

„Was hofften Sie da bei einem solchen Menschen auszurichten? Hofften Sie ihn durch Ihre Bitten zu bewegen? Dann setzten Sie voraus, daß ein dem Mitleiden offenes Herz in seiner Brust schlüge. Wer aber Mitleid fühlt, wer durch eine Bitte gerührt werden kann, ist kein Verworfener, und gleichwol halten Sie Konstantin Canitz für einen solchen.

„Sie kamen in der Ueberzeugung, er sei ein Fremdling, mit dem Sie einmal in Ihrer Kindheit und in seinen Jünglingsjahren auf unglückliche Weise zusammengetroffen waren. Sie kamen, ohne an die Gefahr zu denken, der Sie sich aussetzten, als Sie allein, ohne Schutz, in die Wohnung eines Mannes traten, an seiner Schwelle die Forderungen der Convenienz aus den Augen setzten und es darauf ankommen ließen, verkannt und misachtet zu werden. Sie vergaßen dies alles über der Gefahr, welche den Personen drohte, die Sie lieben.

„Wie sehr sollte ich diese nicht wegen der Zuneigung verabscheuen, die Sie ihnen schenken, und seien Sie überzeugt, ich thue es auch. — Doch, dies ist es nicht, wovon ich sprechen wollte, sondern es ist der verachtete russische Canitz, ohne Mitleid und Großmuth, wie Sie gestern äußerten, der Mann, der Sie, gleichviel wie sehr, liebt. Ich glaube, er hat es Ihnen gesagt.

„Sie waren in seiner Gewalt, Sie beschimpften, reizten und verletzten ihn durch Ihre Worte. Sie thaten alles, um seine bessern Gefühle in einen tobenden Orkan wilder, rachsüchtiger Leidenschaften zu verwandeln. Er besaß die Macht, diesen schlimmern Eingebungen zu folgen, und dennoch gestattete er, daß Sie rücksichtslos die heiligsten Gefühle seines Herzens und seine Ehre mit Füßen traten; dennoch vergaß der Russe nicht die Achtung, die er Ihnen und sich selbst schuldig war, und obschon jeder Tropfen seines Blutes vor wilder Eifersucht,

vor gekränktem Stolze und vor verachteter Liebe kochte, ließ er Sie doch ziehen, ohne Ihnen auch nur mit einem Worte die Hölle zu vergelten, welche Sie in ihm entzündet.

„Skuldfrid, während der entsetzlichen Augenblicke unserer letzten Unterredung fühlte ich, daß meine Seele edler war als die Ihrige; ich verehrte und liebte Sie, und Sie, Sie begegneten mir mit infernalischer Grausamkeit. Nie habe ich mich so stolz auf mich selbst gefühlt, als da ich Sie nach all diesem dennoch gehen ließ. Ich hatte mein schlimmeres Ich besiegt.

„Bedenken Sie wohl, unverständiges Kind, ich hätte blos ein einziges Wort zu sagen gebraucht — ein Wort, welches mehrmals mir auf der Zunge schwebte, um Sie zu demüthigen und zu zermalmen, und dennoch sprach ich dieses Wort, dieses furchtbare Geheimniß nicht aus. Bitten Sie Gott, daß ich stets im Stande sein möge, es zu verschweigen, und hüten Sie sich, die Saiten meiner Seele noch einmal so hoch zu spannen, wie Sie gestern thaten! Einmal kann man hindern, daß sie reißen —, aber nicht zweimal.

„Nachdem Sie mein Inneres verheert, den kurzen und reinen Traum von Glück, in welchem ich mich gewiegt, zertrümmert, entfernten Sie sich ohne ein Wort des Erbarmens oder der Theilnahme, obschon ich flehentlich darum bat. Sie verließen mich und fürchteten nicht, daß ich mich an diesen Männern rächen würde, um derentwillen Sie als Bittende zu mir kamen. Diese Feinde meines Glücks und meines Friedens, die Urheber dieses Pfuhls von Qualen, in welche ich hinabgestürzt worden, hoffen Sie wirklich von meiner Rache verschont zu sehen. Sie wagten sehr viel, als Sie einen Canitz reizten, denn derselbe Mann, auf dessen allmächtigen Einfluß Sie rechneten, um Ihre Freunde zu befreien, hätte Ihr Herz mit Schrecken und Zittern erfüllen können, während Sie ihn beleidigten. Durch sein Wort hätte er das Unglück Ihrer

Freunde noch steigern können. Geben Sie zu, daß Sie ihm eine Hochherzigkeit zutrauen mußten, die nicht jedem beschieden ist.

„Ich habe in diesem Augenblick zwei Briefe vor mir liegen, die, wenn sie in die Hände eines andern kämen, dem Professor Aberney das Leben kosten würden. Ich brauchte sie blos dem Generalgouverneur zuzusenden; statt dessen aber sende ich sie Ihnen — und dessenungeachtet hasse ich diese Aberneys von Grund meiner Seele.

„Noch mehr, ich bin die ganze Nacht geritten, um die Gefangenen selbst zu besuchen und Ihnen die beifolgenden Briefe von diesen Freunden zu verschaffen, die Ihnen so theuer sind. Ich habe meinen geringen Einfluß so benutzt, daß das Unglück, welches sie getroffen, sich auf die Weisung beschränkt, Finnland binnen achtundvierzig Stunden zu verlassen. Sie reisen nach Schweden.

„Sie baten für ihr Leben und ihre Freiheit. Ich antwortete, ich könnte nichts für sie thun. Ha, der verworfene Russe wollte sich lieber von Ihnen mit Vorwürfen überhäufen lassen, als Ihnen eine Hoffnung geben, die er nicht mit Sicherheit verwirklichen konnte.

„Das Leben, die Freiheit und das Vermögen Ihrer Freunde sind also, gleichviel um welchen Preis, unangetastet geblieben. Sie leben, sie sind frei — sind Sie zufrieden?

„Diese meine Handlungsweise dürfte einigermaßen die Barbarei sühnen, welche begangen ward von dem Knaben

Lothard Konstantin Canitz."

Skuldfrid saß, nachdem sie diesen Brief zu Ende gelesen, da wie versteinert. Dieser Brief, so ruhig, so würdig, war gleichwol mit einem Namen unterzeichnet, der ihr zuwider war. All diesen Edelmuth hatte Konstantin Canitz bewiesen, er, der von ihr stets als ein Urbild der Bosheit betrachtet worden, und dennoch

waren dieser Canitz und Lothard eine und dieselbe Person.

Skuldfrid sah ein, daß er sich hochherzig gezeigt. Bei der Erinnerung an all jene unüberlegten Worte, welche sie den Abend zuvor gesprochen, begriff sie die ganze Erhabenheit seiner Handlungsweise, indem er ihr jetzt Aberney's Briefe zusendete. Wie unbekannt Skuldfrid auch mit den einfachsten Verhältnissen des Lebens war, so sagte ihr doch der gesunde Menschenverstand, nachdem sie die Briefe flüchtig durchgelesen, daß der Inhalt derselben für Aberney ein höchst verderblicher hätte werden können. Mit einem Gefühl, welches sie sich selbst nicht erklären konnte, drückte sie Lothard's Brief an ihr Herz und flüsterte:

„Bis in den Tod bleibt er mir theuer.“

Das Geräusch von Tritten auf der Treppe bewog sie, den Brief zu verstecken.

Frau Smidt trat ein. Sie pflegte Skuldfrid's Zimmer nur höchst selten zu besuchen und fast nur dann, wenn ihre Tochter unwohl war. Frau Smidt sah unruhig aus.

„Du hast ja Briefe von Aberney bekommen. Was schreibt er?“ fragte sie.

Skuldfrid erröthete. Sie hatte diesen Brief noch nicht erbrochen.

„Ich habe noch nicht Zeit gehabt, Onkel Aberney's Brief zu lesen“, antwortete sie und reichte ihn der Mutter.

„Nein, lies du, mein Kind.“

Der Brief war nicht sehr lang und enthielt blos einige ermuthigende Worte. Aberney hieß Skuldfrid gutes Muths sein und versicherte ihr, daß er sowol als Tage sich wohlbefänden. Er setzte hinzu, sobald er nach Schweden hinüber wäre, würde er an Skuldfrid's Mutter schreiben und ihr den Vorschlag machen, ebenfalls dahin

zu ziehen. Der Brief schloß mit einigen warmen Versicherungen väterlicher Anhänglichkeit.

Als das Vorlesen des Briefs beendet war, sagte Frau Smidt düster:

„Ich soll nach Schweden ziehen? — Nimmermehr!"

Sie verließ das Zimmer, und Skuldfrid konnte nun den Brief von Tage allein lesen. Er war von dem von der Geliebten seines Herzens getrennten Jüngling geschrieben. Tage war unglücklich und unruhig. Er gab und verlangte das Gelübde ewiger Liebe und Treue, während er zugleich die Möglichkeit bezweifelte, daß Skuldfrid ihm ihre Anhänglichkeit bewahrte, und gleichwol bat er um dieselbe als das einzige Mittel, ihm die Qual der Trennung erträglich zu machen. Er drohte und bat, er klagte und tröstete — alles innerhalb weniger Zeilen. Der ganze Brief verrieth eine aufgeregte Gemüthsstimmung und eine ängstliche Furcht, das Herz zu verlieren, welches er zu besitzen glaubte.

Undankbares Frauenherz! Obschon jedes Wort in diesem Briefe einen hohen Grad von Liebe athmete, durchlas ihn Skuldfrid doch ganz zerstreut, und als sie ihn wieder zusammenfaltete, dachte sie ganz gewiß:

„Der arme, gute Tage!"

Dann aber nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. Was sie in Aberney's Brief wunderte, war die vollkommene Zufriedenheit, womit er davon sprach, sich in Schweden niederzulassen. Tage schrieb ganz dreist, da es ihm nunmehr unmöglich sei, seine Braut abzuholen, so müsse diese zu ihm kommen. Der Ton in Aberney's Brief sowol als in Tage's beruhigte Skuldfrid über das Schicksal und die Gemüthsstimmung der beiden Freunde.

In demselben Grade, wie ihre Unruhe gestillt ward, kehrten ihre Gedanken allmählich wieder zu dem ersten Briefe und dessen Verfasser zurück. Sie las ihn noch einmal durch und wieder erwachte jener gemischte Eindruck von Freude, Demüthigung und Schmerz. Der tiefe Ab-

scheu, den sie gegen alles eingesogen, was Canitz hieß, die Erinnerungen aus der Kindheit, welche der Seele dieses stolzen und eigensinnigen Naturkindes unauslöschlich eingegraben waren — alles rief einen erbitterten Kampf gegen das Gefühl von Bewunderung hervor, welches sein Benehmen einflößte. Daß der Mann, den sie als einen Feind ihres Volks und Landes betrachtete, eine solche Gewalt über ihr Herz besaß, dies war etwas, was das finnische Mädchen sich selbst nicht verzeihen konnte.

Dreizehntes Kapitel.

Es vergingen einige Tage. Der Herbst hatte angefangen, sein umwölktes Antlitz zu zeigen. Es stürmte und regnete unaufhörlich.

Auf Ektorp war es düster. Skuldfrid brachte ihre Tage fast ununterbrochen auf ihrem Zimmer zu, Frau Smidt lebte in das ihrige eingeschlossen. Annika war schweigsam und niedergeschlagen. Sie hatte einmal gesagt:

„Gott weiß, wie das alles noch enden soll! Du weißt gar nicht, Skuldfrid, was für Sorgen und Kummer deine Mama hat. Du bist glücklich, daß du es nicht weißt.“

Skuldfrid hatte deshalb keine Fragen aufgeworfen. Sie wußte aus Erfahrung, daß Annika niemals auf solche Fragen Antwort gab, aber sie fühlte sich nun noch gedrückter und betrübter. Nun war ja alles entschwunden, was sie gefreut — alles, dem sie sich mit Liebe und Vertrauen zu nähern gewagt.

Am dritten Tage kam ein Bote von Tante Sarah und ersuchte Skuldfrid, hinüber nach Junta zu kommen.

Bei der Ankunft hier fand Skuldfrid die Alte nieder=

geschlagen, aber ruhig. Sie hatte sich nun gerüstet, dem Neffen nach Schweden nachzureisen, wünschte aber, ehe sie Junta verließ, Abschied von Skuldfrid zu nehmen, die auch den ganzen Tag bei ihr blieb.

Die Alte war ungewöhnlich mittheilsam. Sie sprach ganz offen und unverstellt, wie sie sonst niemals zu thun pflegte.

„Ich hätte“, sagte sie, „wol gewünscht, hier in Finnland zu sterben. Meine ganze Jugend und den größten Theil meiner mittlern Lebensjahre habe ich in Schweden zugebracht, aber dennoch stets die Hoffnung genährt, meine Tage in der lieben Heimat beschließen zu können. Indessen, Gott wollte es nicht, denn da, wo Victor lebt, da muß auch seine alte Tante leben. Er hat sich hier niemals recht wohl befunden, seitdem Finnland russisch geworden ist, und das ist auch nicht zu verwundern; aber er glaubte seinen Landsleuten nutzen zu können, und deshalb blieb er hier. Der arme Victor! Sein Leben ist stets eine Reihe von Kümmernissen und Prüfungen gewesen.“

Sarah seufzte.

Sie fühlte das unwiderstehliche Bedürfniß, vor Skuldfrid ihr Herz auszuschütten. Sie hatte keinen Freund und hatte auch niemals einen solchen gehabt. Im allgemeinen war sie wortkarg und kurz angebunden gegen Fremde, obschon sie gegen ihren Neffen, Tage und Skuldfrid sehr redselig und wohlwollend sein konnte.

Nicht einmal dieser letztern gegenüber, die doch ihr Günstling war, hatte sie jemals zuvor auf die Vergangenheit oder Aberney's Kümmernisse hingedeutet.

Jetzt, nach diesen Tagen vollkommener Einsamkeit und Angst, war es ihr aber gar so voll in ihrem Innern. Die Vergangenheit mit allen ihren Verlusten zog an ihrer Seele vorüber, und da Skuldfrid das einzige weibliche Wesen war, welches sie lieb hatte, so ward das Bedürfniß, mit ihr zu sprechen, sehr groß. Sie kannte

Skuldfrid und wußte, daß alles, was sie ihr sagte, wohl aufgehoben war.

„Du mußt wissen, mein Kind", hob Sarah wieder an, „daß Victor Aberney und ich die einzigen noch übrigen Mitglieder zweier anfangs glücklichen Familien sind, die später vom Unglück sehr schwer heimgesucht wurden. Victor's Mutter war meine Schwester. Ich hatte auch einen Bruder, der ein angesehener Mann war, Gott habe ihn selig!"

Der Alten traten die Thränen in die Augen. Mit langsamer Stimme, als ob es ihr vor ihren Erinnerungen bangte, begann Tante Sarah alle die Vorfälle zu erzählen, welche der Leser aus den ersten Kapiteln unserer Erzählung kennen gelernt — Harmen's Vermählung mit dem ältesten Aberney, dessen Tod und Harmen's Wiedervermählung mit Henoch sowie dessen unglückliches Ende.

Skuldfrid hörte mit Aufmerksamkeit diese unheimliche Familiengeschichte an, und als Sarah schwieg, um ihre Gemüthsbewegung bei der Erinnerung an diese Schwester- und Bruderskinder, denen es so unglücklich gegangen war, zu bemeistern, fragte Skuldfrid:

„Aber, Tante, was ward denn aus der armen Witwe der beiden Brüder? Ich meine deine Nichte Harmen."

„Ach, mein Kind, das weiß ich nicht. Victor reiste allerdings, gleich nachdem er den Tod Henoch's erfahren, hinüber nach Schweden, was aber zwischen ihm und Harmen vorging, weiß ich nicht. Als er wieder heimkam und ich nach ihr fragte, antwortete er mir streng und düster:

„«Harmen ist todt, Tante — wenigstens ist sie es für uns. Sie ist ein verbrecherisches Weib, dessen Name von keinem rechtschaffenen Menschen genannt werden darf.»

„Was er eigentlich für Entdeckungen gemacht, suchte ich weiter nicht auszuforschen; ich argwöhnte dieselben leider und schwieg. Wenn ich später einmal doch Harmen's

Namen nannte, so ward er bös. Einmal träumte mir, Harmen käme zu mir und bäte mich, ihr zu verzeihen. Am Morgen faßte ich Muth und erzählte Victor meinen Traum. Er antwortete:

„«Es gibt Verbrechen, die nicht verziehen werden können, und zu diesen gehört Harmen's.»

„«Aber wenn sie nun unglücklich und in Noth wäre?» fiel ich ein.

„«In Noth kommt sie niemals und unglücklich verdient sie zu sein. Sprich nicht mit mir von diesem Geschöpf.»

„«Aber bedenke, sie trägt den Namen deines Bruders», wendete ich ein.

„«Das werde ich stets als eine Schande betrachten; aber ich bitte dich, Tante, sprich nicht mehr von diesem Weibe — es bringt mein Blut nur in Aufruhr.»

„Dasselbe Jahr erfuhr ich zufällig, daß sie und ihr Kind — denn sie hatte ein Kind von ihrem letzten Mann — sich einige Zeit in Rußland aufgehalten hatte, und zwar —"

Tante Sarah schwieg und begann zu weinen.

„Bei wem denn?"

„Ach, Skuldfrid, mein liebes Kind, das ist mein eigentlicher Herzenskummer", entgegnete Tante Sarah bitterlich weinend. „Siehst du, meine zweite Nichte, Edith, war mein Liebling, meine Freude, und mit ihr ging es auch unglücklich. Sie zog sich den Unwillen der Familie zu — weshalb, habe ich nicht den Muth zu sagen. — Genug, sie lebte in Rußland. Ich, die ich sie von ganzem Herzen liebte, konnte das arme Kind nicht verstoßen, und deshalb fuhr ich fort, an sie zu schreiben. Bei ihr hielt sich nun Harmen eine Zeit lang in Rußland auf, eines Tages aber verschwand sie spurlos aus der Wohnung der Schwester. Von dieser Zeit an hat man nie wieder etwas von ihr gehört."

„Und Edith — lebt diese noch?"

Tante Sarah sah sich furchtsam um, faßte Skuldfrid hart am Arme und flüsterte:

„Sie ist ihrem Mann nach Sibirien gefolgt. Es sind nun zehn Jahre her.“

„Ist denn nichts für die Unglücklichen gethan worden?“ fragte Skuldfrid schaudernd.

„O ja, Victor hat alles Mögliche aufgeboten. Er hat sogar mit dem verstorbenen General Canitz gesprochen, um durch diesen eine Veränderung in ihrem Schicksal zu bewirken, der General antwortete aber: «Solange ich lebe, soll sie bleiben, wo sie ist.» Ach, liebes Kind, scheue alles, was Canitz heißt, denn das sind entsetzliche Menschen. Sie bringen nur Unglück und Fluch. Sie heucheln Tugend und gute Thaten, um ihre Opfer zu bethören. Es sind Menschen ohne Gewissen und Glauben, ohne Herz und Gefühl. Meine arme Edith, mein armes Kind hat dies erfahren müssen. Nachdem Victor mit dem General gesprochen, wollte er nichts mehr von Edith hören, denn seiner Ueberzeugung nach habe sie ihr Schicksal verdient.“

„Und warum?“

„Ihr erstes Verbrechen will ich dir nicht sagen, dieses ist nur mir und Victor bekannt. Das zweite bestand darin, daß sie sich mit einem Russen vermählte, einem von denen, welche mit dazu geholfen, Finnland zu erobern. Ich habe viel gebetet und viel geweint, damit ihr ihre Sünden vergeben werden mögen, denn siehe, jemand zu lieben, der unsers Landes Feind oder Unterdrücker, das ist eine schwere Sünde, und Gott straft den, der es thut.“

„Aber“, sagte Skuldfrid, indem sie ihr Haupt gedankenvoll auf die Hand stützte, „warum sagte General Canitz, daß sie nicht aus Sibirien kommen sollte, solange er lebte?“

„Weil er die Ursache war, daß ihr Gatte dorthin

gebracht ward; gerade so wie sein Sohn jetzt die Ursache ist, daß man Victor des Landes verwiesen hat."

„Was sagst du, Tante?" rief Skuldfrid.

„Meine Ueberzeugung. Hüte dich, meine liebe Skuldfrid, vor dem jungen Canitz. Ich argwöhne, daß er deine Freunde blos deshalb entfernt hat, um unangetastet dir schaden zu können. Mistraue jedem Worte, jeder anscheinend guten That von ihm; es steckt nur Betrug dahinter und Victor pflegte oft zu sagen: «Für einen Canitz gibt es weder Treue noch Ehre; sie spielen damit, um ihre schändlichen Absichten zu fördern.» Gewiß ist, daß Aberney niemals wieder deinen Namen würde nennen hören wollen, wenn du einem Canitz Wohlwollen oder Anhänglichkeit bewiesest. Laß diese meine Worte warnend vor deiner Erinnerung stehen, im Fall er deine einsame und verlassene Stellung benutzen wollte, um dich zu seinem Opfer zu machen."

In ihrem Eifer achtete Tante Sarah nicht darauf, wie Skuldfrid's Züge unaufhörlich den Ausdruck wechselten.

Am Abend, nach einem zärtlichen Abschied und einer inständigen Ermahnung von Tante Sarah, daß Skuldfrid sich in allen Dingen nach Victor richten solle, fuhr letztere wieder nach Hause.

Der Abend war dunkel und der Regen schlug an die Fensterscheiben, als Skuldfrid wieder in ihr Zimmer trat. Während sie hier einsam saß und auf das Brausen des Sturms hörte, dachte sie wieder an die traurigen und unglücklichen Ereignisse, welche Tante Sarah erzählt, und unaufhörlich widerhallten in ihrem Innern die Worte des Generals Canitz in Bezug auf Edith, daß sie in Sibirien bleiben solle, solange er lebe, und die Warnungen, welche Sarah daran geknüpft, quälten das Herz des armen Mädchens.

Vierzehntes Kapitel.

Eine ganze Woche war vergangen, ohne daß von dem Besitzer von Kronobro etwas zu hören oder zu sehen gewesen wäre. Am Tage nach dem, wo Skuldfrid von Tante Sarah Abschied genommen, fand der Pastor sich auf Ektorp ein. Ein Brief von Frau Smidt hatte ihn dazu bewogen. Nach einer langen, geheimen Unterredung mit der Witwe speiste er in ihrer und Skuldfrid's Gesellschaft zu Mittag. Während der Mahlzeit äußerte er:

„Also Kronobro steht nun wieder verlassen. Der junge Baron ist schon zu Anfang dieser Woche abgereist und nach Petersburg zurückgekehrt.“

In diesem Augenblick klirrte ein Teller. Skuldfrid hatte den fallen lassen, welchen sie eben aus Annika's Hand empfangen.

Als der Pastor fort war, sagte Frau Smidt:

„Morgen trete ich eine Reise nach Åbo an.“

„Du, Mama!“ rief Skuldfrid erschrocken. „Darf ich dich begleiten?“

„Nein, du wirst daheim bleiben. Meine Anwesenheit in Åbo ist nothwendig. Es gilt Geschäfte.“

„Aber —“

„Kein Aber, mein Kind; ich muß fort.“

Frau Smidt streichelte ihre Tochter und betrachtete sie mit jenem Ausdruck schmerzlicher Zärtlichkeit, der fast stets in ihrem Blicke lag. Dann ging sie in ihr Zimmer, und Skuldfrid nahm, von ihren unruhigen Gedanken getrieben, ihren Shawl und verließ das Haus. Sie wanderte den Weg, welcher nach Junta führte.

Wie froh und glücklich war sie nicht früher stets diesen Weg gegangen und zuletzt während dieses Sommers, welcher verflossen war wie ein eitles Trugbild. Wie schön und lächelnd war das Leben ihr erschienen! Und nun — nun hatte der glänzende Traum nichts als Schatten zurückgelassen. Jedes Gebüsch am Wege erinnerte sie an ihn.

Sie setzte sich auf ihren gewöhnlichen Ruheplatz, stützte den Kopf auf die Hände und wiederholte in Gedanken unaufhörlich:

„Er ist ein Canitz; er ist nun weit, weit fort und fort sind meine guten Freunde und fort sind alle, welche mir Freude brachten.“

Es begann schon dämmerig zu werden, als Skuldfrid sich auf den Rückweg machte. Bei jedem Rauschen des Windes in dem Laube und in den Aesten blieb sie mit Zittern und Unruhe lauschend stehen, doch setzte sie ihren Weg weiter fort, indem sie murmelte:

„Was fürchte oder hoffe ich? — Er ist ja in Petersburg!“

Als sie wieder auf den Hof von Ektorp zurückkam, stand eine elegante Chaise hier. Ein Bedienter, der die Canitz'sche Livree trug, hielt die Zügel.

„Der Doctor“, dachte Skuldfrid. „Kommt er mit —“

Sie ging in die Hausflur hinein, blieb aber stehen und horchte. In dem Familienzimmer sprach ein Mann sehr heftig. Es war nicht die einschmeichelnde, sanfte Stimme des Doctors, sondern ein rauhes, unangenehmes Organ. Skuldfrid hörte sagen:

„Dies ist nun das letzte mal, daß ich die Sache

erinnere. Grüßt euere Herrin und sagt ihr, wenn sie nicht vor Ablauf dieser Woche den Pachtzins bezahlt, so habe ich Befehl, sie herauszusetzen zu lassen. Der Baron hat lange genug mit ihrer Saumseligkeit Nachsicht gehabt. Ehe diese Woche zu Ende ist, muß die ganze Summe bezahlt sein, oder es wird wie ich gesagt habe. Es ist das der ausdrückliche Befehl des Barons."

Die Thür öffnete sich, und Skuldfrid hatte eben nur Zeit, auf die Seite zu treten, um durch die Gewalt, womit die Thür aufgestoßen ward, nicht über den Haufen geworfen zu werden.

Ein Mann von abstoßendem Aussehen trat heraus. Er ging an Skuldfrid vorbei, ohne zu grüßen, und betrachtete ihr schönes Gesicht mit einem unverschämt aufdringlichen Blick, der ihr das Blut in die Wangen trieb. Annika folgte ihm.

„Mein Gott, was habe ich gehört!" rief Skuldfrid, als der Verwalter von Kronobro wieder in seinen Wagen gestiegen war. „Ist Ektorp nicht das Eigenthum meiner Mutter? Ist sie Schuldnerin von — von Kronobro? Annika, antworte, sprich um Gottes willen. — O, warum alle diese Heimlichkeiten?"

„Schweig, um Gottes willen!" flüsterte Annika. „Deine Mutter würde sehr bös werden, wenn sie erführe, daß du etwas hiervon weißt, Kind."

„Aber, Annika, ich muß alles wissen, sonst thue ich nicht was recht ist", sagte Skuldfrid in so heftigem und bestimmtem Tone, daß Annika sie erschrocken ansah.

„Du sollst alles wissen, was diese Sache betrifft, dafern du nur schweigst und dir nicht merken lässest, was du gehört hast. Glaube mir, deiner Mutter würde dadurch ihre Last nur noch mehr erschwert werden."

Skuldfrid ging hinauf in ihr Zimmer. Annika hatte versprochen nachzukommen.

Die Wirklichkeit begann an das junge Mädchen heranzutreten. Die glückliche Unkenntniß des Lebens, in

welcher sie bisjetzt gelebt, war von den Umständen zersetzt, welche die prächtig blühende Rose der Illusion entblätterten und den Winden preisgaben.

Nach Verlauf einer Stunde fand Annika sich bei Skuldfrid ein. Während der ganzen Zeit war diese in ihrem Zimmer auf- und abgegangen.

Bisjetzt hatte Skuldfrid geglaubt, ihre Mutter besäße ein hinreichendes Vermögen, und sie hatte Ektorp stets als das Eigenthum ihrer Mutter betrachtet. Schulden, Sorgen und Bedürfnisse waren etwas, woran Skuldfrid nur gedacht, wenn sie im Begriff stand, Werke der Barmherzigkeit zu üben. Und nun, wessen Schuldnerin war ihre Mutter? Dieses Canitz, dieses Lothard! Von wem ward ihre Mutter mit Vertreibung bedroht? Von demselben Mann, der ihr so feierlich versichert hatte, daß es kein Opfer gäbe, was er nicht bereit sei zu bringen, um ihr Glück zu fördern, von demselben Mann, der diesen, von so edler Würde erfüllten Brief geschrieben. Tante Sarah hatte sonach recht: alles Gute und Hochherzige, was von einem Canitz kam, war Verstellung, war Lüge; nur das Niedrige und Verworfene war Wahrheit.

Unbeweglich wie eine Bildsäule hörte Skuldfrid zu, wie Annika erzählte, daß ihre Mutter, wenn sie sich in ihr Zimmer einschloß, um Lohn arbeitete. Durch Vermittelung des Pastors bekam sie zuweilen Abschriften zu fertigen, und die Propstin versah sie dann und wann mit Näharbeiten. Frau Smidt wollte nicht, daß ihre Tochter ihre Sorgen theilte.

Das Einzige, meinte Annika, was ihren Muth in dem Kampfe aufrecht gehalten, sei gewesen, daß sie im stillen für ihr Kind arbeiten durfte, damit Skuldfrid sich nur in der Freude des Lebens sonnen und ihre Seele und ihre Talente ausbilden könnte, ohne sich mit materiellem Kummer herumzuschlagen.

Skuldfrid's Thränen flossen, während sie Annika's Erzählung von dieser selbstverleugnungsvollen Mutterliebe

anhörte. Annika bat Skuldfrid, sich nicht merken zu lassen, daß sie Kenntniß von dem eigentlichen pecuniären Stande der Dinge habe.

„Aber“, sagte Skuldfrid, „woher wird Mama den Pachtzins nehmen?“

„Das weiß ich nicht. Der Verwalter erklärte bestimmt, sie müsse vor Ablauf der Woche bezahlen. Wahrscheinlich reist sie deshalb nach Åbo.“

„Wenn nur mein guter Freund da wäre!“ sagte Skuldfrid.

„Kind, eher stürbe deine Mutter, als daß sie einen solchen Dienst von einem Aberney annähme“, fiel Annika lebhaft ein.

„Und warum?“ sagte Skuldfrid und sah Annika fragend an.

„Frag' nicht, liebes Kind. Glaube mir, am glücklichsten ist der Mensch, der nichts weiß. Das Leben ist zuweilen ein sehr trauriges Ding, Gott aber ist gut und sein Wille führt stets zum Besten.“

„Amen!“ seufzte Skuldfrid andächtig.

Funfzehntes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage ganz zeitig reiste Frau Smidt ab nach Åbo. Skuldfrid brachte den ganzen Vormittag damit zu, daß sie an einer schönen Stickerei arbeitete, welche sie in der Absicht begonnen, sie Aberney zu seinem Geburtstage zu schenken, die sie aber nun zu verkaufen beschlossen hatte.

In der Nacht nach der Unterredung überdachte sie die Vergangenheit und die Zukunft. Die Folge dieser Betrachtung war, daß das junge Mädchen beschloß, ihr Leben der Arbeit zu widmen. Ebenso wie ihre Mutter wollte sie in aller Stille zu ihrem gemeinsamen Auskommen beizutragen suchen.

Dieser neue Vorsatz äußerte auf Skuldfrid's Gemüthsstimmung eine sehr wohlthätige Einwirkung. Er gab ihr ein rein materielles Interesse, ein eifriges Streben, ihrer Mutter die drückende Bürde des Kummers zu erleichtern. Skuldfrid beugte im Geiste das Knie vor der Selbstverleugnung, die in der Handlungsweise ihrer Mutter lag.

Die vollkommene Umwälzung, welche die Entdeckung ihrer ökonomischen Stellung herbeiführte, hatte die schlummernde Energie in Skuldfrid's Seele zur Thätigkeit

erweckt, und die Kraft und Rührigkeit, womit die Natur sie begabt, ausgebildet. Sie sah ein, daß die moralischen Sorgen in die Tiefe ihrer Seele zurückgedrängt werden müßten und nicht lähmend auf ihr Gemüth einwirken dürften.

Nach einem Tage fleißiger Beschäftigung brach die Dämmerung ein. Skuldfrid legte die Arbeit von sich, um sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, als sie Tritte auf der Treppe vernahm und Annika hörte, die mit einer fremden Person sprach, welcher sie deutlich zu machen suchte, daß Skuldfrid nicht zu sprechen sei. Gleichwol aber waren alle Einwendungen vergeblich und die Stimme entgegnete:

„Sagt nur, daß mein Herr einen Gruß von Professor Aberney bringt.“

Augenblicklich war Skuldfrid in der Hausflur.

„Es ist jemand mit einem Gruß von Professor Aberney?“ rief sie.

Annika stand auf der obersten Treppenstufe, ehe sie aber Zeit hatte, sagte die Stimme von unten:

„Ja, es ist ein Herr, welcher direct von Åbo kommt.“

Skuldfrid eilte die Treppe hinunter. Unten in der Hausflur stand ein sauber gekleideter Mann, welcher augenscheinlich dem Dienerstande angehörte, obschon er keine Livree trug.

„Bittet euern Herrn, gefälligst einzutreten“, sagte Skuldfrid und ging selbst in das große Zimmer.

Einige Minuten später ward die Thür von Annika geöffnet, und es trat ein schlanker, hochgewachsener junger Mann herein. Es war halb dunkel, aber wenn es auch noch finsterer gewesen wäre, so würde Skuldfrid doch sofort diese gleichzeitig nachlässige und doch edle Haltung, jenes eigenthümlich Hochgeborene in Gestalt und Bewegung wiedererkannt haben.

In ihrer Freude, einige Nachrichten über die lieben, theuern Freunde zu erhalten, war Skuldfrid dem Fremden

einige Schritte entgegengegangen, bei seinem Anblick aber blieb sie unbeweglich, wie vom Donner gerührt, stehen.

Nachdem Annika die Thür hinter ihm geschlossen, ging er mit schnellen Schritten auf Skuldfrid zu und sagte:

„Lassen Sie sich durch meinen Anblick nicht erschrecken. Der verhaßteste Mensch kann zuweilen eine angenehme Botschaft bringen, und dies ist der Fall mit mir. Ich bringe einen Brief an Sie."

In diesem Augenblick trat Annika mit Licht herein.

Skuldfrid hatte mittlerweile sich vollkommen wieder gefaßt, und mit einer kalten, höflichen Bewegung lud sie den Gast ein, Platz zu nehmen.

Die alte Annika betrachtete das „Kind" mit verwunderter Miene und dachte während sie wieder hinaustrippelte:

„Mein Himmel, was geht denn mit dem Kinde vor! Sie sah ja ganz fürchterlich vornehm aus — gerade als ob sie eine Königin wäre. — Hm! hm!"

Lothard nahm in einiger Entfernung von ihr Platz und dachte:

„Ist das wol dasselbe spielende, lächelnde und freudestrahlende Kind, welches ich vor noch ganz kurzer Zeit sah? Bedurfte es sonoch blos einiger wenigen Tage, um sie zu verwandeln? Und gleichwol, wie anbetungswürdig, wie furchtbar schön ist sie!"

Als sie wieder allein waren, nahm Skuldfrid ebenfalls Platz und sagte in ruhigem Tone:

„Es wundert mich, Herr Baron, daß ein Brief von meinen Freunden durch Ihre Hände zu gehen braucht."

Stolz richtete Skuldfrid ihr schönes Haupt empor. Bei Lothard's Anblick stand es mit furchtbarer Klarheit vor ihrer Seele, daß sie mit dem Gläubiger ihrer Mutter sprach, mit demselben Mann, welcher gedroht, die arme Witwe von Haus und Hof zu vertreiben, wenn sie ihm nicht seinen Pachtzins bezahlte. Skuldfrid's Brust war von Kummer erfüllt. Kam dieser Mann vielleicht,

um sie niedergebeugt und gedemüthigt durch das Bewußtsein zu sehen, daß ihre Mutter von seinem Gutdünken abhing; oder hoffte er, der reiche Canitz, daß die Tochter der armen Witwe dahin gebracht werden könnte, für ihre Mutter zu bitten? Mochte dem aber sein wie ihm wollte, so sollte er in dieser Beziehung seinen Wunsch nimmermehr erfüllt sehen. Sie fühlte sich vollkommen beherrscht von der tiefsten Verachtung gegen die kleinliche Rache, die er nehmen gewollt.

Lothard wartete lange, ehe er ihre Anrede beantwortete. Es lag in dem kalten Ton etwas, was ihn verletzte, weil er wußte, daß er diesen Empfang nicht verdiente. Er bedurfte mehrere Minuten, um diesen unbehaglichen Eindruck zu überwinden.

„Professor Aberney", hob Lothard an, „steht bei den russischen Behörden in Verdacht, und deshalb hielt er es für das Räthlichste, sich eines zuverlässigen Boten zu bedienen, um diesen Brief zu überbringen, den er einem seiner Freunde in dem Augenblick übergab, wo er von Abo absegelte. Dieser Freund wiederum, der um seine eigene Sicherheit allzu besorgt war, als daß er gewagt hätte, den Brief zu befördern, übersendete denselben an den Generalgouverneur, dieser seinerseits öffnete ihn. Da der Generalgouverneur, ein alter Freund meiner Familie, fand, daß der Inhalt ausschließlich Konstantin Canitz und nicht den Staat betraf, so sendete er den Brief mir und ich habe ihn gelesen."

„Mit welchem Recht?" unterbrach ihn Skuldfrid heftig und fiel dabei ganz aus ihrer Rolle kalter Würde.

„Mit dem Recht, welches der Generalgouverneur gestattete, da er mir den Brief eröffnet zusendete. Es ist sehr möglich, daß Sie denselben niemals bekommen hätten, wenn nicht der verhaßte Name Canitz darinstünde, und wahrlich, bei Gott, kein anderer als Lothard Canitz hätte Ihnen diesen Brief zugestellt, nachdem er die darin enthaltenen beleidigenden Ausfälle gegen seine Ehre gelesen."

Er überreichte Skuldfrid den Brief.

„Warten Sie einen Augenblick, ehe Sie ihn lesen", setzte er hinzu. „Ich will Ihnen sagen, was dieses Schreiben enthält. Professor Aberney hat sich auf ganzen drei Seiten einzig und allein mit mir beschäftigt. Er schildert meine Familie auf eine solche Weise, daß Sie behext sein müßten, wenn Sie, nachdem Sie dies gelesen, noch glauben könnten, es fände sich eine Spur von Redlichkeit und Ehre bei dem Erben aller dieser niedrigen Handlungen. Er warnt Sie, er beschwört Sie, mich zu fliehen, mich, den Vertreter einer Familie, welche Aberney als einen Fluch für die Erde betrachtet. Und gleichwol, Skuldfrid, ist dieser «Elende», dieser «Erbe aller Schändlichkeiten», wie Ihr Freund sich ausdrückt, der, welcher Ihnen jetzt diesen Brief übergibt, den es mir freigestanden hätte zu vernichten. Ich bin ausdrücklich von Åbo hierher gereist, um ihn selbst in Ihre Hände zu legen. — Für mich war es eine Pflicht, Ihnen so schnell als möglich Nachricht von den Personen zu verschaffen, die Sie vermissen. Ich arbeite mir damit selbst entgegen, denn dieser Brief spricht nicht blos von mir, sondern auch von Ihnen, von Ihrer Vermählung mit dem jungen Aberney, von Ihrer Reise nach Schweden u. s. w. Wenn ich daher ein Verworfener bin, so habe ich mich wenigstens noch nicht gegen Sie als solcher benommen."

„Wie nennen Sie es denn, daß Sie meine Freunde denuncirt haben?" fragte Skuldfrid, welche sich der Worte Sarah's erinnerte und diesen zufolge Lothard's jetzige Handlungsweise blos als ein Gaukelspiel betrachtete, hinter welchem sich irgendein Betrug verbarg. Ach, der Vorfall mit der Einforderung des Pachtzinses hatte dem, was Sarah gesagt, alle mögliche Wahrscheinlichkeit gegeben.

„Habe ich sie denuncirt?" wiederholte Lothard erbleichend.

„Ja, das haben Sie — Sie sind es, der diese Schändlichkeit begangen!"

„Sie irren sich grausam“, sagte Lothard düster. „Einen Augenblick lang hatte ich wirklich die Absicht, es zu thun. Ja, ich war fest entschlossen dazu, aber selbst da überwand ich die Versuchung, durch eine ungerechte Handlung mir einen Vortheil zu gewinnen. Es war in der Nacht vor dem Tage, wo Ihre Freunde von Junta hinweggeführt wurden, als ich den Kampf zwischen meinen bessern und meinen schlimmern Gefühlen auskämpfte, und in diesem Augenblick danke ich Gott dafür, daß ich keine Schuld an dem Schicksale habe, welches Ihre Freunde getroffen.“

„Ich kann und darf Ihnen nicht glauben.“

„Und was berechtigt Sie zu zweifeln? — Was haben Sie gesehen, was Ihnen Veranlassung gäbe, mich für einen Mann zu halten, der frech eine Unwahrheit ausspricht?“ rief Lothard. Der Vorsatz, ruhig zu sein, begann zu schwanken — auch bei Lothard.

„Wenn auch Ihre sichtbaren Handlungen mich nicht zu allen möglichen Zweifeln berechtigen, so tragen Sie doch einen Namen, der den Begriff von allem in sich schließt, was man treulos nennt“, sagte Skuldfrid.

„Skuldfrid, nehmen Sie sich in Acht! Wägen Sie Ihre Worte! Ich habe mich einmal von Ihnen geduldig mit Füßen treten lassen, und zur Antwort darauf nur durch meine Handlungsweise Sie zwingen wollen, mir Achtung zu schenken. Gleichwol bin ich ein Mensch mit heftigen und wilden Leidenschaften. Die Ungerechtigkeit Ihrer Angriffe könnte leicht — merken Sie wohl, ich warne Sie — mich zum Aeußersten treiben und verleiten, etwas zu thun, was ich später bereuen würde.“

„Vermuthlich dazu, daß Sie meine Mutter von Haus und Hof jagen lassen“, fiel Skuldfrid in bitterm Ton ein.

„Skuldfrid!“ rief Lothard aufspringend. „Was sagen Sie? Welche neue abscheuliche That suchen Sie mir anzudichten?“

„Baron Canitz, was nutzen diese Worte? Sie haben

mir einmal geschrieben, daß Sie mich mit einem einzigen Wort zermalmen könnten, aber Sie täuschen sich. Die Mittel, wodurch Sie mich zu zermalmen suchen, sind viel zu ohnmächtig, als daß sie die Wirkung, auf welche Sie hindeuten, zu äußern vermöchten."

Sie erhob sich und setzte stolz hinzu:

„Und nun haben wir sicherlich einander nichts weiter zu sagen."

„Haben Sie die Güte, wieder Platz zu nehmen", fiel Lothard diesmal mit bestimmtem und beinahe befehlendem Tone ein. „Noch haben wir nicht alles gesagt, was wir einander zu sagen haben. Sagen Sie mir, Skuldfrid", setzte er in weicherm Tone hinzu, „können Sie nicht vergessen, daß Lothard einen Namen trägt, der Ihnen verhaßt ist?"

„Nein, das ist mir unmöglich", antwortete Skuldfrid und sah den jungen Mann mit kaltem Blick an.

„Unmöglich!" wiederholte Lothard und sein Blick ward finster.

„Ja, unmöglich. Der Lothard, den ich noch vor kurzer Zeit lieb hatte, ist verschwunden, und in Baron Canitz werde ich ihn niemals wiederfinden. Dies zu versuchen wäre vergebens, denn wir lieben nicht etwas, was wir nicht achten — und ich kann unmöglich den Besitzer von Kronobro achten; dem Sohn des Generals Canitz kann ich unmöglich mein Herz schenken."

„Sie können nicht den Sohn des Generals Canitz lieben, sagen Sie", rief Lothard, während sein bisjetzt so bleiches Antlitz von einer purpurrothen Flamme erglühte und aus seinen Augen ein unheimliches Feuer sprühte, „aber ich — ich kann Sie lieben, trotzdem daß Sie die Tochter einer Frau sind, welche als Vergifterin ihres ersten Mannes gebrandmarkt dasteht und die durch dieses Verbrechen auch den Tod ihres zweiten Mannes verschuldet hat."

„Sie lügen!“ rief Skuldfrid und packte ihn krampfhaft am Arme.

„Ich lüge? Kann Harmen Aberney's Tochter dies zu behaupten wagen?“

Lothard hatte geschrieben: „Möge Gott Sie bewahren, daß ich nicht einmal die furchtbaren Worte ausspreche, welche mir auf der Zunge schwebten“, aber er ahnte damals nicht die grauenhafte Wirkung, welche sie äußern würden.

Einen Augenblick lang stand Skuldfrid unbeweglich, wie vom Donner gerührt da, und dann stürzte sie mit einem furchtbaren Angstschrei zur Erde. Leblos lag sie zu Lothard's Füßen.

Bei dem Schall dieses durchbohrenden Schreis ward die Thür aufgerissen und Annika stürzte herein.

In der nächsten Minute jagte Lothard die nach Kronobro führende Straße entlang, um Wagner nach Ektorp zu senden, indem er dem Impuls fluchte, der ihn bewogen, diese Worte auszusprechen, die buchstäblich die Person niedergeschmettert, die er sich vorgenommen vor jedem Schmerz zu bewahren.

Sechzehntes Kapitel.

Drei Wochen lang schleppte Lothard seine Tage auf Kronobro hin, ohne einen Funken Hoffnung und ohne die mindeste Linderung der Qual, die ihn verzehrte.

Der Doctor hatte während dieser ganzen Zeit Ektorp täglich besucht. Skuldfrid war immer noch schwer krank — so hieß es, wenn er von dort zurückkam. Auf die angstvolle Frage: „Wie befindet sie sich?" erhielt Lothard stets dieselbe Antwort: „Es ist noch keine Besserung eingetreten."

Wir wollen den Leser nicht durch eine Schilderung von Lothard's Seelenzustand ermüden, denn es wäre zwecklos, die Reue, die Selbstvorwürfe und die Unruhe zu malen, die er ausstand.

Eines Sonntags abends saß der junge Baron, bleich, abgezehrt und kaum wiederzuerkennen, in seinem Cabinet. Er schrieb — schrieb an sie. An diesem Briefe hatte er drei Wochen lang jeden Tag geschrieben. Es war nicht mehr ein Brief, sondern ein ganzer Band. Der Doctor hatte sich entschieden geweigert, während ihrer Krankheit auch nur eine einzige Zeile zu überbringen, weil sie nicht aufgeregt werden durfte.

Die Lampe warf ihren bleichen Schein auf Lothard's düstere Züge. Alles um ihn herum war still und öde. Plötzlich ward die Ruhe durch einen Wagen unterbrochen, der auf dem Hofe vorfuhr.

Bei diesem Geräusch richtete Lothard den Kopf empor und horchte. Sein Blick heftete sich mit gespannter und peinlicher Erwartung auf die Thür.

Es dauerte nicht lange, so ließen sich Tritte im Vorzimmer hören, und gleich darauf trat Wagner ein.

Das lächelnde Gesicht des Polen hatte diesen Abend einen triumphirenden, höhnischen Ausdruck.

Lothard, der von seiner eigenen Unruhe viel zu sehr in Anspruch genommen war, achtete nicht darauf, sondern rief dem Doctor entgegen:

„Wie steht es heute Abend?"

„Gut", antwortete der Arzt und überreichte ihm einen Brief. Es lag in Wagner's Ton ein so hoher Grad von Schadenfreude, daß Lothard, der gerade in diesem Moment aufblickte, über diesen Ausdruck in Wagner's Gesicht unwillkürlich schauderte. Er verhielt sich unbeweglich, ohne den Brief zu ergreifen.

„Welche furchtbare Bedeutung hat wol dieses Wort?" fragte sich Lothard und drückte die Hand auf die Augen. „Hat er sie nicht retten gekonnt, so kommt er nun, um sich an meiner Verzweiflung zu weiden."

Er streckte die Hand aus und ergriff ein auf dem Tische liegendes Pistol.

„Sagen Sie schnell — lebt sie oder ist sie todt?"

„Sie lebt und ist gesund", antwortete der Arzt. „Dieser Brief muß Sie davon überzeugen", setzte er mit einem fürchterlichen Lächeln hinzu.

Sofort ward der Brief der Hand des Doctors entrissen, und Lothard las folgende Zeilen:

„Wenn Sie dies empfangen, hat Harmen Aberney's Tochter schon seit einer Woche Finnland verlassen. Suchen Sie nicht — Sie werden niemals wiederfinden Skuldfrid."

Lothard stieß ein dumpfes Gebrüll aus und mit der Behendigkeit eines Panthers stürzte er sich auf den Doctor, indem er kreischte:

„Schurke, du hast mich betrogen! Und wenn du ein zehnfaches Leben hättest, so könntest du mir dies nicht entgelten!“

Mit der ganzen Kraft wahnsinniger Wuth packte Lothard den Doctor mit der einen Hand an der Gurgel, in der andern blitzte eine Waffe. Wagner schloß die Augen, in demselben Augenblick aber, wo der aller Besinnung beraubte Lothard den Schuß abdrückte, fiel ihm jemand in den Arm und die Kugel fuhr an Wagner's Kopf vorbei in die Wand.

Eine Stimme, melodisch und mild, rief auf französisch:

„Unglücklicher, willst du dich mit dem Blut deines Lehrers besudeln?“

Bei dem Tone dieser unerklärlich wunderbaren Stimme fiel das Pistol aus Lothard's Hand; er ließ Wagner los und drehte sich um.

Vor ihm und dem Doctor stand eine hochgewachsene Frauengestalt mit einem Antlitz nicht mehr jung, nicht mehr schön, aber mit dem Ausdruck einer Heiligen. Ihr Blick ruhte auf Lothard. Es stand darin leidenschaftliche Zärtlichkeit und tiefer Kummer zu lesen.

„Hast du deinen Schwur vergessen?“ fragte sie und streckte die Hand nach ihm aus. „Hast du vergessen, daß, welche niedrige That dieser Mann auch an dir beginge, du doch niemals die grauenhafte Schuld mehren sollst, in welcher deine Väter zu seiner Familie stehen? Die Missethaten des Verbrechers müssen von seinen Kindern gesühnt werden. Du, der Schuldlose, sollst wieder gut machen, was der Schuldige verbrochen.“ ×

„O Mutter!“ murmelte Lothard mit tonloser Stimme und warf sich zu ihren Füßen auf die Knie nieder.

Siebzehntes Kapitel.

Die Richtung unsers Lebens, die Wendung, welche unsere bessern oder schlimmern Anlagen nehmen, hängt gewöhnlich von den Widerwärtigkeiten und Leiden ab, die uns treffen. Bei manchen Menschen wirken sie aufreizend, bei andern niederschmetternd und bei noch andern führen sie zu wahrer Selbstprüfung.

Dies letztere war der Fall mit Lothard.

Er sagte einmal vor sich selbst:

„Was es Böses oder Gutes in mir gibt, das weiß und erfahre ich nicht eher, als bis ein starkes und heftiges Gefühl sich einmal meiner Seele bemächtigt.“

Er hatte recht. Die Neigung zu Skuldfrid war nicht eine Laune, welche aus der trüben Quelle wilder Leidenschaften hervorgegangen, sondern sie war dem edelsten und besten Boden des Herzens entsproßt. Um ihr in moralischer Beziehung näher zu kommen, hatte Lothard jedes unedle Gefühl zum Schweigen gebracht. Er wollte sich keinen Vortheil auf Kosten dessen erkaufen, was seine bessern Triebe verwarfen.

So war er, als er nach der Unterredung mit dem Doctor beschlossen, Aberney zu denunciren, und zu diesem Zweck schon einen Brief an den Generalgouverneur

geschrieben, dennoch in dem Augenblick, wo er diesen Brief absenden wollte, von einer Handlung zurückgetreten, die er als seiner unwürdig betrachtete. Er wollte sich nicht auf diese Weise der Personen entledigen, die er als seinen Interessen gefährlich betrachtete. Nein, für die Gunst, die er von ihr zu gewinnen wünschte, durfte er nicht bei unedeln Handlungen in der Schuld stehen. Genug, der Brief ward vernichtet.

Ehe er nach Ektorp ritt, um womöglich Skuldfrid zu treffen, erhielt er von dem Doctor einige Zeilen, die ihm meldeten, daß jede Maßnahme in der Aberney'schen Angelegenheit überflüssig sei, weil die eigene Unbedachtsamkeit des Professors ihn schon ins Verderben gestürzt habe.

„Um so besser", flüsterte Lothard's Egoismus; „dann bin ich von der Nähe dieser Menschen befreit, ohne ihre Entfernung verschuldet zu haben."

Hierauf begab er sich nach Ektorp, um auf eine oder die andere Weise sich die Möglichkeit zu verschaffen, Skuldfrid zu begegnen. Die Ereignisse, welche dann folgten, sind uns bereits bekannt.

Wir verließen Lothard in dem Augenblick, wo er vor der unbekannten Vermittlerin auf die Knie niederstürzte. Wir werden später Rechenschaft von dem geben, was zwischen ihr und ihm vorging.

Nach Lothard's halberstickten Ausruf wendete die Dame sich zu dem Doctor und bewog ihn, sich zu entfernen. Sie verbrachte hierauf den größten Theil der Nacht im Gespräch mit Lothard.

Gegen Morgen ward der Doctor gerufen. Lothard litt infolge der wechselnden Gemüthsbewegung, welcher er ausgesetzt gewesen, an einer heftigen Blutstockung in der Brust, welche einen Aderlaß nöthig machte. Einige Stunden darauf fühlte der junge Baron sich besser und am Nachmittage reiste er zugleich mit der unbekannten Dame von Kronobro ab, während der zurückbleibende Doctor sich in ein Chaos von Vermuthungen versetzt

sah. Er, welcher geglaubt, daß er die Fäden der Ereignisse in der Hand hätte, er, welcher geglaubt, das Schicksal der betreffenden Personen nach seinem Belieben gestalten zu können, er sah gerade in dem Augenblick, wo er Lothard in einen Abgrund von Qualen zu stürzen gehofft, sich seiner Beute beraubt und allein, ohne im Stande zu sein, das Räthsel, welches er vor sich hatte, zu lösen.

Von der wilden Raserei, von welcher Lothard bei der Nachricht von Skuldfrid's Flucht ergriffen worden, war jetzt keine Spur mehr vorhanden, als der Arzt auf den an ihm ergangenen Ruf sich einfand, um ihm Hülfe zu leisten, und als Lothard von Kronobro abreiste, zeigte er sich vollkommen ruhig und reichte dem Doctor die Hand zum Abschiede mit den Worten:

„Leben Sie wohl, Doctor. Es ist möglich, daß unsere Wege sich niemals wieder kreuzen. Sollte dies indessen gegen alles Vermuthen geschehen, so können Sie wenigstens überzeugt sein, daß gestern das letzte mal war, wo es Ihnen gelang, meine Gemüthsbewegung zu einer solchen Höhe zu steigern, daß meine Vernunft und mein Wille sie nicht zu zügeln vermochten. Sie werden sich bemühen, den Ausbruch meines Zornes zu vergessen, ebenso wie ich die Ursache zu vergessen suchen werde, die ihn hervorrief."

Einige Minuten später befand sich Wagner allein auf Kronobro — allein mit den zerrissenen Fäden seiner Intriguen, zu deren Wiederzusammenknüpfen nicht blos Zeit, sondern auch Nachdenken und Ausdauer gehörte.

Der Doctor war indessen nicht der Mann, der deshalb, weil er in seinem Streben eine Niederlage erlitten, unthätig blieb. Nein, misglückte es ihm auch zehnmal, so begann er dennoch das elfte mal von neuem, und früher oder später erreichte er doch das Ziel, nach welchem er strebte.

Wir können ihn jetzt bis auf weiteres seinem Schicksal

überlassen und gewiß sein, daß wir ihm nicht sobald wieder begegnen.

Lothard begab sich nach Petersburg. Der Schiffbruch, den seine schönsten Hoffnungen erlitten, und der gewaltige Schmerz, der dadurch erweckt ward, hatte im Laufe einiger Wochen eine vollkommene Abgeneigtheit und Widerwillen gegen alle Thätigkeit in ihm hervorgerufen. In sein Hotel eingeschlossen, verbrachte er seine Tage damit, daß er entweder im Zimmer auf- und abging, als ob er in tiefe Betrachtungen versenkt wäre, oder daß er auf dem Sofa lag und die Decke anstierte.

Während dieser Wochen musterte Lothard sein ganzes vergangenes Leben, die Uebereilungen, die Ausschweifungen und den Uebermuth, der seine Jünglingsjahre bezeichnet; dann kam der glühende Enthusiasmus, womit er seinen Beruf als Seeoffizier erfaßt, welche Begeisterung aber gänzlich erloschen war, als er einen Einblick in die russischen Verhältnisse erhielt. Die Disharmonie, welche die Folge hiervon war, nährte einen solchen Ueberdruß an allem, daß er die Behendigkeit, das Leben und die Energie verlor, welche den Seemann auszeichnen müssen.

Von dieser Art war seine Gemüthsstimmung, als er Kronobro besuchte. Das Ritterliche, das wahrhaft Edle, das wirklich Schöne hatte an Lothard einen eifrigen Bewunderer. Vergebens aber hatte er ein Gegenstück hierzu bei seiner Umgebung gesucht.

Nachdem er auf der Besitzung seiner Väter, wo er sich seinen Träumen und seiner Schwermuth zu überlassen beabsichtigte, angelangt war, führte ihm das Schicksal jenes bezaubernde Naturkind in den Weg, jenes Wesen, bei welchem Schönheit, Bildung, Originalität und Frische des Gefühls sich vereinigten, um es zu jener anziehenden Erscheinung zu machen, welche seine Seele mit magischer Gewalt fesselte.

Hätte Lothard früher geliebt und geschwärmt, so wäre Skuldfrid's Einfluß auf ihn möglicherweise weniger

allmächtig geworden. So aber war sie seine erste wirkliche Liebe. Bis zu dem Tage, wo er sie sah, hatte auch nicht einmal der Zauber einer einzigen Stunde ihn an irgendeins der weiblichen Wesen gefesselt, welchen er im Gesellschaftsleben begegnet war, und was die betraf, welche außerhalb dieses Kreises standen, so hegte er gegen sie eine so tiefe Verachtung, daß er ihnen auch nicht einen nur flüchtigen Gedanken schenkte.

Er war ein ausschweifender Jüngling gewesen, aber doch weniger aus Neigung als infolge jenes betäubenden Rausches, der ihm für den Augenblick Vergnügen machte. Die wilden Zerstreuungen, welchen er sich in den Universitätsstädten überließ, zerstreuten ihn blos so lange, als sie den Reiz der Neuheit besaßen, verloren aber dann allen Werth.

Genug, Lothard hing sich mit ganzer Seele an Skuldfrid und that ganz dasselbe, was tausend junge Männer mit unverdorbenem Herzen vor ihm gethan — er ward der Sklave der Neigung, welche seine Seele beherrschte, aber ein Sklave, welcher nicht wagte, sich die Freiheit zu wünschen — aus Furcht, zu verlieren, was er besaß. Es gab kein Opfer, keine genugsam heldenmüthige That, wozu Lothard nicht bereit gewesen wäre, um Skuldfrid zu beweisen, wie innig, wie grenzenlos er sie liebte.

Gerade dieses Streben, in allem und bei jeder Gelegenheit ihrer würdig zu sein, hatte Skuldfrid's Gewalt über ihn so groß gemacht, aber auch den Schmerz um so qualvoller, weil sie seinen Menschenwerth verkannte und mit Verachtung alle Beweise seiner Hingebung, die er ihr brachte, von sich stieß.

Hingerissen von der Entrüstung, welche diese Geringschätzung seiner edelsten Gefühle in ihm hervorrief, hatte er die unheilvollen Worte hinsichtlich Skuldfrid's Mutter ausgesprochen. Der Streich, den er dadurch gegen Skuldfrid führte, fiel später auf ihn selbst zurück und

zertrümmerte vollständig den kurzen, aber schönen Traum, den er von seinem zukünftigen Glück geträumt.

Lothard hatte keinen Versuch gemacht, Kenntniß von Skuldfrid's Aufenthaltsort zu erlangen. Er glaubte denselben zu kennen und hatte fest beschlossen, sich zu einer freiwilligen Verzichtleistung auf jegliches Wiedersehen zu verurtheilen. Wohin konnten wol sie, die Mutter und die alte Dienerin sich begeben haben, wenn nicht zu Aberneh? Und wenn dem so war, so hatte er ja selbst über sein Schicksal entschieden. Der Würfel war dann gefallen und Skuldfrid die Braut Tage's.

Wie tief ihr Abscheu gegen Caniß war, bewies ja der Schritt, den sie gethan; sie konnte ja nicht einmal in seiner Nähe bleiben. Wohlan, warum sollte dann er sie aufsuchen? warum sollte er sich ihr wieder in den Weg stellen und neue Leiden hervorrufen?

Nach fünfwöchentlicher vollkommener Einsamkeit mitten in der großen und prachtvollen Hauptstadt des Kaiserreichs hatte Lothard, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein bestimmtes und deutliches Bild von seinem Innern gewonnen und sich auch den Weg vorgezeichnet, den er in Zukunft zu gehen gedachte.

Noch war ihm freilich nicht klar, wie er das Ziel erreichen sollte, welches er seinem Streben gesteckt, aber vor seiner Seele stand deutlich, daß er Rußland verlassen müsse, daß er hier weder bleiben könnte noch wollte.

Ebenso gewiß aber wie alles dies war, daß er unter keiner Bedingung dieses Land als elender Ueberläufer verlassen und in die Dienste eines andern treten wollte.

Nein, der Flecken, welcher seinen Namen schändete, mußte durch einen streng rechtschaffenen Wandel abgewaschen werden. Er mußte zeigen, daß er an dem Verbrechen seiner Väter unschuldig war und daß er mit ihrem Namen nicht auch zugleich ihre Treulosigkeit und Grausamkeit geerbt.

Lothard's stolzes Gemüth konnte nicht die Erinnerung überwinden, daß sie, die einzige, die er geliebt und angebetet, ihn mit Abscheu von sich stieß, weil er einer Familie angehörte, deren Namen jeder Rechtlichdenkende verachten mußte. Er fühlte, daß in ihm Kräfte lebten, welche ihn über die große Menge emporhoben, und er mußte auch hinfort sein Leben so einrichten, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren ließe.

Nicht Anerkennung seines Ranges, seines Reichthums oder seines Einflusses war das, was Lothard zufrieden stellen konnte. Nein, Skuldfrid's ihm bewiesene Abneigung hatte in ihm den brennenden Durst erweckt, durch seine strengen Grundsätze und durch seine Tüchtigkeit zu beweisen, daß er selbst nur das wirkliche Verdienst schätzte.

„Sie hat mein Glück, meinen Glauben an irdische Seligkeit, meine Hoffnung auf die Zukunft in allem zertrümmert, was mein Herz berührt. Ich habe kein Ziel des persönlichen Glückes, nach welchem ich streben könnte. Ich muß in Thätigkeit und mit dem stolzen Bewußtsein, streng den Gesetzen der Ehre gemäß gehandelt zu haben, einen Ersatz für das finden, was ich verloren. Einmal suchte ich sie, konnte nicht leben, ohne sie zu sehen, und beschränkte mein ganzes Sein darauf, daß ich mit Vergötterung sie liebte. Ich litt, ich schwärmte; für ein Lächeln, für ein freundliches Wort hätte ich zu ihren Füßen sterben können. Sie trat mein Herz mit Füßen, sie zermalmte es, und endlich entfloh sie. Wohlan, nie wieder will ich unsere Wege sich kreuzen lassen, niemals wieder will ich um ihre Liebe betteln, aber dennoch will ich auch niemals aufhören, sie zu lieben. Einmal wird das Schicksal uns zusammenführen — eine Ahnung sagt mir das — aber wehe mir, wenn ich ihr dann einen Schritt entgegengehe. Die Liebe, welche sie einmal verschmäht, werde ich ihr nie wieder bieten. Und nun hinaus, hinaus, um zu handeln, damit ich frei bin und

ohne dieses Selbstherrscherjoch auf meinen Schultern den Ocean begrüßen kann. Dort will ich nun leben und sterben!"

Mit diesem Entschluß trat Lothard plötzlich heraus in die Welt und ward von seinen Bekannten in Petersburg begrüßt. Die Monate, welche vergangen waren, seitdem sie ihn zuletzt gesehen, hatten sein Aussehen bedeutend verändert. Die hohe Stirn, die früher so frei und klar zu sein schien, daß keine Wolke sie überschatten könnte, hatte jenes eigenthümliche Gepräge von Nachdenken und Ernst erhalten, welches tiefe und wirkliche Leiden zurücklassen. Man sah, daß ein bitterer Kummer diese Schläfe bedrückt und daß der Kuß des Schmerzes an dem Tempelgewölbe des Gedankens Kälte und Bläße zurückgelassen hatte.

Die früher so lebhaften und funkelnden Augen, aus welchen viel Uebermuth und Stolz leuchtete, waren jetzt kalt und klar wie ein Paar Sterne, welche am Firmament glitzern, ohne zu wärmen, und uns blos einförmig entgegenblinken. Diese Lippen, welche früher stets ein spöttisches, ironisches Lächeln zeigten, waren jetzt ernst geschlossen und ein Zug von Strenge war darauf zurückgeblieben, gerade als ob das Leiden sein Siegel daraufgedrückt hätte.

Ein jeder von Lothard's Freunden und Bekannten bemerkte diese Veränderung, aber keiner sprach ein Wort darüber. Es lag in Lothard's ganzem Wesen eine solche Kälte, daß man sich dadurch gleichsam in gemessener Entfernung gehalten fühlte, und man verstand sogleich, daß jede Bemerkung oder Frage von dem jungen Baron mit Stolz zurückgewiesen werden würde.

Lothard hatte fest beschlossen, ehe der Frühling mit seinem Hoffnungsflüstern wiederkehrte, frei zu sein und dem Volke und dem Lande dienen zu können, welches er das seine nennen wollte und in welchem der Stammbaum seiner Väter wurzelte. Wie dies geschehen sollte,

darüber sollte der Zufall bestimmen, und dann alles davon abhängen, ob dieser Steuermann des menschlichen Schicksals Lothard's Wünsche begünstigte oder nicht.

„Für den möglichen Gewinn meiner Freiheit will ich ohne Bedenken mein Leben aufs Spiel setzen", dachte Lothard.

Achtzehntes Kapitel.

Wieder vergingen einige Wochen. Noch hatte Lothard kein Mittel gefunden, die Bande zu lösen, welche ihn an Rußland fesselten. Er hatte sich vorgenommen, sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden und ihm zu sagen, daß er sich niemals als Russe betrachtet, sondern daß er an Herz und Seele wie an Blut ein Schwede sei und daß er in sein eigentliches Vaterland zurückkehren wolle.

Lothard war eben beschäftigt sich anzukleiden, um sich zum Kaiser zu begeben und eine Audienz nachzusuchen. Reich und einer Familie angehörend, welche Rußland große Dienste geleistet, selbst mit einer freigebig ausgerüsteten Seele begabt, war er ein junger Mann, auf den der Kaiser große Hoffnungen für die Zukunft gesetzt und dem er daher mit ganz besonderm Wohlwollen zugethan war. Auf dieses Wohlwollen baute jetzt Lothard eine wenn auch schwache Hoffnung.

Als Lothard beinahe fertig angekleidet war, trat sein Kammerdiener mit zwei Briefen ein. Der eine war aus Schweden, der andere aus Finnland.

Aus Schweden? Lothard hatte dort, soviel er wußte, keinen Bekannten außer Skuldfrid. — Er betrachtete den Brief mit förmlichem Zittern, und derselbe Mann, welcher

ohne eine Muskel zu zucken dem Tode ins Angesicht geschaut hätte, erbebte bei dem bloßen Gedanken daran, daß dieser Brief von ihr sein könne.

Einen Augenblick lang bemächtigte sich seiner ein Schwindel kühner Hoffnung, und augenblicklich lag das Couvert zerrissen am Boden.

Es war aber nicht ihre Handschrift, sondern die kühne, unbefangene eines Mannes.

Lothard fuhr sich mit der Hand über die Stirn und murmelte:

„Ich Thor!"

Dann warf er einen Blick auf die Unterschrift. Hier stand „Victor Aberney".

Beim Anblick dieses Namens stieg Lothard das Blut zu Kopfe und er knitterte den Brief mit zorniger Bewegung zusammen. Einige Secunden darauf hatte er sich dennoch so weit wieder gefaßt, daß er lesen konnte, was der Brief enthielt:

„Herr Baron! — Durch eine grausame Nothwendigkeit außer Stand gesetzt, mich persönlich bei Ihnen einzufinden und Rechenschaft und Erklärung über Ihr Benehmen zu fordern, sehe ich mich gezwungen, diesen Weg einzuschlagen, wie wenig Hoffnung ich auch hege, daß ein Mann von Ihrem Charakter mir die Genugthuung geben wird, die ich fordere.

„Ich frage Sie daher: Was ist aus Skuldfrid geworden? — Sie ist aus dem Hause, welches sie mit ihrer Mutter bewohnte, verschwunden, und Sie sind es, der sie entführt hat. Sie haben wie ein listiger Verführer sich in das Herz des jungen Mädchens gestohlen, und nachdem es Ihnen gelungen ist, mich aus ihrer Nähe zu entfernen, haben Sie das arme Kind und die Mutter verlockt, Ihnen zu folgen. Es ist nicht das erste mal, daß dergleichen Thaten in Ihrer Familie begangen werden.

„Erinnern Sie sich noch unserer Begegnung in Åbo

am Abend vor meiner Abreise, wo Sie mich beinahe zwangen, Ihnen einen Brief an Skuldfrid mitzugeben? Ich sagte Ihnen damals, daß ich von Ihrer Treulosigkeit nichts anderes erwartete, als daß Sie entweder den Brief nicht in die Hände der Adressatin kommen lassen, oder daß Sie ihn zur Förderung irgendeiner schlechten That benutzen würden. — Sie antworteten mir: «Wenn Sie einen solchen Zug von mir sehen, dann sprechen Sie Ihre Verachtung aus, bis dahin aber haben Sie nicht das Recht, mich zu beargwöhnen oder zu schmähen, und Sie würden niemals im Stande sein, Skuldfrid so vor allem Unheil zu schützen, wie meine tiefe Verehrung für sie es thut. Einen Schurken sollen Sie mich an dem Tage nennen, wo Sie mir in meiner Handlungsweise gegen Skuldfrid oder gegen irgendeine andere Person einen Betrug oder eine Treulosigkeit nachweisen können.»

„Dies waren Ihre Worte. Ich traute denselben nicht, weil ich einem Canitz niemals traue. Ihr Benehmen hat mir recht gegeben. Sie sind ein Schurke, denn Sie haben hinterlistigerweise das unschuldige Mädchen ins Verderben gelockt, sodaß sie ihre Freunde vergessen und ihre Ehre mit Füßen getreten hat.

„Sie werden vielleicht fragen, mit welchem Recht ich mich in Skuldfrid's Thun und Lassen menge? Ich thue es mit dem Recht, welches ich als naher Verwandter und als Bruder ihres Vaters besitze. Sie werden mir daher unverweilt Aufklärung über das Schicksal meiner Nichte geben und welches Los Sie ihr bestimmt haben. Andernfalls werde ich durch den russischen Gesandten hier die Sache höhern Orts anbringen, und Sie werden leicht ermessen, von welchen Folgen ein solcher Schritt von meiner Seite für Sie begleitet sein würde.

Victor Aberney."

Wenn Lothard einen Schlag ins Gesicht bekommen hätte, wenn ihm das Haus über dem Kopfe zusammen-

gebrochen wäre, so würde dies doch nicht das Gefühl von Bestürzung hervorgerufen haben, welches ihn jetzt beherrschte. Skuldfrid hatte sich also nicht nach Schweden begeben! Sie war nicht zu diesen ihren Freunden und Verwandten geflohen. Aber wohin hatte sie denn dann den Weg genommen? Wo weilte sie?

Dies war ein Labyrinth von Fragen und Vermuthungen, in welchem Lothard umsonst einen leitenden Faden suchte. Nachdem er sich vergebens bemüht, irgendeine Erklärung zu ersinnen, welche auch nur im geringsten den Aufruhr in seinem Innern, welchen Aberney's Brief hervorgerufen, hätte beschwichtigen können, streckte er die Hand nach dem andern Briefe, dem aus Finnland, aus. Vielleicht gab dieser ihm einen Lichtstrahl in der Finsterniß, von welcher er umgeben war.

Es lag ein Gemisch von jubelnder Freude und bitterer Verzweiflung in den Gefühlen, welche Lothard's Brust erfüllten — Freude bei dem Gedanken, daß Skuldfrid auch jenen seinen verhaßten Nebenbuhlern entflohen, daß sie nicht die Braut dieses Tage war, und Verzweiflung über ihr spurloses Verschwinden.

Der Brief aus Finnland war von einer Lothard sehr wohl bekannten Hand. Er kam von Wagner, war französisch geschrieben und lautete in der Uebersetzung folgendermaßen:

„Herr Baron Canitz!

„Sie haben mir mehrmals gesagt, daß ich eine Lästerung beginge, wenn ich mich Ihren Freund nennte. Sie haben mich im Laufe der Jahre mit argwöhnischen Blicken betrachtet und in jedem meiner Worte eine Hinterlist zu erspähen gesucht, durch welche ich Sie zu umgarnen suchte. Ich habe wie ein Mann alles dies ertragen, fest überzeugt, daß Sie später einmal sich genöthigt sehen würden, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wann dieser Tag anbrechen wird, lasse ich dahingestellt sein — genug, daß er kommen wird, und

bis dahin mögen Sie mir immer mistrauen. Nicht um auch nur im geringsten Grade Ihre Ueberzeugung von mir wankend zu machen, schreibe ich jetzt an Sie — nein, Herr Baron, ich thue es blos um einer Pflicht zu genügen.

„Sie wissen, Herr Baron, daß an dem Sterbebett Ihres Vaters, des Generals, niemand weiter zugegen war als ich und sein nun ebenfalls verstorbener Kammerdiener. Was damals gesprochen ward, weiß sonach niemand weiter als ich, denn das Grab birgt bereits den zweiten Zeugen. Eine Stunde zuvor, ehe der General seinen letzten Seufzer aushauchte, anvertraute er mir das hier beiliegende Briefchen, indem er sagte: «Im Fall mein Sohn zu irgendeiner wichtigen Periode seines Lebens wünschen sollte, den Dienst der russischen Krone zu verlassen, oder wenn sich seinem Glück und Erfolg ein Hinderniß wegen des Umstandes, daß er russischer Unterthan ist, entgegenstellen sollte, so übergeben Sie ihm diesen Brief, und er ist frei. Sie dürfen ihm aber denselben nicht eher geben, als bis er nach Ihrer Ansicht gesetzt genug und fähig ist, seine eigenen Handlungen klug und reiflich zu beurtheilen.» Ich übersende Ihnen hiermit dieses mir anvertraute Papier, fest überzeugt, daß Sie, Herr Baron, nun Charakterstärke genug besitzen, um Ihre Handlungen selbst beurtheilen zu können, und daß Sie zugleich an einem Wendepunkt in Ihrem Leben stehen, wo dieses Papier Ihnen vielleicht von unberechenbarem Werthe sein kann. Ich müßte das Menschenherz schlecht kennen, wenn Sie nicht gerade jetzt sich frei zu sehen wünschten. Ich hoffe, Sie werden klar einsehen, daß ich bei dieser Gelegenheit wie ein Freund, nicht wie ein Feind gehandelt habe. Wenn ich der letztere wäre, so hätten Sie dieses Document niemals erhalten.

„Nun noch ein Wort zum Schlusse. Sie glauben, ich hätte in Bezug auf Mamsell Smidt treulos gehandelt. In diesem Falle muß ich mir Ihre Ungerechtigkeit

gefallen lassen. Inzwischen aber will ich Sie über eins aufklären, nämlich daß, als Sie mich nach Ektorp schickten, um der Kranken Beistand zu leisten, ich dieselbe mehr am Geiste als am Körper leidend fand. Was zwischen Ihnen und ihr vorgegangen ist, weiß ich nicht. Etwas sehr Furchtbares mußte es wol gewesen sein, denn sie wiederholte unaufhörlich: «Also dies war das große Geheimniß. O Jesus, erbarme dich!» Zwei Tage lang war sie ganz wie von Sinnen, am dritten aber, als ich wiederkam, schien sie ruhig zu sein. Sie zwang mir das Versprechen ab, Ihnen nichts von dem Entschluß mitzutheilen, den sie gefaßt und der, wie sie mir sagte, darin bestand, Finnland zu verlassen. Ich gab ihr mein Wort darauf, und erst acht Tage nach ihrer Abreise überreichte ich Ihnen den Brief, den sie geschrieben.

„Sie werden vielleicht sagen, es sei dies unedel gegen Sie gehandelt gewesen. Möglich; als Mensch aber und als Mann von Gefühl konnte ich mich nicht anders gegen das junge Mädchen benehmen, welches beschlossen hatte, lieber zu sterben als Sie wiederzusehen. Wohin sie ihren Weg genommen hat, weiß ich nicht.

„Jetzt, Herr Baron, habe ich blos noch hinzuzufügen, daß ich mein Amt als Arzt von Kronobro an demselben Tage niederlege, wo mein Entlassungsgesuch von dem Posten eines Bezirksarztes genehmigt wird. Wir sind daher geschieden. Mögen Sie niemals die Ungerechtigkeiten bereuen, die Sie begangen haben an Ihrem ehemaligen Lehrer

J. Wagner."

Ohne einen Augenblick zu zögern, öffnete Lothard den Brief, der eingeschlossen in dem des Doctors lag. Es war ein von dem russischen Kaiser unterzeichnetes Document, welches den Erben des Generals Canitz das Vorrecht verlieh, im Fall sie es wünschten, aus dem russischen Dienst zu treten und wieder nach Schweden zurück-

zukehren. Daran war indessen die Bedingung geknüpft, daß sie alle Güter und alles baare Vermögen verlören, welches sie in Rußland selbst besäßen. Kronobro sollten sie gleichwol, weil es ein Erbgut war, behalten. Alles dessen aber, was die russische Freigebigkeit ihnen als Beweis der Gewogenheit für den Eifer, womit sie der Regierung gedient, geschenkt, sollten sie in demselben Augenblick verlustig gehen, wo sie Rußland verließen.

Wenn irgendetwas jetzt noch im Stande war, Lothard zu erfreuen, so war es das Lesen dieses Documents. Und hätte es selbst dahin gelautet, daß er alles, was er besaß, verlieren und als Bettler ein Land verlassen sollte, in welchem er jetzt ein fürstliches Vermögen besaß, so hätte er gewählt, ein freier Bettler zu sein. Jetzt konnte von einer Wahl keine Rede sein. Der Ertrag von Kronobro machte schon an und für sich ein bedeutendes Einkommen aus. Deshalb warf er mit Freuden den Reichthum von sich, den sein Vater und sein Großvater auf so wenig ehrenhafte Weise erworben. Er wollte auch nicht eine Kopeke davon behalten.

Mit seinem Freilassungsbriefe in der Tasche begab er sich zum Kaiser, um seinen Entschluß zu melden und dann weit, weit aus diesem Reiche hinwegzugehen, welches er niemals geliebt.

Neunzehntes Kapitel.

Wir wollen nun sehen, wie sich das Leben für den Professor Aberney gestaltet hatte, nachdem er beinahe über Hals und Kopf Finnland verlassen, um sein Zelt in Schweden aufzuschlagen.

Aberney besaß theils durch Erbschaft, theils durch das, was er gespart, ein nicht unbedeutendes Vermögen. Kurz vor dem Ereigniß, welches seine Entfernung aus Finnland zur Folge hatte, verlor er durch einen Bankrott über die Hälfte seines Besitzthums. Das, was ihm geblieben, schützte ihn allerdings vor Mangel und würde in Verbindung mit seinem Gehalt als Professor zur Befriedigung seiner geringen Bedürfnisse hinlänglich gewesen sein, dafern ihn nicht seine Ausweisung zugleich seiner Anstellung an der Universität beraubt hätte. Es blieb ihm deshalb blos der Ertrag von Junta.

Aberney's erster Schritt bei seiner Ankunft in Schweden mußte sonach sein, eine Anstellung zu suchen, wo er seine ungewöhnlichen Kenntnisse nutzbringend anwenden und gleichzeitig in den Genuß pecuniärer Unabhängigkeit kommen konnte.

Es gibt Männer, welche, wenn sie auch in die ent-

legenste Einöde Lapplands versetzt werden, durch ihre Vielseitigkeit, Tüchtigkeit und Ueberlegenheit ihren Namen so bekannt machen, daß der Widerhall in weite Ferne dringt.

Zur Zahl dieser Männer gehörte Aberney. Man sprach von seiner wissenschaftlichen Bildung, seiner Genialität, in Stockholm ebenso wie in Åbo, und da er den schwedischen Boden als Flüchtling betrat, so ward er mit offenen Armen empfangen, denn Schweden hat stets mit Freude und Stolz jede Gelegenheit, die sich dargeboten, ergriffen, um die tiefe und unverminderte Anhänglichkeit an den Tag zu legen, welche es ununterbrochen für Finnland und dessen Söhne hegt.

Genug, der berühmte Finne erhielt eine Professur — wo oder was für eine kann gleichgültig sein. Es dauerte nicht lange, so hatte er sich in dieselbe so eingelebt, daß er sich in der neuen Wendung, die sein Leben genommen, ganz glücklich gefühlt haben würde, wenn nicht aus Finnland die für sein Herz schmerzliche Nachricht eingetroffen wäre, daß Skuldfrid und ihre Mutter ihre frühere Wohnung verlassen, ohne daß der Pastor wußte, wohin sie ihren Weg genommen.

Einige Tage nach ihrer Abreise hatte nämlich der Pastor einen Brief von Skuldfrid erhalten, worin sie ihm für alle Güte, die er ihr und ihrer Mutter erwiesen, dankte und hinzufügte, daß besondere Umstände sie zwängen, das Vaterland zu verlassen. Die Gründe, welche sie zu diesem Schritte veranlaßten, machten es zugleich Skuldfrid zur Pflicht, den Aufenthaltsort, den sie später wählen würden, zu verschweigen. In diesem Briefe lag überdies ein an Aberney adressirter, welchen sie den Pastor ersuchte gütigst zu befördern.

Der Brief an Aberney war augenscheinlich in höchst aufgeregter Gemüthsstimmung geschrieben und bewies, daß das junge Mädchen von bittern und schmerzlichen Gefühlen beherrscht ward. Sie bat Aberney höchst be-

weglich, daß er auch in der Zukunft, wo die Wahrheit ihm offenkundig werden würde, versuchen möchte, ohne Groll und ohne Zorn ihrer zu gedenken. Sie sagte, sie wolle lieber bis ans Ende der Welt fliehen, als ihn verändert und erbittert wiedersehen. Sie schloß mit den Worten:

— — — „Theuerer als alles, was ich bisjetzt geliebt, bist Du mir gewesen, Onkel, und deshalb wäre es mir unmöglich, eine Veränderung in Deiner Zuneigung zu ertragen. Den Verlust alles andern hätte ich tragen können, aber niemals die Entdeckung, daß ich nicht mehr Deine liebe Skuldfrid wäre und daß zwischen Dir und mir etwas stünde, was mich von meinem Freunde, meinem Vater, schiede. Ach, Onkel, ich fliehe, ich fliehe und bete zu Gott, daß er mir die Erinnerung an Deine Güte und Liebe als einen Trost für alles lasse, was mir entrissen worden. Grüße Tage und bitte ihn, mich zu vergessen. Mein widerspenstiges und schwaches Herz war nicht für ihn geschaffen, aber bis an meinen Tod werde ich seiner und Deiner Liebe als der schönsten Schätze gedenken, welche das Leben für mich gehabt.

„Denke ohne Groll und ohne Unwillen an

Deine tief unglückliche

Skuldfrid."

Dieser Brief erfüllte Aberney mit wirklichem Kummer. Was sollte er glauben? Worauf deutete sie hin, wenn nicht auf die Schwäche, welche sie bewog, Vaterland und Freunde zu verlassen, und welche Schwäche konnte dies sein, wenn nicht die Liebe zu diesem Canitz? Der Brief des Pastors deutete ebenfalls auf etwas dergleichen hin. Was war natürlicher, als daß Aberney an den Mann schrieb, der, wie er glaubte, die niedrige Rolle des Verführers gespielt hatte. Den Wortlaut von Aberney's Brief kennen wir bereits.

Tage gerieth durch die Nachricht von Skuldfrid's

Verschwinden in so heftige Gemüthsbewegung, daß Aberney seiner ganzen Macht über den jungen Mann bedurfte, um ihn zu bewegen, der Vernunft Gehör zu geben.

Jene Jugendliebe, welche Tage von seinen frühesten Jünglingsjahren an an Skuldfrid gefesselt, war mit seinem Herzen verwachsen, und er konnte sich keine Freude, kein Glück ohne sie denken. Niemals hatte er sich ein künftiges Glück anders als an ihrer Seite gedacht und Skuldfrid's Gefühle so ganz und gar nach seinen eigenen beurtheilt, daß er niemals auch nur einen Augenblick lang die Furcht, sie zu verlieren, in seiner Seele hatte erwachen lassen.

Und nun, nachdem er mit so großer Zuversicht darauf gerechnet, einige warme, liebevolle Worte zur Antwort auf seinen Brief zu erhalten, nun kam die Nachricht, daß sie verschwunden war! Sie war vielleicht geflohen mit ihm, jenem Mann, der sich wie ein Dieb in ihr Herz gestohlen.

Aberney äußerte gegen Tage nichts von seinen Befürchtungen, beim Lesen von Skuldfrid's Brief aber erwachten sie von selbst.

So vergingen einige Wochen, während welcher Tage sich seinem Kummer, seiner Eifersucht und seinem Gram überließ, als er zum Glück Befehl erhielt, sich nach Karlskrona zu begeben, um dort Dienste zu thun.

Neue Gegenstände sowie anhaltende Beschäftigung zerstreuten seinen Kummer einigermaßen oder drängten denselben wenigstens in den Hintergrund. Sein von Natur heiteres Gemüth behauptete wieder sein Recht, und nachdem er in Gesellschaft froher, munterer Kameraden einige Wochen in Karlskrona verlebt, war er ziemlich wieder der frühere. Vergebens hätte man auf seinem Gesicht eine Spur von Kummer zu entdecken gesucht.

Dennoch aber war dieser ebenso vorhanden wie die Erinnerung an Skuldfrid. Die Liebe zu ihr war gleich=

sam ein Feuerzeichen in seiner Seele, welches weder durch die Zeit noch durch die Umstände verwischt werden konnte, wenn es auch für den äußerlichen Beobachter nicht sichtbar war.

Tage besaß mehrere der Eigenschaften, welche den Seemann auszeichnen müssen, obschon es ihm auch an mehreren derselben fehlte. Er besaß jene Spannkraft des Geistes, welche macht, daß die Söhne des Oceans nicht gern sich mit einem wirklichen Kummer tragen, sondern ihn abschütteln oder von sich fern halten, damit er sich nicht zwischen sie und das Leben der Thätigkeit dränge, welches ihr Beruf mit sich bringt. Offen und lebhaft war Tage Seemann mit Herz und Seele, obschon seinem Verstand jene praktische Tüchtigkeit fehlte, welche unbedingt nothwendig ist.

Hierzu kam, daß er im höchsten Grade eigensinnig und halsstarrig war und nur mit Anstrengung den Zügel vertragen konnte, welchen die Disciplin auferlegt.

Man wird hieraus ersehen, daß er in dieser Beziehung nicht für die militärische Laufbahn geschaffen war. Gleichwol hatte er dieselbe freiwillig gewählt, weil er glaubte, die rechte Freiheit müsse auf dem Meere wohnen.

Es gehörten Jahre und große Anstrengung dazu, ehe Tage sich darein finden konnte, daß alle Freiheit ohne Begrenzung ein Unding ist, nach welchem der Kluge oder Vernünftige nicht streben darf.

Aberney hatte mit Freude seinen Pflegesohn nach Karlskrona abreisen sehen, weil er voraussah, daß er dort in einen Wirkungskreis hineingeführt werden würde, der ihm keine Zeit zu Grübeleien ließ.

Nachdem er abgereist war, schrieb Aberney an Lothard den oben mitgetheilten Brief und erwartete nicht ohne Ungeduld die Antwort darauf. So vergingen einige Wochen, als er eines Tages folgendes Schreiben erhielt:

„Herr Professor!

„Ich habe Ihren Brief erhalten und weiß wirklich nicht, worauf Sie hindeuten. Demzufolge kann ich ihn auch nicht beantworten, in zwei oder höchstens drei Wochen aber werde ich mich persönlich bei Ihnen in Stockholm einfinden, um Ihnen eine Erklärung zu geben und abzufordern.

Lothard Canitz."

Drei oder vier Wochen vergingen, ohne daß Aberney etwas Weiteres von Lothard hörte. Der Professor begann schon den ganzen Brief als eine Finte, um Zeit zu gewinnen, zu betrachten und faßte endlich den festen Vorsatz, durch den russischen Gesandten sich einige Aufklärung über Skuldfrid's Schicksal zu verschaffen, als Tante Sarah eines Tags ganz leichenblaß zu ihrem Neffen in sein Arbeitszimmer gestürzt kam und mit unsicherer Stimme stotterte:

„Victor, der Baron Canitz ist da und wünscht mit dir zu sprechen."

Der Professor erhob sich und sagte:

„Wirklich? Nun das freut mich, daß er wenigstens den Muth hat, sich hier einzufinden."

„Und du willst wirklich einen Canitz unter deinem Dache empfangen?" rief Sarah und schlug die Hände zusammen. „Du, ein Aberney, lässest ihn auch nur eine Minute lang in deinen vier Pfählen weilen?"

„Tante", sagte Aberney ernst, „der junge Canitz und ich wir müssen einander sprechen. Wer unter mein Dach tritt, möge er nun Freund oder Feind sein, wird von mir stets als Gast begrüßt. Dies ist im Norden althergebrachte Sitte."

Nachdem der Professor dies gesagt, ersuchte er Tante Sarah, den Baron zu ihm hereinzuführen.

Wenige Augenblicke später standen diese Männer abermals einander gegenüber, beide mit hochaufgerichtetem

Haupt und stolz einander anblickend, worauf sie beiderseitig eine kalte Höflichkeitsbezeigung austauschten.

Das einzige mal, wo sie früher zusammengetroffen, war in Åbo gewesen, wo Lothard nach einer Unterredung mit dem Generalgouverneur es dahin gebracht, daß Aberney blos Befehl erhielt, Finnland zu verlassen, um aller weitern Untersuchung zu entgehen. Als Lothard bei dieser Gelegenheit Aberney besucht und den Brief abgeholt, welchen er an Skuldfrid beförderte, waren einige Worte von Bitterkeit vom Professor ausgesprochen worden, und beide waren damals so aufgeregt gewesen, daß sie einer von des andern äußerm Menschen kaum einen Eindruck behalten hatten.

Jetzt dagegen waren sie kalt und ruhig. Sie betrachteten einander einige Secunden, als ob sie erforschen wollten, wie viel Ehrlichkeit und Wahrheit die Gesichtszüge verriethen.

Lothard, welcher jünger und weniger geübt war, in dem Blick eines Menschen zu lesen, was derselbe Niedriges oder Edles barg, bewahrte das Schweigen am längsten, und es war daher Aberney, der es brach.

„Sie haben mich lange warten lassen, Herr Baron", sagte Aberney, und wer den Professor kannte, würde in dem Ton seiner klaren, klangvollen Stimme leicht bemerkt haben, daß der Eindruck, den Lothard auf ihn machte, ein angenehmer sein mußte. Er glaubte in dem schönen Gesicht des jungen Mannes einen Charakter zu lesen, der ganz verschieden war von dem, welchen er zu finden erwartet.

„Ich weiß es, Herr Professor, die Verzögerung ward aber nicht durch mich herbeigeführt, sondern durch gewisse Formalitäten, welchen ich mich unterziehen mußte, ehe ich das russische Joch abschütteln und als freier Mann den Fuß auf schwedischen Boden setzen konnte. Nun bin ich hier, um Ihnen jede Erklärung zu geben, die Sie von mir verlangen können und die ich gewähren kann,

sowie um sodann von Ihnen eine gleiche wegen der Beschuldigungen zu verlangen, die Sie gegen mich erhoben."

„Herr Baron, ich wünsche zu wissen, welches Schicksal Skuldfrid getroffen hat", sagte Aberney, und seine Stimme war jetzt sehr scharf.

„Aber wie können Sie sich mit dieser Frage an mich wenden? Haben Sie wirklich einen Augenblick lang den Gedanken hegen können, daß sie, daß dieses reine, unverdorbene Mädchen gleich einer verbrecherischen Abenteurerin mit mir aus ihrer Heimat fliehen und ihre Freunde in Unkenntniß von ihrem Schicksale lassen würde?"

„Wozu diese schönen Worte? Sie ist auf geheimnißvolle Weise entflohen, und nur eine unglückselige Neigung zu Ihnen hat sie dazu verleiten können", sagte Aberney ruhig, aber bestimmt.

Ein schmerzliches und bitteres Lächeln kräuselte Lothard's Lippen, während er antwortete:

„Sie sagten eine unglückselige Neigung zu mir —, wenn Sie gesagt hätten: ein tiefer Abscheu, so wären Sie der Wahrheit näher gekommen. Um Ihnen dies zu beweisen, sehen Sie hier den Brief, den sie mir nach ihrer Abreise sendete."

Lothard zog Skuldfrid's Billet hervor. Als Aberney es gelesen hatte, ward er bleich.

„Sie kennen also Skuldfrid's Mutter?" sagte er in dumpfem Tone.

„Am Tage vor Ihrer Abreise von Åbo entdeckte ich zum ersten mal, daß Frau Smidt und Harmen Aberney eine und dieselbe Person waren."

„Dann kennen Sie also auch ihre traurige Geschichte?"

„Herr Professor, das kann ich Ihnen nicht sagen. Genug, sie ist mir bekannt; was ich aber nicht wußte, war, daß Sie ein Bruder von Skuldfrid's Vater waren. Hätte ich dies gewußt, glauben Sie mir, dann wäre vieles anders gewesen."

Lothard erzählte nun ganz einfach alles, was zwischen ihm und Skuldfrid nach Aberney's Entfernung geschehen, seine im Zorne ausgesprochenen Worte über Skuldfrid's Mutter und was dann gefolgt war.

Aberney saß gedankenvoll da und hörte zu, als ob er aus dieser Erzählung einen Schluß ziehen wollte, der ihm Skuldfrid's Flucht erklären könnte. Als Lothard schwieg, sagte er mehr zu sich selbst als in Form einer Frage:

„Aber weshalb diese geheimnißvolle Entfernung, dieses Verschwinden?"

„Das Verbrechen der Mutter ist der einzige Erklärungsgrund", sagte Lothard düster. „Das Bewußtsein, daß ein Fremder darum wußte, jagte das stolze Mädchen weit von denen hinweg, welche Kenntniß davon hatten. Wie tief mußte sie nicht den verabscheuen, welcher etwas auszusprechen wagte, was, wie sie glaubte, für alle ein Geheimniß war?"

„Und was ein Geheimniß auch für sie selbst war", fiel Aberney bekümmert ein.

„Was sagen Sie?" rief Lothard. „Hatte Skuldfrid keine Kenntniß von dem traurigen Schicksale ihrer Mutter?"

„Nein, sie war vollkommen unbekannt mit dem rechten Namen ihrer Mutter sowol als ihrer Verwandtschaft mit mir."

„O, mein Gott, welche Frevelthat habe ich da begangen", murmelte Lothard. Er erhob sich, reichte Aberney die Hand und setzte hinzu: „Wenn Sie können, Herr Professor, so verzeihen Sie mir das Unheil, welches ich Ihnen durch Skuldfrid zugefügt habe. Verzeihen Sie mir auch den Haß, den Groll, den ich gegen Sie gehegt. Viele entsetzliche Leiden habe ich herbeigeführt."

Aberney faßte die dargebotene Hand, ohne etwas

zur Antwort zu sagen, drückte sie aber auf eine Weise, welche mehr sagte als Worte. Dann entfernte sich Lothard, ohne daß eine Silbe weiter zwischen ihnen gewechselt ward, aber beide schieden mit einem wechselseitigen Gefühl von Interesse.

Zwanzigstes Kapitel.

Nach der im vorigen Kapitel mitgetheilten Unterredung zwischen Lothard und Aberney vergingen drei Jahre. Der Frühling hatte die Erde wieder grün gekleidet und über Land und Meer wölbte sich der klare, blaue Himmel. Die während des Winters festgebannt gewesenen Schiffe rüsteten sich in See zu stechen. Die Brust des Seemanns ward von Hoffnung und Befriedigung geschwellt. Nun sollte er wieder die geliebte Woge pflügen, wieder mit dem Sturme kämpfen, wieder neuen Küsten entgegeneilen. Die Ruhe am Lande war ihm zu lang, die Luft zu eng und schwül geworden, und eine unbeschreibliche Sehnsucht ergriff seine Brust. Es trieb ihn hinaus, hinaus!

Wie heißt wol das rechte Vaterland des Seemanns? Das Meer. Sowie wir andern mit der Schwermuth des Heimwehs hinaus in die Ferne blicken und die Arme nach der Heimat ausstrecken, wenn wir getrennt von ihr leben, ebenso macht es der Seemann, wenn er längere Zeit auf dem Lande gewesen ist. Seine Brust wird beklommen, sein Gemüth traurig und er seufzt nach dem freien grenzenlosen Ocean.

Im Monat Mai des Jahres 183* ging von Karls-

krona eine Fregatte, welche wir die Karoline nennen wollen, ab, um eine Fahrt nach dem Mittelländischen Meere zu machen. Alle an Bord des stattlichen Kriegsschiffs waren in aufgeräumter Gemüthsstimmung. Man rief dem Lande ein fröhliches Lebewohl zu und begrüßte jubelnd die rastlose Woge, das Meer, dieses unermeßliche Reich mit der Verwüstung in seinem Schoße und poetischer Schönheit auf seiner Fläche, furchtbar in seinem Zorn, wunderbar in seiner Ruhe. Von ehrfurchtsvoller Scheu erbebt der Mensch, wenn es brüllt, und fühlt sich wehmüthig gestimmt, wenn es schlummernd liegt und träumt. Das Schweigen der Ruhe lähmt und die Raserei des Sturmes setzt das Blut in Fieberglut.

„Das Leben auf dem Meere ist doch sehr einförmig", hört man so viele sagen. Nur der oberflächliche Beschauer der Dinge kann sich so äußern, nicht der denkende Betrachter derselben. Für diesen ist das Meer eine reiche Quelle des Nachdenkens. Mag er die Wogen derselben schäumen oder geschäftig forteilen sehen, so bietet es doch fortwährend neue Bilder für den bewundernden Blick und stets neuen Stoff für die Phantasie und für die Forschung.

Die Fregatte Karoline hatte am Tage nach dem, wo wir dort einen Besuch machen wollen, den Hafen von Cadiz verlassen, um nach Gibraltar zu gehen.

Der kleine schwimmende Staat, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, welchen der Name eines Kriegsschiffs in sich begreift, ist eine im höchsten Grade eigenthümliche Erscheinung und wirklich der Aufmerksamkeit würdig. Es bieten sich hier so unendlich viele Gelegenheiten, die Fähigkeit zu bewundern, womit der Menschengeist alles vom Größten bis zum Kleinsten zu ordnen und in seiner Macht zu halten weiß.

Für jeden, der nicht weiß, wie am Bord eines Fahrzeugs alles auf seine gewisse Zeit vertheilt und an seinen gewissen Ort gerichtet und geordnet ist, muß es ein

Räthsel sein, wie so viel geleistet, wie so viel mitgenommen, wie für so vieles Raum gefunden werden kann.

Dem, der die Thätigkeit und Ordnung auf einem Kriegsschiff nicht kennt, muß sich unwillkürlich die Frage aufdrängen: „Womit können die Offiziere und drei- bis vierhundert Mann während eines längern Verweilens auf der See beschäftigt werden? Wie vergehen diese langen Tage?"

Wir wollen unsere Antwort damit beginnen, daß wir einen Blick auf das Deck des Schiffs werfen, wenn das Grauen des Tags die Schatten zu verdrängen beginnt, welche über dem dunkeln Blau schweben. Das Schiff schaukelt leicht und sorglos auf den Wogen — vielleicht finden wir am Bord desselben einige uns bekannte Personen.

Es ist am frühen Morgen. Alles ist so still, so geheimnißvoll in diesem Halbdunkel, welches durch die beigesetzten Segel noch dichter gemacht wird. Auf der Schanze stehen zwei oder drei Mann am Steuerruder, schweigsam wie Mumien, mit einem Auge auf dem Kompaß und dem andern auf der Windfahne, indem sie den Ruf des Steuermanns „Recht so", „Nicht tiefer" u. s. w. wiederholen.

Auf der Quartierbank hat der wachthabende Offizier seinen Platz, indem er entweder in die Ferne hinausspäht, oder prüfende Blicke nach der Wetterseite wirft. Er ist der Gedanke, welcher diese ganze bewegliche Maschine leitet, der während seiner Wache den Befehl führt und das Leben, das Wohl aller in seiner Hand hat, auf dessen Wachsamkeit und Urtheil alle an Bord sich verlassen müssen, wenn der Gott des Schlafs in Kajüte oder Koje seinen Besuch abstattet.

Ehe wir unsere Schilderung fortsetzen, wollen wir in diesem Halblichte den Mann auf der Quartierbank betrachten. Seine Züge kommen uns bekannt vor. Sicherlich haben wir die hohe, schlanke Gestalt des jungen

Premierlieutenants schon einmal gesehen. Ohne Mühe erkennen wir in diesem Gesicht mit seinem gleichzeitig strengen, ernsten, aber dennoch poetisch schwärmerischen Gepräge Lothard Konstantin Canitz. Sein geradeaus schauender Blick hat etwas Schwermüthiges, welches nicht einmal von der gespannten Aufmerksamkeit verscheucht werden kann. Daß aber die Gedanken oder Träume, welche das Schweigen erweckt, ihn nicht von seinen Pflichten abwendig machen können, beweist der prüfende Blick, den er von Zeit zu Zeit ringsumher wirft und worin man liest, daß er die Bedeutung seines Postens vollkommen aufgefaßt hat.

Für Lothard war gegenwärtig das Leben auf dem Meere alles. Es gab keine zärtlichen Bande, welche ihn an das Land fesselten, keine schmeichelnden Hoffnungen, keine brennende Sehnsucht, welche Gedanken oder Gefühl an einen bestimmten Punkt der Erde hefteten. Nein, er stand allein, von niemand vermißt und von keinem unruhig klopfenden Herzen zurückerwartet. Mochte er vorwärts oder rückwärts blicken, so stand er allein — allein mit einem glühenden Gefühl und einer gleichsam eingebrannten Erinnerung, welche alles andere außer dem Leben auf dem Ocean ihm gleichgültig machte. Hier, mit dem unendlichen Gewölbe des Himmels über und dem Abgrund des Oceans unter sich, war er daheim und schwelgte in der Erinnerung an die schmerzensreiche Vergangenheit.

Doch wir verlassen ihn jetzt und setzen unsere Promenade auf dem Deck weiter fort.

Auf dem Gangbord steht stumm, theils an die Schiffswand gelehnt, theils auf den Geschütztaljen sitzend, ein Theil der um vier Uhr aufgetretenen und noch nicht recht munter gewordenen Wache, während ein anderer Theil derselben auf dem Back langsam auf- und abgeht. Ganz vorn steht auf einer Kanone der Backoffizier mit dem Nachtglas in der Hand.

Es war ein Secondelieutenant, ein junger Mann von schlankem und doch starkem Körperbau und einem schönen, nordischen Aussehen. Die klaren, blauen Augen haben wir auch schon früher gesehen, denn sie gehören Tage Aberney. Seine Züge, welche im allgemeinen ein sorgloses Temperament verrathen, sind gleichwol jetzt von einem bittern Ausdruck fast entstellt.

Bei ihm schien der Posten, den er bekleidete, und die Verantwortlichkeit, die auf ihm lag, ganz vergessen zu sein über den unbehaglichen Gedanken, welche sein Inneres beschäftigten. Er stand unbeweglich und so in Betrachtungen versenkt, daß man sich versucht fühlte zu glauben, er habe ganz vergessen, wo er sich befand. Weder das brausende Meer, noch die Schiffsglocke auf der Batterie, welche mit ihrer metallenen Zunge den Gang der Zeit verkündete, noch weniger das „Alles gut" der Schildwachen, welches sich in allen Tonarten bis hinauf auf die Fockmastraa wiederholte, schien seine Ohren zu berühren. Er blieb vollkommen gleichgültig gegen alles und ohne dem Lichtwerden des Himmels im Osten irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken.

Lothard warf jetzt einen spähenden Blick nach vorn, worauf er das Sprachrohr an den Mund setzte und mit seiner hellen Stimme rief:

„Back, Achtung!"

Dieser Ruf vom Spiegel oder Hintertheil des Schiffs gilt dem, der den Befehl auf dem Back oder der Vorderschanze führt.

Tage fuhr zusammen und drehte sich schnell um.

„Holla!" rief er auf den unerwarteten Zuruf.

Der arme Tage, er hatte sich seinen kummervollen Träumen so überlassen, daß er die äußere Welt vergessen hatte. Die Einsamkeit, diese Mutter aller hohen und verwerflichen, aller guten und aller abschreckenden Gedanken, hatte entschwundene Erinnerungen und frühere Illusionen, welche schon längst in das kalte Grab der

Wirklichkeit versenkt worden, wieder auferstehen lassen. Alles, was er besessen und nun verloren zu haben glaubte, zog an seiner Seele vorüber, und was oder wer war es, der ihn von dieser Betrachtung der Vergangenheit zu der Gegenwart zurückrief? Es war die Stimme des Mannes, der ihm, wie er glaubte, seine verheißungsvollsten Hoffnungen geraubt. Er lehnte sich über die Wand der Schanze und murmelte:

„Schon die Nähe dieses Menschen bringt jeden Tropfen meines Bluts in Wallung."

Wieder erscholl Lothard's Stimme:

„Ich glaube, der Klüver schlägt. Das Tau kann nicht ordentlich angeholt sein."

Tage sprang von der Kanone, auf welcher er stand, herunter, ging auf die Leeseite hinüber und sah, daß die Sache sich wirklich so verhielt, wie Lothard's Worte andeuteten. Tage commandirte:

„Das Tau des Klüvers angeholt!"

Der Befehl ward von der Mannschaft des Backs sofort ausgeführt, worauf Tage sich wieder auf seinen Platz zurückbegab.

Diese Nachlässigkeit Tage's, infolge deren er auf das, was Lothard bemerkt, nicht Achtung gegeben hatte, veranlaßte letztern, die Quartierbank zu verlassen und nach dem Vordertheil des Schiffs zu gehen. Ohne ein Wort zu Tage zu sprechen, ging er an ihm vorbei, schaute einen Augenblick nach dem Focksegel hinauf, wendete sich dann zu Tage und fragte:

„Warum sind die Fockmastbuleinen nicht richtig angeholt?"

„Ich getraue mir nicht, sie noch mehr anzuholen", antwortete Tage und griff an die Mütze. „Sie sind so weit angeholt, als sie es vertragen können."

Lothard sah ihn mit Augen an, die keineswegs etwas Gutes ahnen ließen. Es stand ihm infolge des Rechts, welches dem wachthabenden Offizier zusteht, aber selten

von ihm ausgeübt wird, jetzt frei, sich sozusagen in das zu mischen, was zum Dienst des Backoffiziers gehört — eine Einmischung, die für den Untergeordneten stets sehr demüthigend ist.

Lothard ergriff — wir müssen dies leider gestehen — mit Begier diese Gelegenheit, Tage zu demüthigen, während er selbst, als für seine Macht allein verantwortlich, nicht zur Rede gestellt werden konnte.

„Es ist nicht genug gebraßt", sagte er, und ohne weiter eine Antwort hierauf abzuwarten, rief er: „Auf der Hinterschanze an die Leebrassen!"

Die Mannschaft flog nach den Anholtauen, die Pfeife ließ das langgedehnte Anholsignal ertönen, der eine Flügel des Riesenvogels wendete sich, die Rockbolzen und Rocken knarrten, die Pardunen zitterten.

Lothard war mittlerweile auf der Vorderschanze stehen geblieben. Als nach seiner Meinung genug gebraßt war, commandirte er wieder:

„Die Brassen festgemacht!"

Dann wendete er sich zu Tage und sagte mit ironischem Lächeln:

„Haben Sie nun die Güte, die Fockmastbuleinen etwas mehr anholen zu lassen."

Mit diesen Worten ging er wieder nach hinten.

Es gibt nichts, was einen Offizier, mag er auch der jüngste Secondelieutenant der Flotte sein und seine erste Reise machen, mehr verletzt, als wenn der wachthabende Offizier auf die Vorderschanze kommt und sich in das mengt, was zu den Dienstobliegenheiten des Backoffiziers gehört. Der Grund hiervon ist vielleicht ein falscher Ehrgeiz, eine kindische Ueberzeugung, die sich bei den meisten Untergebenen findet, daß sie über jede Zurechtweisung erhaben seien, der Glaube, daß sie mit den Epauletten zugleich auch Geschicklichkeit in allen Dingen erhalten hätten.

Tage sah sich in seiner Würde auf empfindliche Weise

verletzt, und dies in Verbindung mit der Erbitterung, die er schon vorher gefühlt, steigerte seinen Groll gegen Lothard aufs höchste.

Gleichwol erstickte er jetzt den Zorn, der in seiner Brust kochte, schwur aber, daß Lothard ihm diese Demüthigung einmal theuer bezahlen solle. Die Wuth, welche sein Inneres erfüllte, ward jetzt von der Macht der Disciplin und der Gewohnheit des Gehorsams, wenn man an Bord ist, zurückgehalten; sobald er aber dieser Zügel ledig war, ward er furchtbar. Er verstand nicht das Gebot vom Verzeihen und Vergessen. Er verstand blos, daß er sich rächen müsse, möchte es kosten was es wollte.

Er schaute düster auf die langen, dunkeln Wogen, welche an den Bug der Fregatte anschlugen. Auf der ganzen Wasserwüste, welche das Schiff umgab, ruhte jetzt ein halbes Licht, welches in vollkommenem Einklang mit den dunkeln, unruhigen und grollenden Gefühlen stand, die seine Brust bewegten.

Das Meer sang sein eintöniges, mächtiges Lied den beiden jungen Männern, welche beiderseitig die unversöhnlichsten Gefühle gegeneinander hegten. Sie lauschten nicht dem einfachen und majestätischen Schalle, sondern nur dem, was die Dämonen in ihrem Innern ihnen zuflüsterten. Sie hatten jetzt keinen Sinn für dieses Meer, welches Lord Byron das „älteste Kind der Schöpfung" nennt, sondern waren blos von Betrachtungen über all das Unheil, welches sie durch einander erlitten, in Anspruch genommen.

Unter diesem Einflusse standen sie stumm und unbeweglich wie Bildsäulen, aber mit dem Unterschied, daß Lothard nicht eine Secunde lang die ihm obliegenden Pflichten vergaß, während Tage dagegen an nichts weiter dachte als an seinen Groll.

So verging eine Stunde. Tage hatte sich von Zeit zu Zeit herumgedreht und mit langem, unheimlich glü-

hendem Blick den Mann betrachtet, der jetzt mit der Macht des Dienstes und des Grades ihn beherrschte.

Die Dämmerung der Nacht weilte noch auf den Wogen. Sie erwartete den Augenblick, wo die Königin des Tags sie aus den Armen der Nacht reißen würde. Einige matte Strahlen, welche die Sonne als Gruß voranschickte, ehe sie ihr glühendes Antlitz über die Wogen erhob und den blanken Spiegel des Meeres mit ihrem Gold bestreute, während sie ihn mit ihren brennenden Küssen liebkoste, scheuchten den dichten Schleier der Dämmerung hinweg. Es lag etwas magisch Fesselndes, etwas großartig Schönes in dem Augenblick, wo die Sonne ihre Wanderung an dem blauen Himmelsgewölbe antrat.

Lothard führte beim Anblick des strahlenden Gestirns des Tags mit schwermüthigem Lächeln die Hand an die Mütze, wie um ihm seinen Gruß darzubringen. Sein Kamerad auf der Vorderschanze dagegen hatte nicht einmal einen Blick für die prächtige Herrscherin des Firmaments.

Der Aufgang der Sonne ist auf Meer und Land das Signal zu Leben und Bewegung. So war es auch an Bord der Karoline.

Die Zaubermacht der Nacht ward durch die Ankunft des Lichts unterbrochen. Beim Aufgang der Sonne sprang der Wind um ein paar Striche. Lothard, der auf alles aufmerksam war, bemerkte dies sogleich. Er commandirte:

„Die Hinterbrassen der Luvseite gespannt! Die Buleinen los! Die Brassen angeholt!"

Auf einem Schiffe, welches lange mit widrigem Winde zu kämpfen gehabt, gibt es nichts Erfreulicheres, als wenn man das längstersehnte Commando: „Buleinen los! Brassen angeholt!" hört. Es ist als ob das ganze Schiff sofort Füße bekäme, und die Mannschaft stürzte unverweilt nach den Anholtauen. Das Hintersegel ward nach dem Winde gebraßt. Nun kam die Reihe an das

Focksegel. „Fockbraſſen und Luvſegel angeholt!“ commandirte Lothard.

Die Fockbraſſen wurden angeholt, aber kein Wort hörte man auf der Vorderſchanze, daß der Befehl gut ausgeführt worden. Das Focksegel blähte ſich ſchon, als Lothard von ſeinem Platz herunterſprang, auf die Vorderſchanze eilte und Tage in heftigem Tone fragte:

„Wie ſteht's, Herr Lieutenant, ſind die Fockbraſſen nicht gut angeholt?“

Tage, der noch den vorhergegangenen Verweis wie ein glühendes Eiſen in ſeinem Innern brennen fühlte, antwortete: „Ich habe nicht den Befehl dazu gegeben.“

Lothard ſah ihn mit kaltem und beinahe verächtlichem Blick an, trat ihm einen Schritt näher und ſagte mit geſenkter Stimme:

„Herr Lieutenant, wer blos thun wollte, was Sie befehlen, der würde ſeinen Dienſt ſchlecht verrichten.“

Nachdem Lothard dies geſagt, kehrte er wieder nach der Hinterſchanze zurück. Die Fockraaen wurden gehörig nach den Beſanraaen geſtellt, und während der noch übrigen Zeit dieſer Wacht ward kein Wort weiter gewechſelt.

Tage hatte ſeinem Kameraden einen drohenden Blick nachgeſchleudert und gemurmelt:

„Welches teufliſche Geſchick hat uns auf eine und dieſelbe Planke zuſammengeworfen und mich verdammt, mit dieſem Elenden zu leben! Dieſe Wachen, die er und ich zuſammen thun müſſen, dieſe ſataniſchen Nadelſtiche, die er mir ſtets bei der geringſten Gelegenheit verſetzt — alles muß meinen Groll gegen ihn aufs höchſte ſteigern. Ganz gewiß bin ich, ehe wir ſcheiden, ein ebenſo verworfener Menſch als er — dies iſt die Wirkung meines Haſſes gegen ihn.“

Während Tage dieſen Monolog hielt, ſtand der Kapitän, mit der Signalpfeife am Munde, wartend an der großen Luke und heftete die Augen auf Lothard, welcher

in seiner Eigenschaft als wachthabender Offizier, nachdem der letzte Glockenschlag fünf Glas angegeben, rief:

„Auf! auf! überall!“

Alle persönlichen Interessen traten nun in den Hintergrund, um dem Leben und der Bewegung Platz zu machen, welche folgte. Jeder Offizier hatte nun alle Hände voll zu thun.

Vom Deck bis zur Batterie, von der Batterie bis zum Zwischendeck, bis in den entlegensten Winkel, in die friedlichste Koje hallt wie ein Echo dieses: „Auf, auf überall!“ Und man kann wirklich sagen, daß dies für den auf seinem Ohr schlummernden Seemann der störendste Laut ist. Die Thätigkeit des Tags am Bord kann damit als begonnen betrachtet werden.

Vergebens bemühen wir uns, ein Bild von der Sauberkeit und Ordnung zu entwerfen, welche am Bord eines Kriegsschiffs herrschen. Diese Sauberkeit und Ordnung sind nicht allein eine Folge des engen Raums, sondern auch ein nothwendiger und hauptsächlicher Bestandtheil des Wohlbefindens hier. Das erste, was, nachdem die Mannschaft vom Schlafe aufgestanden ist, gethan werden muß, ist daher eine allgemeine Reinigung des Schiffs.

O, meine liebenswürdigen, unvergleichlichen Hausmütter, was sagt ihr von einer Reinigung, die in einer Stunde ausgeführt wird! Sicherlich, daß sie unbedingt unvollständig sein muß, oder vielmehr, daß sie gar nicht den Namen einer solchen verdient. Das ist ja gerade so viel Zeit, als nöthig ist, um ein paar Dielen zu scheuern. Ihr zuckt die Achseln und haltet es für ein Märchen. Und doch ist es kein solches, sondern eine Wahrheit, und in dieser Stunde geschieht eine so gründliche Reinigung, daß dabei auch nicht ein Schließbolzen vergessen wird.

Tage und Lothard bekamen daher an andere Dinge zu denken als an ihre wechselseitige Feindschaft, denn der eine mußte darüber wachen, daß die Mannschaft am

großen Mast ordentlich ihre Arbeit verrichtete, und der andere hatte seinen Posten zu demselben Zwecke auf der Vorderschanze.

Das Deck bietet bei dergleichen Gelegenheiten ein eigenthümliches Gemälde dar. Die Mannschaft, mit aufgewickelten Hosen und aufgestreiften Hemdärmeln, kommt mit gefüllten Wassereimern, deren Inhalt in rauschenden Strömen über Deck und Batterie geschüttet wird. Ein Theil streut Sand auf das nasse Deck, ein anderer Theil liegt auf den Knien und scheuert die Planken mit weichem Bimsstein; dann kommen wieder andere, welche die Arbeit mit an langen Stielen befestigten Wischen weiter fortsetzen, dann kommt reines Wasser, welches alles zusammen in das Meer hinabspült, worauf das Deck mit hölzernen Schaufeln abgerieben wird.

So geht es bei einem Reinmachen zu — hurtig und lustig. Gleichwol behaupte ich, daß keine Hausmutter einen so reinen und weißen Zimmerboden aufweisen kann wie der Secondelieutenant seinem Commandanten.

Ein jeder hat bei dieser wie bei allen Verrichtungen an Bord seinen bestimmten Posten, und hieraus erklärt sich die Schnelligkeit, womit in weniger als einer Stunde das ganze Schiff mit Booten, Laffetten u. s. w. gesäubert und geputzt ist. Um acht Uhr ist die Toilette des Schiffs beendet und alles auf Deck, Batterie und Zwischendeck fertig und nichts weiter mehr zu thun übrig als das Blankputzen der Messingzierathen, die hier und da vorkommen.

Lothard's und Tage's Wachtdienst war nun zu Ende. Als sie im Vorbeigehen zusammentrafen, sagte Lothard zu Tage:

„Bei der Art und Weise, wie Sie Ihren Wachtdienst verrichten, Herr Lieutenant, muß ich die ganze Wache allein thun, und dazu habe ich künftig keine Lust.“

„Melden Sie dem Commandanten, was Sie zu be-

merken haben", antwortete Tage trotzig und ging vorüber.

Lothard sah ihm nach. Tage ging in seine Kajüte.

Einer von Lothard's ältern Kameraden, der Premierlieutenant Steen, der einzige am Bord, mit welchem er sich duzte und näher bekannt war, näherte sich ihm und sagte, indem er Lothard freundlich auf die Achsel schlug:

„Sage mir aufrichtig, Canitz, warum bist du gegen Aberney so übel gestimmt? Fortwährend hast du etwas gegen ihn zu bemerken."

„Niemals anders als im Dienst", antwortete Lothard kalt.

„Das ist wahr, aber du nimmst es doch mit den andern Kameraden nicht so genau, sondern bist gegen diese ziemlich nachsichtig. Ich fürchte sehr, daß ihr beide mit einer innern Ladung von Groll gegeneinander zur See gegangen seid, welche ihr am klügsten thätet über Bord zu werfen."

„Willst du damit sagen, daß ich gegen Aberney's Nachlässigkeit beim Wachtdienst und dergleichen blind sein soll?" fragte Lothard.

„Ich will sagen, daß es am Bord eines Schiffs keine Feinde gibt, sondern nur Kameraden. Die Winde des Meeres wehen allen Groll hinweg."

Steen verließ Lothard, der auf die Batterie hinaufging, während er mit einer eigenthümlichen Bitterkeit dachte:

„Sie wehen allen Groll hinweg, ja, das kann zuweilen wahr sein, aber weder See noch Land vermag die Wunden der Seele zu heilen oder die Bitterkeit zu mildern, welche das Herz beim Anblick eines verhaßten Nebenbuhlers empfindet. Schon der Gedanke an den Ring, den er trägt, macht mich feindselig gegen ihn gestimmt. Es ist ein Andenken von ihr. Auf dem glatten Goldblättchen steht «Skuldfrid». Ha, wenn ich auch die ganze Welt umreise, wenn ich auch mein ganzes Leben



getrennt von allem zubringe, was mich an sie erinnert, so werde ich dennoch nie im Stande sein zu vergessen, daß dieser Tage ihr so unendlich theuer war. Und ich — ich sollte ein guter Kamerad gegen ihn sein! Thörichte Voraussetzung! Ich wäre kein Mensch, wenn ich das könnte!"

Um zehn Uhr geht das Exerciren an, welches dauert bis dreiviertel auf zwölf. Dabei werden die Kräfte des Körpers sowol als der Seele so in Anspruch genommen, daß jeder, der daran theilnimmt, von allen weichlichen Träumereien, von allem Nachdenken über Qual und Sorge weit abgezogen wird.

Man kann von dem Seemannsleben sagen, daß es ein unaufhörlicher Kampf, eine Kette von unermüdlicher Thätigkeit gegen unvorhergesehene Schwierigkeiten und Mühe ist. Eine wenige Zoll starke Planke, welche von einer unter dem Wasser verborgenen Klippe gespalten werden kann, ist die Scheidewand zwischen dem Seemann und dem Tod. Von dem Augenblick an, wo er den Fuß an Bord eines Schiffs setzt, gähnen ihn auf diese Weise jeden Augenblick neue Gefahren an, denn auf dem Meere offenbaren sich dieselben jede Minute. Es sind Männer erforderlich, um ihr Leben einem so mühsamen, gefahrvollen Berufe zu widmen — Männer, welche zu sterben wissen.

Wenn wir auf unserer Rhede ein stolzes, schönes Kriegsschiff sehen, wenn wir vom Lande ein Vergnügen daran finden, zuzusehen, wie die „Raaen bemannt" werden, fällt es uns gleichwol nicht ein, nähere Betrachtungen über diesen Theil der Vertheidigung unsers Landes anzustellen. Wir sehen in der Mannschaft eine Art Seesoldaten und in den Offizieren Männer, welche die Flottenuniform tragen. Uebrigens denken wir in Bezug auf sie nichts weiter als über jeden andern Militär, aber wir wollen nur einen Augenblick diese Men-

schen, welche in allen Ländern, wo es eine Flotte gibt, den Stolz der Nation ausmachen, näher betrachten.

Was ist wol ein Matrose? Ein Geschöpf, welches in die Welt hinausgeschleudert worden, um zu arbeiten und zu entbehren, welches niemals weiß, was ungestörte Ruhe und eine regelmäßige Lebensweise sagen will. Der Matrose hat eine eigenthümliche Sprache, eigenthümliche Gewohnheiten und sogar eine eigenthümliche Art und Weise sich zu bewegen — alles eine Folge seines Berufs. Sehen wir uns seine Existenz an.

Müde von der Arbeit, wirft er sich in sein Ruhebett; kaum aber hat er die Augen geschlossen, so ruft ihn eine Donnerstimme gleich der Posaune des Jüngsten Gerichts aufs Deck, um in einen Kampf mit dem wüthenden Meere, einem aufgeregten Element, zu gehen, welches ihm jede Secunde einen fast sichern Tod zeigt. Er darf nicht an sich selbst, an die Gefahr, an das entsetzliche Brüllen der Wogen und des Sturmes denken, er darf blos einen einzigen Gedanken haben, und dieser liegt in dem Ohr, womit er das Commandowort erhascht, um dann augenblicklich zu gehorchen.

Das Schiff ist seine Welt, die Rettung desselben seine Pflicht, und er darf sich nicht darum kümmern, ob er selbst bei diesen Anstrengungen seinen letzten Augenblick kommen sieht. Noch nicht trocken von dem Ungewitter, welches, da es einen Sturm im Schlepptau hat, ihn wieder ins Takelwerk hinaustreibt, wird er von neuem von den Sturzseen des Meeres und des Himmels überflutet. Kaum hat er, ermüdet und ermattet von allen diesen Kämpfen, wieder sein einsames Lager aufgesucht, so verkündet ihm die Glocke, daß die Ruhestunde vorüber, daß sein Platz oben ist in dem kalten, heulenden Wind.

Wohlan, für Männer, welche diesen Beruf wählen, sind ganz andere Seelen- und Körperkräfte nöthig als für jede andere Laufbahn, und es kann zwischen dem

Matrosen und dem Soldaten kein Vergleich gezogen werden, denn ersterer steht hoch über letzterm. Er muß schwerere Anstrengungen aushalten, ist seinem Lande nützlicher und bedarf mehr Muth und Beherztheit als der Landsoldat.

Wenn dies schon im allgemeinen gilt, wie weit mehr ist es dann in Kriegszeiten der Fall. Während der Schlacht, wo die Kugeln der Feinde ihn umsausen, muß er nicht blos an die Verheerung denken, welche diese anrichten können, sondern er muß seine Aufmerksamkeit auch auf die Woge, die geliebte und dennoch so treulose Woge richten. Während der Landsoldat wenigstens auf den Rasen zählen kann, auf welchem er steht und kämpft, kann der Seemann jeden Augenblick erwarten, den Rumpf, auf welchem er kämpft, zersplittern zu sehen. Wohin er sich wendet, lauert auf ihn der Tod, nicht blos von der Batterie des Feindes, sondern auch vom Boden des Meeres und in der unversöhnlichen Wuth des Sturmes.

Bei all diesem findet man dennoch nirgends eine solche Flinkheit, Lebendigkeit und Heiterkeit des Gemüths wie bei dem Seemann. Er liebt diese Abwechselungen, die Gefahr gefällt ihm, er hat Sinn und Auge für das Schöne und Wunderbare und sein Charakter gleicht dem Element, welchem er sein Leben schuldig ist — still träumend, wenn Ruhe ihn umgibt; munter, wenn ein frischer Wind die Segel bläht; wachsam und energisch, wenn der Sturm rast; leichtsinnig und übermüthig, wenn er den Fuß auf das feste Land setzt. Er besitzt nichts, was ihm gehörte, weder Freude noch Schmerz, alles entlehnt sein Gepräge von der launenhaften Woge. Ach, ich sehe niemals einen alten Seemann, ohne daß ich auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen möchte, denn lebhaft vor meiner Seele steht alles, was er gelitten, wie viel Muth dazu gehört, so für andere zu arbeiten.

Doch diese Betrachtungen haben uns vielleicht schon

allzu lange von dem Schauplatz meiner Erzählung fern gehalten.

Das Vormittagsexerciren ist beendet und es folgt nun das Mittagsmahl. Die Offiziere versammeln sich, mit Ausnahme der wachthabenden, in der Constablerkammer oder Offizierkajüte, wo man von den Ereignissen des Tags spricht, oder mit andern Worten die ausgeführten Manöver kritisirt. Das eine hätte so, das andere so gemacht werden sollen.

Lothard, der im allgemeinen nicht viel sprach, ging selten auf irgendein anderes Gespräch ein als das, welches sich um das Seewesen, um das Manöver des Schiffs u. s. w. drehte. Bei allen Gelegenheiten, wo er sich über dergleichen Themata aussprach, bewies er so gründliche Kenntnisse, eine so sichere Auffassung, ein so klares Urtheil und ein so lebhaftes Interesse, daß ein jeder dem, was er sagte, mit Aufmerksamkeit zuhörte. Er entwickelte bei solchen Gelegenheiten eine erstaunliche Ueberlegenheit, und gleichwol sprach er gerade dann mit einer Beweglichkeit, die sonst durchaus nicht in seinem stolzen Wesen lag.

An dem obenerwähnten Tage hatte man ein ganz besonders schönes Manöver ausgeführt. Als die Offiziere in die Constablerkammer hinunterkamen, sammelten sich alle, mit Ausnahme Tage's, um Lothard, um sein Urtheil zu hören. Das strenge, kalte Gesicht ward ungewöhnlich lebhaft, die strahlenden Augen heller, und er sprach sich mit so viel Wärme und Interesse aus, daß ein jeder seinen Worten mit Vergnügen zuhörte.

Tage hatte sich am andern Ende des Gemachs niedergesetzt. Die Discussion war sehr lebhaft. Bleich und mit umwölkter Stirn schaute Tage auf seinen verhaßten Nebenbuhler, welchen er, trotz allem, was das Gegentheil davon hatte beweisen sollen, als die Ursache von Skuldfrid's Verschwinden betrachtete. Das Interesse, welches die Kameraden Lothard bewiesen, verdroß Tage

ebenso sehr als die Beredsamkeit und Sachkenntniß, womit dieser seine Ansichten entwickelte. Er fühlte sich erbittert, wenn er bedachte, daß dieser Canitz an Rang, an Kenntnissen, an Gewissenhaftigkeit bei Erfüllung seiner Pflichten, kurz in allen Dingen über ihm stand, was auch die Folge hatte, daß der Commandant sowol als der Vicecommandant oder der erste Lieutenant den jungen Baron als ein Muster betrachteten.

Während Tage alles that, um seinen Groll gegen den ältern Kameraden noch mehr zu steigern, hatte das Gespräch seinen Fortgang. Man war von dem Manöver auf Betrachtungen über den Seemannsberuf im allgemeinen gekommen.

„Ehe wir mehr über dieses Thema sprechen", sagte der Premierlieutenant Steen, „wollen wir uns erst klar machen, was ein Seemann ist."

„Ein Mann, dessen Beruf es ist, auf dem Meere zu leben", fiel einer der Offiziere ein, „dafern er nämlich nicht wie wir seine meiste Zeit am Lande verlebt", setzte er lachend hinzu.

„Diese Antwort ist ganz richtig", hob Lothard mit feinem Lächeln wieder an, „läßt sich aber gleichwol in noch nähere Betrachtung ziehen, und da wir die verschiedenen Benennungen Offizier, Matrose und Seemann haben, so muß man unwillkürlich zwischen ihnen gewisse Unterschiede suchen, die auf das schärfste begrenzt sind. Lassen Sie uns zuerst von einem guten Matrosen sprechen, um mit dieser hervorragenden Klasse der Söhne des Meeres zu beginnen, welche als die praktischsten aller der Männer zu betrachten sind, welche ihr Leben dem Dienst und der Ehre eines Landes weihen. Geschickt in allem, was von ihm verlangt wird, lebhaft, thätig, wachsam, kühn und abgehärtet, ist er gleichsam geschaffen, jeder Gefahr zu trotzen, alle Schwierigkeiten des Klimas zu bekämpfen, alle Mühen des Wachens und der Arbeit zu besiegen und sich allen möglichen Entbehrungen zu unter-

ziehen. Er ist ein vollkommen disciplinirter Soldat, nicht blos infolge der Gewohnheit der Subordination, sondern aus der innersten Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines augenblicklichen Gehorsams, sowie die Gefahren des Meeres es von ihm verlangen, und gleichwol, während er, ohne einen Augenblick zu zögern, thut, was befohlen wird, bemerkt er doch sofort das Rechte oder Unrechte, die Stärke oder Schwäche in dem Befehl, den er ausführt. Er erkennt sofort den Unterschied zwischen einem Offizier, welcher fähig ist, ihn zu leiten, und einem solchen, der blos den Titel hat, zwischen dem wirklichen Seeoffizier und dem, der nur theoretische Bildung besitzt, aber nicht das praktische Urtheil hat wie er selbst. Deshalb ist es bei der Flotte nothwendiger als irgendwo anders, daß der Offizier in allen Dingen den Ansprüchen genügt, die man an ihn stellen kann, weil er außerdem ein Gegenstand der Geringachtung bei der Mannschaft wird, die er regieren soll und deren Leben ganz und gar von dem Befehlenden abhängt."

„Alles dies ist vollkommen wahr", fiel Lieutenant Steen ein, „dennoch aber ist der Matrose nur als eine Maschine, als ein Werkzeug oder als ein Mittel zur Ausführung der vom Commandanten ausgehenden Gedanken zu betrachten. Eine höhere Rolle kann man ihm unmöglich zutheilen."

„Mag sein, aber ebenso unmöglich wie es der Seele ist, irgendeine ihrer Ideen ohne Beihülfe des Körpers ins Werk zu setzen, ebenso unmöglich ist es dem Seeoffizier, ohne eine gute Mannschaft etwas auszurichten."

„Dennoch aber hat die Seele einen höhern Werth als der Körper."

„Wol wahr, aber ohne den Beistand des Körpers richtet sie nichts Nützliches aus."

„Bedenken Sie, was dazu gehört, um ein geschickter Commandant am Bord eines Schiffs zu werden."

„Ja, ein geschickter Seeoffizier muß neben einer

gründlichen nautischen Bildung auch große Erfahrung, praktische Vertrautheit mit allen vorkommenden Arbeiten, den geübtesten Blick und die vollkommenste Kenntniß der complicirten Kräfte, welche ein Schiff in äußere und innere Bewegung setzen, und die Fähigkeit zur Anwendung dieser Kräfte besitzen. Er muß durch diese Erfahrung in den Stand gesetzt sein, den unerwartetsten Gefahren mit Ruhe zu begegnen und mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Er sieht sogleich was zu thun ist, und werden seine Befehle von solchen Matrosen, wie ich vorhin schilderte, ausgeführt, so sind ihm auch die Mittel gegeben, jede Schwierigkeit zu besiegen."

„Aber ein geschickter Commandant hat selten eine solche ausgewählte Mannschaft, und dennoch muß er alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen, überwinden, oder man hält ihn nicht für geeignet, seinen Posten zu bekleiden", wendete einer der Offiziere ein.

„Nur der Unwissende kann so etwas verlangen; diese großen Ansprüche haben aber ihren Grund darin, daß es großentheils vom Commandanten selbst abhängt, seine Mannschaft zu dem zu machen, was sie sein soll, um den Ansprüchen, die man an sie stellen kann, zu genügen. Der seemännische Blick eines Commandanten sagt ihm vom ersten Tage an, wo er an Bord ist, woran es fehlt. Sobald ihm dies deutlich ist, muß er unermüdlich sein, den Mängeln abzuhelfen und durch tägliche Uebung, durch die größte Genauigkeit und Strenge bei jedem vorkommenden Exercitium oder Manöver und bei der mindesten Kleinigkeit die Leute der Vollendung entgegenzuführen. Werden diese Bemühungen von seinen Offizieren unterstützt, so wird es ihm unbedingt gelingen, seine Mannschaft zu einer vollkommen guten und tauglichen zu machen. Hat irgendein Sterblicher das Recht, sich stolz, in des Wortes eigentlicher Bedeutung, stolz auf die Kraft seines Willens und was er dadurch ausrichtet, zu fühlen, so ist es ein Schiffscommandant mit einem von ihm ein=

geübten Offiziercorps und einer dergleichen Mannschaft. Sein Eifer und sein Interesse hat beide zu dem gemacht, was sie sind, und wenn irgendjemand geliebt sein muß, so ist er es. Ist einer ein wirklich überlegener Mann, so weiß er auch, daß er das, was er ist, nur durch seine Mannschaft ist, und was letztere ist, ist sie ebenfalls durch ihn geworden. Sie sind unzertrennliche, obschon ihrer Bedeutung nach geschiedene Elemente in dem großen Ganzen, welches man ein ausgezeichnetes Kriegsschiff nennt. Jeder Offizier desselben muß es als eine heilige Pflicht betrachten, seinem Commandanten aus allen Kräften beizustehen und seine Obliegenheiten mit Interesse und Genauigkeit zu erfüllen. Das geringste Versehen eines Offiziers halte ich für zehnmal tadelnswerther als das größte eines Matrosen, weil dergleichen Beispiele der Vorgesetzten einen schädlichen Einfluß auf die Untergebenen äußern müssen."

Lothard's Blick hatte sich bei diesen letzten Worten unwillkürlich auf Tage gerichtet. Ihre Augen begegneten sich, und Tage, welcher sein Inneres gären fühlte, bedurfte nur dieses Anlasses, um seinem Groll Luft zu machen. Er erhob sich auch bei Lothard's letzten Worten sofort, indem er sagte:

„Wahrscheinlich betrachten Sie, Herr Premierlieutenant, sich als ein solches Muster von Seeoffizier, welcher die Bemühungen des Commandanten, eine ausgezeichnete Besatzung zu schaffen, unterstützt."

Tage war, indem er dies sagte, zu der Gruppe getreten, welche Lothard umgab. Dieser sah ihn mit kaltem Blicke an und antwortete mit unveränderter Stimme:

„Wenigstens bemühe ich mich nach Kräften, meinen Platz auszufüllen, und meiner Ansicht nach darf auch niemand ein Kriegsschiff betreten, der nicht die Absicht hat, sich seinem Beruf mit Leib und Seele zu widmen. Wer seine Obliegenheiten nicht liebt, wird allemal ein schlechter Seemann. Ich begreife nicht, wie man wagen kann,

sich eine Nachlässigkeit oder sonst etwas zu erlauben, was mangelndes Interesse verräth. Ganz gewiß jagte ich mir eine Kugel durch den Kopf, wenn mein Vorgesetzter Anlaß bekäme, mir einen Verweis zu ertheilen. Ich will, daß er, wenn ich des Abends die Wache übernehme, sich mit der vollen Gewißheit zur Ruhe legen könne, daß er ein scharfes, aufmerksames Auge und ein zuverlässiges Herz, welches seine Pflicht über alles andere auf Land und Meer stellt, auf dem Deck zurückläßt. Dies, Lieutenant Aberney, ist meine Auffassung meiner Schuldigkeit, aber es wird durchaus nicht vorausgesetzt, daß es auch die Ihrige sei."

Lothard trat von der Gruppe hinweg und wollte sich hinauf auf die Batterie begeben. Tage hielt ihn mit den Worten zurück:

„Haben Sie die Absicht, Herr Premierlieutenant, mich zu beleidigen und die Behauptung auszusprechen, daß ich meine Schuldigkeit nicht verstehe?"

„Herr Lieutenant, ich habe nicht von Ihnen gesprochen, sondern blos von meinen Gedanken in Bezug auf das, was ein Seeoffizier sein soll", entgegnete Lothard, indem er ihn stolz ansah und die Treppe hinaufging.

„Du bist doch ganz verteufelt kitzelig, mein lieber Aberney", sagte Steen, als Lothard sie nicht mehr hören konnte. „Du klagst über Canitz, aber er hat doch jedenfalls den Vorzug vor dir, daß er sich blos bei Ausübung deines Dienstes über dich beschwert, wenn du dir dabei irgendetwas zu Schulden kommen lässest, was gerügt zu werden verdient."

„Das ist wol möglich", antwortete Tage, „aber er kann ja niemals den Mund aufthun, ohne daß Uebermuth in seinen Worten und in seinem Tone liegt."

„Aberney hat recht", stimmten ein paar jüngere Offiziere bei, welche ebenfalls Lothard wegen seiner Ueberlegenheit nicht leiden konnten. „Canitz ist stolz und übermüthig."

„Er ist ein kenntnißreicher und ausgezeichneter Offizier", entgegnete Steen.

Ein paar Augenblicke später hatten Aberney und die jüngern Offiziere von andern Dingen zu plaudern begonnen. Man sprach von den Vergnügungen der Hauptstadt, von Damen, vom Theater, von Musik und von allen andern Dingen, nur nicht von denen, welche die Fregatte betrafen.

„Hast du während deines letzten Verweilens in der Hauptstadt Fräulein Högqvist in «Quäker und Tänzerin» gesehen?" fragte einer der jungen Offiziere zu Tage gewendet.

„Ja wohl", antwortete dieser, und nun folgte eine lange Discussion über die Schönheit und die Grazie der liebenswürdigen Schauspielerin.

Während Canitz und die andern Offiziere miteinander sprachen, hatten der Observationsoffizier und der Hochbootsmann auf dem Deck anderes zu thun gehabt, als das stattgehabte Manöver zu kritisiren. Sie waren beschäftigt, die geeignete Stelle einzunehmen, um mit ihrem Sextanten die Mittagshöhe, das heißt den Durchgang der Sonne durch den Meridian des Punktes zu beobachten, auf welchem das Schiff sich befindet. Wenn dieser Augenblick durch die Beobachtung bestimmt worden, ist es zwölf Uhr. Die Zeit darf gleichwol nicht eher durch das achte Glas verkündet werden, als bis der Commandant gefragt worden ist, ob er erlaube, daß es Mittag sei.

Nachdem die Offiziere und der Commandant um zwei Uhr ihr Mittagsmahl eingenommen, sehen wir einen Theil von ihnen auf der Batterie hin- und herspazieren und sich an der durch die offenen Stückpforten hereinwehenden frischen Brise kühlen.

An einer dieser Stückpforten saß Lothard und betrachtete das unendliche wogende Meer mit seinen blauen und grünen Wogen, die mit weißem, glänzendem Schaum

geschmückt waren, der gleich einer Spitzenstickerei über das in beständiger Unruhe sich erhebende und senkende Meer geworfen war.

Was er fühlte, wissen wir nicht, was er aber dachte, darüber können wir vielleicht Aufschluß geben. Du glaubst vielleicht, meine liebe junge Leserin, daß diese Gedanken bei seiner „Herzliebsten" weilten? Nein, sie waren auf die Woge geheftet. In diesem Augenblick war letztere für ihn alles. Er stellte stumme Betrachtungen über die poetische Seite des Seemannslebens an, über den Kampf zwischen der Natur und dem menschlichen Geiste, wozu es Gelegenheit gibt. Er musterte die wechselnden Gestaltungen dieses Lebens und wie er während der einsamen Nachtwachen oft geglaubt, er stehe dem ewigen und unendlichen Wesen, welches wir Gott nennen, näher, wenn er so im Schweigen der Nacht umherschwebte. Er bedachte, wie unerschöpflich die Veranlassungen sind, die Größe der Vorsehung in den Schauspielen zu bewundern, welche das Meer sowol in seiner Ruhe als in seinem Zorne darbietet. Jahraus jahrein hätte Lothard die Woge pflügen und nur dann, wenn das Bedürfniß es nöthig machte, in irgendeinem Hafen vor Anker gehen, dann aber wieder hinaussegeln mögen in das Brüllen des Sturmes oder in das schwermüthige Träumen der Ruhe und Stille. Gern hätte er sich mit dem Meere vermählt und geschworen, auf demselben zu leben und zu sterben, ohne Sehnsucht nach dem Lande zu empfinden.

Armer Lothard, dereinst ward vielleicht die jetzt so innig geliebte Woge ein Feind deiner theuersten Wünsche und führte dich weit hinweg von dem Gegenstande, den sie jetzt umschwebten!

Um vier Uhr ging das Exerciren wieder an und setzte Lothard wie alle andern in volle Thätigkeit bis sechs Uhr, wo nach dem Stellen der Kanonen, bei welchem jeder seine Verrichtungen auf dem Posten, den er hier

bekleidet, durchmacht, die Nachtreefe in das große Segel gelegt werden und alles Exerciren für diesen Tag aufhört.

Um acht Uhr begann die Nachtwache. Lothard und Tage bekamen nun die „erste Wache". Der erste wachthabende Offizier, welcher Lothard war, ließ blasen „freie Wache in die Kojen", und die Nacht begann.

Aber wann schließt der Tag und wann beginnt die Nacht auf einem Kriegsschiff? Dies ist schwer zu sagen. Allerdings heißt die erste Wache die Nachtwache, aber wer kann um acht Uhr schlafen? Jetzt, wo alle Arbeit für den Tag beendet ist, wo die Leute ausruhen und ihrer Seemannslaune nach ihrer eigenen Weise folgen dürfen, jetzt hat man natürlich noch keine Lust, in die Koje zu gehen, sondern man macht sich Zerstreuungen nach seinem eigenen Gutdünken.

Diese Leute, welche vielleicht von vier Uhr des Morgens an, mit Ausnahme der Stunde zum Mittagsmahl, wovon die Wache von zwölf Uhr bis Mitternacht die Hälfte einbüßt, keinen eigentlichen freien Augenblick hat, können gleichwol nicht vermocht werden, schlafen zu gehen. Sie versammeln sich hier und da in Gruppen. Die ältern Matrosen, sonnverbrannte Gesellen mit echter Seemannshaltung, treiben sich auf dem Leegangbord herum und erzählen von der Heimat, von alten Abenteuern in fernen Ländern, von wunderbaren Rettungen vom Tode und überbieten einander in jenen „Witzen", welche ihnen so eigenthümlich sind und die, in ihrer trockenen, originellen Manier vorgebracht, den zufälligen Zuhörer zu herzlichem Gelächter reizen.

Die Unteroffiziere promeniren auf dem Luvgangbord und unterhalten sich in gebildeterer Weise miteinander.

Um einen in allerhand Sagen und Geschichten bewanderten Kameraden sammelt sich ein Theil der Mannschaft, gewöhnlich Bootsleute, und hört mit gespannter Aufmerksamkeit ungeheuerliche Gespenstergeschichten und

dergleichen an. Andere, die musikalisches Talent besitzen, trällern eine bekannte Weise, deren Rhythmus und Worte allmählich immer deutlicher und deutlicher werden, wenn der Backoffizier sich nicht darum kümmert.

Hier hat der Backcorporal einige von der Natur weniger glücklich ausgerüstete Individuen von Schwedens seefahrenden Söhnen auf die Seite genommen und beweist ihnen auf praktische Weise, wozu jedes Tau da ist. Dort ist ein armer Einfaltspinsel die Zielscheibe der handgreiflichen Witze der jüngern Matrosen und Schiffsjungen geworden und wünscht, nach seiner Miene zu urtheilen, innig, daß Gott in seiner großen Weisheit niemals das Land vom Wasser geschieden haben möchte.

Die Offiziere gehen auf dem Leehalbdeck auf und ab, während der Commandant und der erste Lieutenant sich auf dem Ehrenplatz des Schiffs, dem Luvhalbdeck, bewegen, wo jetzt Lothard als wachthabender Offizier mit dem Sprachrohr in der Hand alles überwachte.

Jetzt schlägt es zwei Glas — das heißt neun Uhr — und nun wird es still auf dem Schiffe. Lothard erhielt für die Nacht seine Instruction von dem Commandanten, der, nachdem er diese mitgetheilt, den andern Offizieren Gute Nacht wünschte und sich zur Ruhe begab.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wir wollen nicht Tag für Tag die größern und mindern Veranlassungen erzählen, welche von Lothard's Seite gegeben wurden, um Tage zu demüthigen, ebenso wenig als die Bemühungen dieses, seine Kameraden auf Lothard's stolzes und, wie er es nannte, übermüthiges Benehmen aufmerksam zu machen. Die Folge hiervon war, daß Tage's Gemüthsstimmung mit jedem Tage feindlicher und feindseliger ward, was auch auf seine jüngern Kameraden zurückwirkte, die mit Eifer alles besprachen, was Tage verletzen und dessen Groll gegen Lothard steigern konnte.

Unter dieser fortwährend zunehmenden Spannung zwischen Lothard und Tage näherte die Fregatte sich Gibraltar. Es war ein schöner Morgen. Lothard hatte die Wache, ein frischer Wind blähte die Segel und der Himmel wölbte sich klar und tiefblau über dem wirklich schönen Gemälde, was vor seinen Augen sich ausbreitete.

Mitten vor ihm die Meerenge, auf der einen Seite der Mont-aux-Singes, ein afrikanisches Vorgebirge, schwarz wie die Geschöpfe, die sich am Fuße desselben bewegen, und auf der andern Seite der unfruchtbare Felsen von Gibraltar, dessen offene Seiten Hunderte von Ge-

schützen bergen, die bereit sind, den Tod nach jedem Punkt des Horizonts zu schleudern. Es war als ob die zornigen Wogen des Mittelmeeres diese beiden Granit- und Lavasäulen voneinander gerissen hätten.

Die Brise ward stärker, die Fregatte steuerte mit vollen Segeln vorwärts und ankerte am Fuße des berühmten Vorgebirges.

Tage sehnte sich ans Land zu kommen und auf irgendeine Weise dem Groll Luft zu machen, den er so lange in sich hatte verschließen müssen. Alle jene tausend kleinen Stiche, jene unzähligen Verdrießlichkeiten, welche Lothard ihm während der Reise bereitet, hatten seine Erbitterung so gesteigert, daß er in tiefster Seele fühlte, einer von ihnen müsse das Leben meiden. Es gehörte wirklich die Ehrfurcht vor der Mannszucht dazu, um einen Ausbruch bei ihm zurückzuhalten, und er hatte seine ganze Standhaftigkeit aufbieten müssen, um nicht den Gegenstand seines Zorns zu zermalmen.

Er fühlte, daß er nicht im Stande sein würde, während des noch übrigen Theils der Reise seine aufgeregten Gefühle zu zügeln, sondern hatte sich fest vorgenommen, ihnen während ihres Verweilens in Gibraltar auf irgendeine Weise Luft zu machen. Wie, das wußte er selbst nicht. Er sah blos ein, daß es für Lothard und ihn unmöglich sei, die Reise weiter zusammen fortzusetzen — einer von ihnen mußte auf Gibraltar bleiben, um in dessen Boden vergessen zu werden.

Die meisten Offiziere begehrten und erhielten Erlaubniß, ans Land zu fahren. Am Bord der Fregatte waren nur noch die, welche die Wache hatten, und überdies Lothard. An die Schiffswand gelehnt, sah er der Abfahrt der Kameraden zu. Sein Blick war vollkommen gleichgültig.

„War Lieutenant Aberney mit an Bord der Schaluppe?“ fragte eine Stimme hinter Lothard auf französisch.

Er stutzte und drehte sich um. Es war Doctor Wagner, welcher sich von Cadiz aus auf der Fregatte befand. Er war als Arzt an Bord gekommen, weil der von Karlskrona mitgenommene in Cadiz krank geworden war und deshalb die Reise nicht fortsetzen konnte.

„Allerdings“, antwortete Lothard kalt.

„Gedenken Sie nicht ans Land zu gehen?“

„Nein, es ist das dritte mal, daß ich Gibraltar besuche, und ich wüßte wirklich nicht, weshalb ich ans Land gehen sollte, dafern es nicht um des Dienstes willen geschieht.“

„Es dürfte auch am klügsten sein, wenn Sie an Bord bleiben“, hob Wagner mit eigenthümlich geheimnißvoller Miene wieder an. „Lieutenant Aberney kann unmöglich gut gegen Sie gestimmt sein. Sie haben ihm das Leben eben nicht sehr angenehm gemacht.“

„Wenn dies der Fall ist, so dürfte gleichwol die Schuld nur an ihm liegen. Warum versieht er seinen Dienst so schlecht, daß er Anlaß zu Bemerkungen gibt?“

„Das mag sein, die Folge hiervon aber ist, daß nicht blos er, sondern auch seine Kameraden übel gegen Sie gestimmt sind. Sie haben daher sehr klug daran gethan, an Bord zu bleiben.“

„Welche Gefahr hätte ich denn laufen können, wenn ich ans Land gegangen wäre?“

„Ganz gewiß ahnen Sie dieselbe.“

„Wagner, Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß ich die Gefahr fürchte?“ sagte Lothard mit verächtlichem Lächeln.

„Ich nicht, Aberney und seine Kameraden aber werden Ihre Handlungsweise ganz gewiß so deuten. Indessen dies kann Ihnen vollkommen gleichgültig sein. Ich für meine Person bin der Meinung, daß Sie ganz recht daran thun, jedem Zusammentreffen mit Aberney und seinen Kameraden auf dem Lande auszuweichen.“

Es trat eine Pause ein, worauf Doctor Wagner mit dem gleichgültigsten Ton von der Welt bemerkte:

„Die Rhede hier bietet einen so seltsamen Anblick dar und man kann sagen, daß sie ein Sammelplatz für alle möglichen Nationen ist. Es ist hier das Rendezvous der Seefahrer. Es ist zu bewundern, daß der Handel so lebhaft sein kann, da die Bevölkerung doch im ganzen genommen so gering ist. Ich möchte wissen, ob Sir G. D. noch Gouverneur hier ist. Er soll ein wirklicher Gentleman gewesen sein.“

Auf diese Weise fuhr der Doctor noch lange fort zu sprechen, ohne daß Lothard auf seine Worte achtete. Sie gingen ungehört an seinem Ohr vorüber. Plötzlich unterbrach er den Vortrag des Doctors, indem er sagte:

„Glauben Sie, daß wenn ich ans Land ginge, dieser Thor Aberney und seine Kameraden die Absicht hätten, sich an meiner Person zu vergreifen?“

„Ja, so hieß es, als sie gestern Abend miteinander sprachen.“

„So; aber die Furcht vor den unangenehmen Folgen wird sie wol zurückhalten.“

„Das ist wahr und Sie thun recht, daß Sie, um dergleichen Skandalen zuvorzukommen, hier bleiben. Ich hatte die Absicht, Sie darum zu bitten. Ueber das, was Aberney und seine Freunde von Ihrem Zurückbleiben denken, können Sie lächeln. Sie bewahren dadurch den unbedachten jungen Mann davor, daß er sich unglücklich mache. Es ist das edel gegen einen Feind gehandelt.“

„Edel!“ wiederholte Lothard mit bitterm Lächeln. „Es ist schon lange her, daß ich edelmüthig war. Diesmal aber will ich es dennoch wieder sein.“

Er verließ den Doctor und begab sich zu dem Commandanten. Eine halbe Stunde später fragte er Wagner:

„Haben Sie Lust mit ans Land zu kommen? Ihnen, der Sie noch nie zuvor in Gibraltar gewesen sind, muß es interessant sein, diesen so viel besprochenen Ort zu

sehen. Wer weiß, ob Sie dort nicht Gelegenheit zu neuen psychologischen Studien finden."

Einige Augenblicke später stieß wieder eine Schaluppe von der Fregatte ab. In derselben saßen Lothard und Wagner. Am Lande angelangt, reichte ersterer dem Doctor die Hand und sagte:

„Um acht Uhr, wo ich nach der Fregatte zurückkehre, wollen wir uns wieder treffen. Sie können jetzt einen der Matrosen als Wegweiser mitnehmen."

Nachdem Lothard dies gesagt, entfernte er sich mit raschen Schritten.

Manches strahlende Augenpaar heftete sich auf den hochgewachsenen, schlanken, schönen Seeoffizier, während er völlig gleichgültig gegen die Aufmerksamkeit, die er erweckte, seines Weges weiter ging. Nicht ein einziges der Augenpaare, welche ihm folgten, konnte sich rühmen, dem seinigen begegnet zu sein. Was waren Frauen für ihn? Nichts. Er verabscheute sie sammt und sonders, weil sie ihn daran erinnerten, daß es in der Welt nur eine gab, die er liebte, und diese eine hatte ihn in einen Ruhelosen verwandelt, der nichts mehr lieb hatte als das Meer, und der sein Leben blos hinschleppte, weil er das, was seine Väter verbrochen, wieder gut machen wollte.

Lothard lenkte seine Schritte direct nach dem Hotel ***; das große Gastzimmer wimmelte von Leuten, und um die kleinen Tische herum hatten sich verschiedene Gruppen niedergelassen, um Zeitungen zu lesen oder zu plaudern. Lothard warf einen prüfenden Blick über die Versammlung, aber es gab darunter nicht einen einzigen, der die Uniform der schwedischen Flotte getragen hätte. Er ging durch das große Zimmer und in eins der Nebenzimmer, welches leer war. Hier setzte er sich an einen Tisch, auf welchem einige Zeitungen lagen.

So verging eine Stunde, als er plötzlich einige Stimmen hörte, welche schwedisch sprachen. Lothard blieb unbeweglich sitzen, während er dachte:

„Ich will hier bleiben, bis sie Zeit gehabt haben, sich einen Platz zu wählen."

In diesem Augenblick traten drei Offiziere von der Fregatte in das Zimmer, wo Canitz saß. Er saß mit dem Rücken nach der Thür gewendet und machte bei dem Eintreten der Offiziere nicht die mindeste Bewegung.

„Ah! sieh da! — da treffen wir ja einen Kameraden!" rief einer der Eintretenden.

„Ach, wie du doch schwatzest! Das ist kein Kamerad, das ist — Baron Canitz", antwortete ein anderer, und Lothard erkannte an der Stimme sofort, daß es Aberney war. Er drehte sich herum, und als er Aberney und dessen Kameraden erblickte, begrüßte er sie mit einer kalten Verbeugung und nahm wieder seinen Platz ein, ohne dem Gruß ein Wort beizufügen. Er rief den Kellner und verlangte eine halbe Flasche Wein und Cigarren, worauf er ganz ruhig seine Zeitungslectüre wieder aufnahm.

Tage ward bei Lothard's kaltem, stolzem Gruße dunkelroth. Er und seine Kameraden setzten sich um einen Tisch nieder, welcher neben dem stand, an welchem Lothard saß. Sie begannen höchst übermüthig zu scherzen. Als der Kellner mit dem Wein und den Cigarren, welche Lothard verlangt hatte, kam, rief Tage:

„Bringt es hierher!"

Der Kellner blieb stehen und sah Tage an, worauf er sagte:

„Dieser Herr hier hat es bestellt."

„Das ist einerlei — der kann warten."

Und damit ergriff Tage den Präsentirteller.

Ohne von seiner Zeitung aufzublicken, sagte Lothard:

„Holt mir andern Wein und andere Cigarren."

Der Kellner eilte fort.

Mittlerweile hatten die drei jungen Offiziere die kleine Weinflasche geleert, und als der Kellner wieder hereinkam, ward Lothard's Wein abermals von Tage in

Beschlag genommen. Auch diesmal sagte Lothard ganz ruhig:

„Holt mir andern Wein."

Als der Kellner zum dritten mal wiederkam, erhob sich Tage von seinem Platz und setzte sich Lothard an dessen Tisch gerade gegenüber, indem er mit spöttischem Tone sagte:

„Ich vermuthe, Herr Baron, daß Sie gesonnen sind, diese Flasche in Gesellschaft mit mir und unsern Kameraden zu leeren."

„Noch eine Flasche Wein und drei Gläser", war die einzige Antwort, welche Lothard gab, ohne die Augen von der Zeitung emporzuheben.

„Meine Kameraden und ich", hob Tage wieder an, indem er den Elnbogen auf den Tisch stemmte und Canitz mit höhnischer Miene anblickte, „finden es sehr unhöflich von Ihnen, Herr Baron, daß Sie fortfahren zu lesen, nachdem wir Ihnen unsere Absicht zu erkennen gegeben, mit Ihnen trinken zu wollen. Weg daher mit der Zeitung!" rief Tage, und im nächsten Augenblick lag die Zeitung zu Lothard's Füßen.

Ein lautes Gelächter der Kameraden folgte auf Tage's Befehl. Ueber Lothard's bleiche Stirn flog eine flammende Röthe, aber er blieb unbeweglich. Mit scheinbarer Ruhe streckte er die Hand aus, ergriff eine Cigarre, zündete sie an und begann ganz phlegmatisch zu rauchen.

„Hat man in dem Lande, aus welchem Sie kommen, so wenig Lebensart, daß man nicht zu antworten pflegt, wenn man angeredet wird?" fragte Tage.

Lothard fuhr fort zu schweigen. Einer der andern Offiziere sagte lachend:

„Was zum Teufel, mein lieber Aberney, sprichst du denn von Lebensart mit einem — Russen. Du mußt doch wissen, daß dies Barbaren sind."

„Du hast recht, und da man mit diesen Nachsicht haben muß, so will ich diese auch gegen unsern schweig=

samen Baron haben. Ich kann, während wir unsere Flasche leeren, eine kleine Geschichte erzählen, die den Baron Canitz sicherlich interessiren wird."

Lothard schwieg und rauchte. Als der Kellner mit Wein und Gläsern kam, sagte er:

„Hebt die Zeitung auf."

Dabei zeigte er auf die, welche Tage ihm aus der Hand gerissen. Der Kellner reichte sie ihm, Lothard aber bat ihn, sie auf den andern Tisch zu legen.

„Nun, Baron, wollen Sie uns nicht einschenken?" hob Tage wieder an.

„Füllt die Gläser der Herren, Kellner", war Lothard's Antwort.

„Sie werden uns gefälligst zutrinken", meinte Tage.

Lothard ließ sein Glas unberührt stehen.

„Ah, ich verstehe, Sie wollen erst meine Geschichte hören. Nichts ist billiger", sagte Tage. Die übrigen Offiziere setzten sich um den Tisch herum, ein jeder mit dem durchaus nicht schönen, leider aber nur allzu häufigen Gefühl von Schadenfreude und der Erwartung, daß es nun zu einem für die ihnen anstößige Person recht unangenehmen Auftritt kommen werde. Lothard behielt sein kaltes Aeußere bei und keine Muskel seines Gesichts verrieth die mindeste Aenderung in seiner Gemüthsbewegung. Er rauchte mit gleichgültiger Miene seine Cigarre.

„Es war einmal", hob Tage, dessen ganzes Aussehen die größte Aufgeregtheit verrieth, an, „ein schwedischer Edelmann, der sein Vaterland verrieth und in russische Dienste ging. Die Verrätherei dieses Mannes ward von der russischen Regierung auf das freigebigste belohnt. Er ward ein mächtiger, reicher Mann und seine Söhne, welche der verrätherischen Handlungsweise des Vaters treulich folgten, erfreuten sich der Gunst des Zaren in hohem Grade. Einer von diesen Söhnen hatte auch einen Sohn, der in Rußland geboren und erzogen war. Man konnte deshalb erwarten, daß er ein guter Unterthan werden

würde. Aber nein, er ward seinerseits abtrünnig, und anstatt wie ein Mann von Ehre in dem Dienste des Landes zu bleiben, in welchem er geboren war, trat er aus demselben gerade in dem Augenblick, wo Rußland seine Offiziere am nothwendigsten gebrauchte. Er diente erst in der englischen, dann in der schwedischen Flotte. Wir genießen die Ehre, diesen Ueberläufer zum Kameraden zu haben — eine Ehre, die jeder schwedische Offizier für eine Schande ansehen sollte. Doch, dies gehört zu dem öffentlichen Leben des Mannes. Er besitzt aber auch eine Privatgeschichte, und diese hat noch dunklere Flecken, denn der russische Abtrünnige hat während seines Verweilens in Finnland —"

Bei den Worten Finnland fiel Lothard's geballte Faust mit einem heftigen Schlag auf den Tisch und er heftete auf Tage einen Blick, bei welchem dieser bleich ward, obschon er nach einer kurzen Pause fortfuhr:

„Er entführte ein junges unschuldiges Mädchen, welches verlobt war."

„Der Schurke!" rief man.

„Ihre Gesundheit, Baron Canitz!" rief Tage, indem er sein Glas ergriff und emporhob.

Lothard blieb unbeweglich, mit der geballten Faust noch auf dem Tische ruhend und das dunkle Auge fest auf Tage's Züge heftend.

„Nun", rief dieser, durch Lothard's anscheinende Kälte so gereizt, daß er alle Besinnung verlor, „hören Sie nicht, daß ich Ihnen zutrinke?"

„Mit Tollhäuslern trinke ich nicht", antwortete Lothard und erhob sich.

„Sie sollen trinken!" rief Tage und schlug Lothard die Cigarre aus dem Munde, „oder ich sage, daß Sie ein ehrloser Schurke sind, mit dem kein ehrlicher Schwede dienen kann."

Lothard nahm langsam eine frische Cigarre und zündete sie an, indem er mit Nachdruck sagte:

„Wir werden sehen, ob Sie morgen wagen werden, dies zu wiederholen.“

Damit that er einige Schritte nach der Thür. Tage wollte ihm nachstürzen, seine Kameraden aber hielten ihn zurück.

„Beruhige dich und vergiß nicht, daß du Uniform trägst“, sagte einer von ihnen.

Mittlerweile hatte Lothard das Zimmer verlassen.

„Ha, der Elende“, murmelte Tage vor Wuth beinahe erstickend, „mit welcher teuflischen Kälte hat er sich von mir beschimpfen lassen, und dieser Mann, der sich so behandeln läßt, soll mein Vorgesetzter sein? Dieser Kerl hat ja keinen Tropfen ehrliches Blut in den Adern!“

Alle waren darin einig, daß Lothar'd Benehmen ohne jede Spur von Ehrgefühl sei, gerade deshalb aber waren die Ruhigern der Meinung, daß Aberney viel zu gut sei, um sich seinetwillen zu compromittiren.

Das Resultat war, daß man zu der Ansicht kam, Lothard sei höchstens eine Tracht Hiebe werth, aber keineswegs einen Schuß Pulver oder einen Degenstich. Nachdem dieses Urtheil gefällt war, fühlte Tage sich etwas beruhigt und man begab sich in das Billardzimmer, wo Tage und einige seiner Kameraden eine Partie zu spielen begannen. Alle Umstehenden folgten mit Aufmerksamkeit dem Spiele, weil Tage sich durch große Geschicklichkeit auszeichnete. Eben sollte er einen besonders schönen Stoß thun, als ihn jemand an der Schulter berührte. Verdrießlich drehte er sich nach dem unwillkommenen Störenfried herum und ward nicht wenig überrascht, als er sich Lothard gegenübersah.

„Sie wünschten sich mit mir zu schlagen?“ sagte Lothard.

„Ja“, antwortete Tage.

Lothard zog die Uhr und warf einen Blick darauf.

„Es ist jetzt um fünf — also in einer Stunde auf Neutral Ground, am Anfang des Korkeichenwaldes, an

der Straße nach Saint-Rogne. — Die Waffen haben Sie zu bestimmen."

„Pistolen."

„Haben Sie deren mit am Lande?"

„Ja."

„Dann bringen Sie sie mit; Sie müssen jedoch erlauben, daß ich bei unserm Duell eine Bedingung stelle."

„Und welche?"

„Daß es im Beisein unserer drei Kameraden stattfindet. Sie sind Zeugen des Schimpfes gewesen und müssen folglich auch Zeugen der Genugthuung sein."

„Damit bin ich einverstanden."

„Gut, also in einer Stunde."

Mit dem Billardspiel war es nun aus. Tage und seine Kameraden entfernten sich.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie gewaltig auch das Blut in unsern Adern kocht, von welcher Art die Gemüthsbewegungen auch sein mögen, welche einen Menschen veranlassen, einen seinesgleichen zum Zweikampf herauszufordern, so gibt es doch stets einen Augenblick, wo das Nachdenken seine Stimme mit in dem Orkan erhebt, welcher die Vernunft mit sich fortreißt.

Dieser Augenblick tritt gewöhnlich dann ein, wenn die Duellanten sich an Ort und Stelle begeben.

Als Lothard die Herausforderung ausgesprochen, fühlte Tage sein Herz vor Freude schlagen. Er sollte sonach mit einem mal von diesem verhaßten Canitz befreit werden, denn entweder mußte er oder Lothard auf dem Platze bleiben. Der Augenblick der Rache war da. Er sollte das Blut seines verhaßten Nebenbuhlers sehen.

Tage glaubte kaum die Stunde, die noch vergehen mußte, überleben zu können, so ungeduldig war er; als aber er und seine Kameraden sich nach dem bestimmten Platze begaben, regte sich etwas in ihm, was wie eine Warnung flüsterte:

„Entweder kehrst du gar nicht oder mit einem Men=

schenleben auf deinem Gewissen zurück — auf diesem Gewissen, welches bis diesen Tag ohne Schuld gewesen ist."

An Ort und Stelle angelangt, traf er Lothard hier schon an. Dieser war ganz allein.

„Haben Sie keinen Secundanten?" fragte Tage unangenehm überrascht, seinen Gegner allein zu finden.

„Er hat versprochen, um sechs Uhr hier zu sein."

Einige Augenblicke später langte Doctor Wagner an. Lothard wendete sich nun zu Tage's Freunden und sagte mit seiner wunderbar klaren Stimme:

„Ehe Lieutenant Aberney und ich unsern Zwist mit den Waffen ausmachen, wünsche ich an die Herren die Frage stellen zu dürfen: Wer von uns, Lieutenant Aberney oder ich, hat nach Ansicht der Herren Veranlassung zu dem durchaus nicht ehrenvollen Auftritt gegeben, welcher vor einer Stunde stattgefunden?"

Diese Frage rief augenscheinliche Verlegenheit hervor. Tage's Freunde wollten ihn nicht gern beschuldigen, und gleichwol konnten sie nicht leugnen, daß er es war, welcher gefehlt hatte.

Da die Antwort auf Lothard's Frage nicht sogleich erfolgte, hob er mit erhöhtem Nachdruck wieder an:

„Ich stelle meine Frage an Offiziere der schwedischen Flotte und brauche daher gewiß nicht zu fürchten, daß die Antwort nicht völlig unparteiisch ausfalle. Es ist blos ein Anerkenntniß der Wahrheit, was ich von den Herren verlange."

„Wohlan", sagte der älteste der drei jungen Männer, „wir müssen offen gestehen, daß nur Aberney die Schuld an dem trägt, was sich hier zugetragen hat; andererseits müssen wir Ihnen, Lieutenant Canitz, auch ehrlich sagen, daß Aberney's Benehmen nach unserer Ansicht blos eine Folge der Unannehmlichkeiten ist, die Sie ihm an Bord der Fregatte bereitet haben. Wir an seiner Stelle würden ebenso gehandelt und einen Zwist mit Ihnen gesucht haben, um uns mit Ihnen zu schlagen."

Lothard machte eine kalte Verbeugung, als ob man ihm eine Artigkeit gesagt hätte.

„Es handelt sich hier blos um den Auftritt, welcher dieses Duell hervorgerufen hat", hob er wieder an, „und ich hoffe, die Herren werden mir alle das gerechte Zeugniß geben, daß ich dabei eine Ruhe und eine Kaltblütigkeit bewahrt habe, welche dem Lieutenant Aberney beweisen mußte, daß ich durchaus nicht auf diese Weise mit ihm zusammenzugerathen wünschte."

„Das geben wir zu."

„Die Herren müssen ferner auch anerkennen, daß dessenungeachtet mir nichts weiter übrig blieb als eine Herausforderung, dafern ich nicht als ein Mann ohne Ehrgefühl vor Ihnen dastehen wollte."

„Das ist vollkommen wahr."

„Wohlan, wenn Sie dieses jetzt zugeben, so hoffe ich, daß Sie dies noch mehr thun werden, wenn ich der von Lieutenant Aberney erzählten Geschichte etwas hinzugefügt habe, was er dabei vergessen hat. — Er sprach vollkommen wahr, als er erzählte, mein Großvater sei ein schwedischer Edelmann gewesen und habe sein Vaterland verlassen, um in russische Dienste zu treten. Wahr ist auch, daß mein Vater Rußland gedient hat und daß ich selbst russischer Unterthan gewesen bin, aber vollkommen falsch ist es, daß ich Rußland als Ueberläufer verlassen. Nur mit des Kaisers Erlaubniß bin ich aus dem Dienste des Landes gegangen und als freier Mann nach Schweden zurückgekehrt, welches ich von meinen Jünglingsjahren an als mein Vaterland betrachtet. Liegt in diesem Schritt etwas, was der Ehre zu nahe tritt, so bin ich bereit, sofort aus dem Dienst der schwedischen Flotte zu treten. Ich überlasse es den Herren selbst zu prüfen, ob einer von Ihnen meine Handlungsweise als Ihrer Kameradschaft unwürdig bezeichnen kann."

„Das sei fern von uns", antwortete der älteste der Offiziere.

„Dies war mein öffentliches Leben, wie Lieutenant Aberney sich ausdrückte. Nun zu der elenden Beschuldigung, daß ich die Braut eines andern entführt hätte. Niemand weiß besser als eben Lieutenant Aberney, daß dies nicht wahr ist. Die junge Dame, von welcher die Rede ist, war von so untadelhaftem Rufe, so edel und so erhaben, daß der, welcher eine so schändliche Anklage gegen sie erhebt, sie sei mit einem andern Manne als ihrem Bräutigam entflohen, eine verächtliche Handlung begeht und das Recht, für einen ehrlichen Mann angesehen zu werden, verwirkt hat, besonders wenn er wie Lieutenant Aberney weiß, daß er eine falsche Anklage ausspricht. Geschähe es daher nicht deshalb, weil Lieutenant Aberney die schwedische Uniform trägt, so würde ich mich nicht mit einem Manne schlagen, welcher seine Ehre so befleckt hat, daß er eine Unwahrheit benutzt, um einen Feind und ein unschuldiges Mädchen in Schatten zu stellen. Ich schlage mich daher mit Ihrem Kameraden, meine Herren, nicht mit Tage Aberney. Nun bin ich fertig."

Es lag in Lothard's Wesen etwas so wahrhaft Edles, daß es allen imponirte. Als er schwieg, warfen die Kameraden missbilligende Blicke auf Tage, der todtenbleich, mit von Zorn förmlich entstelltem Gesicht, auf Lothard zustürzte und ausrief:

„Beweisen Sie, wenn Sie können, daß ich die Unwahrheit gesprochen."

„Wünschen Sie das wirklich?" fragte Lothard und fuhr mit der Hand in die Brusttasche. „Ich brauche Ihnen ja blos Ihres eigenen Vaters Brief an mich zu zeigen. Es ist sehr leicht zu beweisen, daß Sie mich belogen, aber weit schwerer wäre es zu beweisen, daß Sie die Wahrheit gesprochen. Und nun genug mit Worten. Mögen Ihrem eigenen Wunsche gemäß die Kugeln das Ende dieses für Sie so wenig ehrenvollen Auftritts herbeiführen."

Lothard trat ein wenig auf die Seite. Der Doctor und der älteste der Offiziere maßen als Secundanten die Entfernung u. s. w. Dann nahmen die beiden Gegner ihre Plätze ein. Der erste Schuß gehörte Tage.

„Sehen Sie zu, daß Sie sicher zielen", sagte Lothard mit furchtbarer Kälte. „Wenn ich an die Reihe komme, so ist es um Sie geschehen."

„Ja, wenn Sie an die Reihe kommen", war alles, was Tage antwortete. Er hob das Pistol und zielte.

Aller Augen waren auf Lothard gerichtet, der mit aufrechter Haltung, hoch emporgerichtetem Kopfe und granitener Ruhe in seinen Zügen sein Schicksal erwartete. Das Signal ward gegeben, der Schuß knallte. Eine Wolke Pulverrauch umgab Lothard, während er mit unveränderter Haltung dastand.

„Sie zielen nicht gut", war alles, was er sagte. Er hob die Hand mit dem Pistol und setzte hinzu:

„Meine Hand ist sicherer."

Tage's vorher vor Gemüthsbewegung dunkelrothes Gesicht ward so weiß wie der Kragen um seinen Hals. Lothard hob das Pistol. Die Secundanten gaben das Zeichen, und Lothard rief in demselben Augenblick:

„Mütze ab, Lieutenant Aberney!"

Die Kugel riß Tage die Mütze vom Kopfe.

„Was soll das heißen?" rief dieser.

„Es soll heißen, daß ich Ihnen das Leben geschenkt habe", rief Lothard und warf das Pistol weg. „Ich will mein Gewissen nicht mit Ihrem Blute besudeln."

„Aber ich nehme ein solches Geschenk nicht an!" kreischte Tage wie wahnsinnig vor Wuth.

„In dem Falle lassen Sie uns wieder laden und noch einmal anfangen", antwortete Lothar kalt. „Ich gebe Ihnen dadurch das Recht, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, aber es kann niemals geschehen, daß ich wieder eine Kugel auf Sie abfeuere."

„Ich würde Sie dazu zwingen! Und wenn wir uns

zuletzt mit den Pistolenkolben schlagen sollten, so muß einer von uns auf dem Platze bleiben!" schrie Tage.

„Dann werde ich es wol sein, denn nichts in der Welt kann mich vermögen, Ihnen auch nur ein Haar zu krümmen. Sie haben gesagt, ich wäre ein Ueberläufer, ein Verräther, ein Frauenräuber. Meine Ehre verlangte, daß ich mich mit Ihnen schlug. Ich habe nun unsern Kameraden" — Lothard verneigte sich leicht gegen diese — „bewiesen, daß ich kein elender Feigling bin. Dies war alles, was ich zu thun brauchte, aber es gibt keine Ehre, welche verlangt, daß ich mich in Ihrem Blute wälze und in Ihren Henker verwandle."

„Dann verwandeln Sie mich in den Ihrigen!"

„Leere Worte, Lieutenant Aberney, geziemen sich nicht für Männer. Wollen Sie mein Leben haben, so nehmen Sie es. Haben Sie die Güte, meine Herren, die Pistolen zu laden", setzte Lothard höflich hinzu.

Keiner rührte sich von der Stelle. Der älteste der Offiziere sagte:

„Aberney, es wird am besten sein, wenn wir diesem Spiele hier ein Ende machen, denn was, wenn du fortfährst, für dich auch dabei herauskommen mag, so ist es gewiß keine Ehre. Komm, laß uns gehen."

„Ich soll gehen ohne Genugthuung? Ich soll gehen ohne —"

„Ohne mein Blut fließen gesehen zu haben, wollen Sie sagen", unterbrach ihn Lothard. „Ich entferne mich ja ohne das Ihrige gesehen zu haben, obschon Sie mich beschimpft und beleidigt haben. Wohlan, Sie haben stets den Triumph, daß Sie es ungestraft haben thun dürfen. Ich nehme blos das Bewußtsein mit, beleidigt worden zu sein und Ihnen dafür — das Leben geschenkt zu haben."

Lothard griff mit der Hand an die Mütze, während er an den andern Offizieren vorbeiging, worauf er sich zugleich mit dem Doctor entfernte, der von diesem Schau-

spiel nicht der am wenigsten Ueberraschte war. Wagner hätte sein Leben darauf gewettet, daß Lothard seinen Gegner niederschießen würde, denn er wußte, wie sehr Lothart diesen verabscheute. Daß er, der von Tage Beleidigte, seinem verhaßten Nebenbuhler das Leben schenkte, das stand mit der Kenntniß, welche der Doctor von Lothard's Charakter zu haben glaubte, im Widerspruch.

Stillschweigend wanderten sie den Weg bis an die Zugbrücke. Als sie diese passiren wollten, wendete Lothard sich zu dem Doctor und sagte kurz abgebrochen:

„Sie wundern sich, daß ich Aberney nicht niederschoß. Gestehen Sie, daß Sie darauf gerechnet hatten, ich würde als sein Mörder vom Kampfplatze zurückkehren.“

„Ich gestehe, daß Ihr Benehmen mich überrascht hat.“

„Um so besser. Sie werden während der Weiterreise noch mehr Grund bekommen, überrascht zu sein. Sie haben noch viel zu lernen, mein lieber Doctor, ehe Sie mich kennen gelernt haben.“

Wieder trat langes Schweigen ein; auch diesmal unterbrach es Lothard.

„Können Sie mir sagen, ob Professor Aberney einen Bruder hat? Sie kennen ja die Familie.“

Obgleich diese Frage in scheinbar sorglosem Ton gethan ward, so betrachtete der Doctor den Baron gleichwol mit einem langen und prüfenden Blick, bevor er antwortete. Das Gesicht des Premierlieutenants blieb unbeweglich.

„Nun, Doctor, warum antworten Sie nicht?“

„Ich dachte nach, ob ich nicht einmal von einem Bruder, der noch am Leben wäre, sprechen gehört, aber ich kann mich dessen nicht erinnern. Ich möchte fast zu behaupten wagen, daß der Professor von seinen Geschwistern noch allein am Leben ist.“

„Aber er hat wol noch Verwandte dieses Namens?“

„Das ist möglich — ich weiß es nicht.“

„Sie waren ja vergangenen Winter in Paris.“

„Ja.“

„Trafen Sie dort nicht mit einigen Schweden zusammen?“

„Nein.“

Wieder entstand eine lange Pause, welche erst unterbrochen ward, als sie hinunter an den Hafen kamen.

„Kommen Sie mit an Bord?“ fragte Lothard.

„Ich bleibe hier, bis die andern zurückkehren; aber warum begeben Sie sich so zeitig zurück?“

„Weil ich weiter nichts am Lande zu thun habe.“

Er sprang in das Boot, winkte dem Doctor und war bald darauf an der Fallreepstreppe der Fregatte.

Der Doctor blieb stehen, schaute ihm nach und hielt in Gedanken folgenden Monolog:

„Es sieht wirklich aus, als ob ich alle Macht über ihn verloren hätte. Wenn er auch einen Augenblick in die Schlinge, die ich ihm lege, zu gehen scheint, so thut er es blos, um mir in dem nächstfolgenden zu beweisen, daß er dieselbe vollkommen zerrissen hat. — Aus dem schwachen, muthlosen Jüngling, der sich von seinen Leidenschaften beherrschen ließ und in meiner Hand war wie weiches Wachs, ist ein Mann von Granit geworden, und zwar nachdem ihn der harte Schlag getroffen, sie zu verlieren. — Seit jenem Abend, wo ich nahe daran war, ihre Flucht mit meinem Leben bezahlen zu müssen, hat er nicht einmal etwas auch nur angedeutet, was Bezug auf sie gehabt hätte. Die Erklärung, die ich über mein Benehmen abgab, hat er nicht beantwortet. Es ist, als ob die Erinnerung an das junge Mädchen aus seiner Seele verschwunden wäre. Heute nach beinahe vier Jahren ist es das erste mal, daß er Fragen thut, welche auf die Aberneys Bezug haben.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Während der Zeit, wo die Fregatte vor Gibraltar verweilte, verließ Lothard das Schiff nicht wieder. Er that Dienst für eigene und andere Rechnung — schweigsam und noch verschlossener als vorher.

Auch Tage war sehr verändert. Die gewöhnlich so sorglosen Züge waren beinahe fortwährend düster und wurden von keinem fröhlichen Lächeln erheitert. Der Gesellschaft seiner Kameraden entzog er sich soviel er konnte und überließ sich gänzlich der Erbitterung gegen Lothard, welche nach den Vorgängen bei dem Duell den höchsten Gipfel erreicht hatte. Er besaß nicht mehr die Hoffnung, mit den Waffen in der Hand an seinem verhaßten Feinde Rache zu nehmen. Hierzu kam, daß Lothard alle Dienstverrichtungen Tage's mit derselben Genauigkeit im Auge behielt wie vorher, und man begreift leicht, daß letzterer mit jedem Tage sich gereizter fühlte, besonders da die Kameraden nach dem Duell Lothard einen höhern Grad von Achtung bewiesen.

Es gibt nichts, was unserm Charakter mehr und gründlicher schadet, als wenn wir uns von unserer verletzten Eigenliebe beherrschen lassen. Hätte Tage nur ein

einziges mal der Stimme der Vernunft Gehör gegeben, so würde diese ihm gezeigt haben, daß Lothard bei dem Duell einen hohen Grad von Selbstbeherrschung an den Tag legte, welche Achtung einflößen mußte. Er würde dann mit Unparteilichkeit auch sein eigenes Benehmen beurtheilt und nicht wie jetzt gegen das Schicksal gerast haben.

Ein großer Denker hat gesagt: „Wenn du von einem Leiden getroffen wirst, so suche die Ursache desselben nur in dir selbst!“ Und der große Denker hat recht. Wenn wir anstatt die Schuld auf andere zu schieben, diese bei uns selbst suchten, so würden wir vielem Unheil vorbeugen, welches dadurch genährt wird, daß wir Groll gegen die empfinden, welchen wir das Unangenehme, woran wir leiden, zur Last legen. Tage hatte sich in den Strom der wilden Leidenschaften gestürzt, ohne auch nur zu versuchen, mit Hülfe der Rettungsbojen der Vernunft oder des Herzens der Gefahr zu entrinnen.

Nach einigen Tagen lichtete die Fregatte die Anker und ging wieder unter Segel. Der nächste Hafen sollte Neapel sein. Ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignet hätte, ging sie auf der Rhede von Neapel vor Anker, und das Land, wo das Feuer im Schoße der Erde und in den geheimen Verstecken des Herzens wohnt, lag offen vor den Blicken der Reisenden dar.

Tage, der während der ganzen Fahrt von Gibraltar in düsterer Gemüthsstimmung gewesen war, empfand wirkliche Freude, als er Italiens schöne Küsten begrüßte. Ebenso wie die übrigen Offiziere sehnte er sich, ans Land zu gehen, und war auch einer der ersten, welche Erlaubniß begehrten und erhielten, die Fregatte zu verlassen, um „Neapel zu sehen und dann zu sterben“.

Mit dem gewöhnlichen Uebermuth junger lebenslustiger Seeoffiziere stürzten Tage und seine Kameraden sich in den Strudel der Zerstreuungen, welche sich ihnen hier darboten. Die Tage vergingen wie Secunden, und

vergebens hätte man in Tage's jetzt freudestrahlender Miene eine Spur von der Düsternheit gesucht, welche sich darin spiegelte, wenn er an Bord war. Es war als ob Gram und Erbitterung ihm fremd wären.

Tage war noch nie zuvor in Neapel gewesen. Alles war ihm daher neu und er hatte folglich nicht Zeit, an etwas anderes zu denken, als die Eindrücke, die er erfuhr, die Freude, die ihm hier zu Gebote stand, zu genießen und die peinlichen Gefühle, welche ihn quälten, in der Flut des Vergnügens zu ertränken. Sein Verweilen auf diesem so vielfach besungenen Punkte der Erde glich einem Rausch oder Traum.

Zwei Wochen enteilten so schnell, als ob es zwei Tage gewesen wären. Er hätte die Zeit aufhalten, den Befehl, welchen die Fregatte zum Weitersegeln erwartete, verhindern und auf diese Weise die Abreise von Neapel hinausschieben mögen.

Dennoch aber hat jede Freude auch ihre Schattenseite, und so war es auch mit der unsers jungen Freundes. Für den Augenblick bestand diese Schattenseite im Wachtdienst. Außer der Unannehmlichkeit, daß er bei dieser Gelegenheit genöthigt war, an Bord zu bleiben, war Lothard dann auch seine einzige Gesellschaft. Tage mußte dabei die doppelte Pein ertragen, an die Fregatte gefesselt zu sein und sich in der Nähe seines verabscheuten Feindes zu bewegen.

Etwas über zwei Wochen waren seit der Ankunft in Neapel verflossen, als Lothard eines Morgens in der Offizierskajüte saß und einige Zeitungen las. Er und Tage sollten um acht Uhr die Wache übernehmen. Die Thür von Tage's Koje stand ein wenig offen. Einer der jüngern Kameraden war bei ihm drinnen, und Lothard ward ganz unfreiwillig Zuhörer des folgenden Gesprächs.

„Wie schade, lieber Aberney, daß du gestern Abend

nicht mit im Theater von San-Carlo warst", sagte der junge Lieutenant.

„Wie so?" fragte Tage mürrisch. Der Gedanke an die bevorstehende Wache verstimmte ihn.

„Du hättest dann außer dem Vergnügen, Rubini zu hören, auch das gehabt, das schönste Weib zu sehen, welches man sich denken kann. Ach! Ich werde nie ein solches Antlitz wiedersehen!" seufzte der Lieutenant.

„Du kannst sie ja einmal selbst wiederzusehen bekommen", meinte Tage.

„Wie sollte das geschehen? Wir können ja jeden Augenblick Ordre zum Absegeln erhalten."

„Nun, und was wäre das weiter? Es wird nicht viel zu bedeuten haben, denn um dich zu bezaubern, dazu gehört nicht viel."

„Das mag sein, diesmal aber ist der Gegenstand so ungewöhnlich schön, daß ich meine Epauletten darauf wetten wollte, daß jeder, der ihn sieht, in Feuer und Flammen gerathen muß."

„So? Es war wol eine der Sängerinnen?"

„Allerdings war sie Sängerin, gehörte aber nicht zu denen, welche auf dem Theater von San-Carlo auftraten. Es war Madame Dorbino."

„Ha, die so vielfach besprochene französische Sängerin! Diese ist also hier?"

„Nun freilich, wenn ich sie gesehen habe!"

„Du hörtest sie singen. Dann muß ich —"

„An Ort und Stelle bleiben", fiel der Kamerad lachend ein.

„Bis auf weiteres allerdings. Hatte sie wirklich eine so schöne Stimme, wie man behauptet?"

„Höre, mein Freund, du hast wahrscheinlich noch nicht recht ausgeschlafen, da du meine Worte nicht begreifst, obschon ich in ganz gutem Schwedisch zu dir spreche. Habe ich dir denn nicht soeben deutlich gesagt, daß sie nicht auf der Bühne thätig war? Sie verweilt

blos als Reisende in Neapel und befand sich als Zuschauerin im Theater. Sie war in derselben Loge wie ich."

„Da sie aber sonach nicht gesungen hat, so begreife ich nicht, woher dein Entzücken kommt."

„Habe ich dir denn nicht sogleich gesagt, daß sie ungewöhnlich schön ist; daß sie ein Paar Augen hat, welche einem Menschen den Verstand rauben können?"

„Wirklich? Ich möchte übrigens wissen, wie die Augen aussähen, die auf mich eine solche Wirkung äußern könnten. Inzwischen wäre es interessant, diese weitberühmte und schöne Sängerin zu sehen."

„Das ist ein Glücksfall, der nicht jedem beschieden ist, und sicherlich wirst du von der Göttin Fortuna nicht so begünstigt werden wie ich, auch wenn du die berühmte Sängerin zu sehen bekommst."

„Nun, du willst mir doch nicht etwa weismachen, daß —"

„Daß ich mit ihr gesprochen habe? Allerdings habe ich das."

„Da hast du wol einen Handschuh aufgehoben, den sie fallen ließ, und da sie dir dafür dankte, so glaubst du nun prahlen zu können, Madame Dorbino habe einen ganzen Abend mit dir conversirt? Du bist aber zu gut bekannt, als daß ich dir glauben sollte."

„Was du glaubst, kann mir ganz gleich sein. Das Wahre an der Sache ist, daß, als ich in die Loge trat, ich vor mir zwei Damen und einen Herrn sah. Die eine Dame wendete bei dem Geräusch, das ich machte, den Kopf herum. Niemals habe ich ein so schönes Gesicht oder ein Paar solche Augen gesehen. Sie betrachtete mich aufmerksam; um mich aber streng an die Wahrheit zu halten, muß ich bekennen, daß der aufmerksame Blick, den sie auf meine Person warf, eigentlich meiner Uniform zu gelten schien. Nachdem sie dieselbe in gehörigen Augenschein genommen, flüsterte sie einige Worte der

andern Dame zu, die sodann einen flüchtigen Blick auf mich warf und auf französisch antwortete:

„«Er ist von der schwedischen Flotte.»

„Die Musik begann, Gott allein weiß, was, worüber und wie gesungen ward — ich weiß es nicht. Rubini, Monzocchi, alles war vergessen, denn ich sann blos nach, irgendein Mittel zu finden, um meine schöne Nachbarin anreden und erfahren zu können, wer sie sei. Nach dem ersten Act drehte sich die Dame, von der sie begleitet war, zu mir herum und sagte in untadelhaftem Schwedisch:

„«An Ihrer Uniform sehe ich, daß wir Landsleute sind, und dies veranlaßt mich, zu fragen, ob Sie das liebe Schweden schon lange verlassen haben.»

„Wer war glücklicher als ich! Natürlich erzählte ich, wann wir von Karlskrona abgesegelt, in welchen Häfen wir verweilt und wie lange wir uns schon hier aufgehalten. Zu meiner großen Verwunderung schien die schöne Dame meinen Worten mit großer Aufmerksamkeit zuzuhören, obschon sie sich an der Conversation nicht betheiligte, und dies veranlaßte mich, zu argwöhnen, daß sie schwedisch verstünde. Während des noch übrigen Abends führte ich mit meiner Landsmännin ein lebhaftes Gespräch. Sie stellte einige Fragen in Bezug auf die Kameraden, die ich am Bord des Schiffes hätte, u. s. w. Als ich unter diesen auch Canitz nannte, machte die schöne Zuhörerin eine heftige Bewegung und wiederholte den Namen Canitz, worauf sie mich auf französisch fragte, woher dieser Canitz sei.

„«Es ist ein ehemaliger Russe», antwortete ich, «und er steht seit zwei Jahren in schwedischen Diensten.»

„«Und heißt er Lothard Konstantin?» fragte sie mit bebender Stimme.

„«Ja, Madame», war meine Antwort. Sie wendete sich hierauf von mir ab und nahm weder mit Worten noch mit stummer Aufmerksamkeit weiter theil an dem, was ich sagte. Als die Vorstellung zu Ende war, fragte

ich meine Landsmännin ganz keck, mit wem ich die Ehre gehabt hätte zu sprechen. Sie antwortete lächelnd:

„«Meine Freundin hier ist Madame Dorbino, deren Namen Sie sicherlich aus den Zeitungen kennen gelernt. Wer weiß, ob wir uns nicht einmal in Stockholm treffen.»

„Ich verneigte mich, Madame Dorbino nahm den Arm ihres Cavaliers, und ich machte mich bereit, sie an mir vorbeipassiren zu sehen; sie drehte jedoch noch einmal ihr bezauberndes Antlitz nach mir herum und fragte:

„«Wie lange wird die Fregatte Karolina in Neapel bleiben?»

„«Das ist unbestimmt, Madame. Sie wartet auf weitere Ordre.»

„Sie verneigte sich, und im nächsten Augenblick war der schöne Anblick verschwunden. Ich kehrte ganz unglücklich hierher zurück und bin fest überzeugt, daß Madame Dorbino früher in einem Verhältniß zu diesem Canitz gestanden hat, diesem beneidenswerthen Glücklichen, dessen Name schon eine so heftige Gemüthsbewegung bei ihr hervorzurufen vermochte."

„Nun, was ist da weiter dabei? Eine Sängerin hat stets viel Abenteuer gehabt, und wenn Canitz kein Kopfhänger gewesen ist, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er sich zu den zwölftausend rechnen kann, die sich ihrer Gunst rühmen können."

„Barbar! Man hört, daß du dieses reine und keusche Antlitz nicht gesehen hast, da du so sprechen kannst."

„Bah! Ich glaube, du sprichst gar von Keuschheit bei einer Sängerin — einem Weibe, welches sein Leben auf Theatern und hinter den Coulissen verbringt."

Lothard verließ die Offizierskajüte und ging aufs Deck. Unwillkürlich dachte er an Madame Dorbino und sann nach, ob er sie vielleicht vor ihrer Vermählung auf einem der Theater von Paris oder London gesehen habe.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Um acht Uhr übernahm Tage die Wache. Zu seiner großen Verwunderung versah Lieutenant Steen an Lothard's Stelle den Dienst.

Zu einer spätern Stunde des Vormittags stieß eine Schaluppe von der Fregatte ab. In der Schaluppe saß Lothard.

„Er wird eine Begegnung mit seiner frühern Inclination, Madame Dorbino, haben", dachte Tage und folgte der Schaluppe mit neidischen Blicken. „Der elende Pedant hat also doch Verhältnisse mit Theaterprinzessinnen gehabt."

Es verdroß Tage, daß Lothard gerade heute sich ans Land begab. Seitdem sein Kamerad ihm von Madame Dorbino erzählt, hatte er sich von dem heftigen Wunsche ergriffen gefühlt, sie zu sehen, und er ward förmlich erbittert durch den Gedanken, daß Lothard, dieser verhaßte Lothard, unter allen seinen übrigen Vorzügen wahrscheinlich auch den besaß, ein Gegenstand des Interesses der gefeierten Sängerin zu sein.

Wie verliebt ein junger Mann auch sei, für so unglücklich er sich auch halten mag, so gibt es doch etwas,

was er niemals ohne Gleichgültigkeit anhören kann, nämlich die Schilderung der Schönheit eines Weibes. Mag er ein noch so großer Philosoph sein, so entsteht dennoch in ihm der Wunsch, die Person zu sehen, deren Schönheit andere preisen.

So war es auch mit Tage. Madame Dorbino war etwas, was seine Neugier erweckte, und der Wahrheit gemäß müssen wir erwähnen, daß Tage nichts mehr begehrte als die Hartnäckigkeit los zu werden, womit sein Herz die Erinnerung an Skuldfrid festhielt. Er wollte sie vergessen, aber er konnte nicht. Zu diesem Zwecke hatte er alles gethan. Wenn die Fregatte in einem Hafen verweilte, eilte Tage, sich den Vergnügungen, die sich darboten, in die Arme zu stürzen, in der Hoffnung, dadurch die Erinnerung an sie zu mindern, die er nach diesen Zerstreuungen gleichwol noch inniger liebte. Madame Dorbino's Name erweckte in ihm den Wunsch, sie kennen zu lernen. Genug, unser lieber Tage war erbittert darüber, daß Lothard die Dreistigkeit besaß, ans Land zu gehen, während Tage so eifrig wünschte, an seiner Stelle zu sein. Zu andern Zeiten pflegte Tage sich darüber zu ärgern, daß er sich genöthigt sah, mit Lothard auf Wache zu sein.

Tage ging mit großer Ungeduld auf dem Deck hin und her und peinigte sich selbst mit allen möglichen unangenehmen Gedanken. Endlich blieb er beim Anblick eines Boots stehen, welches sich der Fregatte näherte. Am Backbord legte es an.

Nachdem der Mann, der es ruderte, nach dem wachthabenden Offizier gefragt und Tage ihn seine Frage mehrmals hatte wiederholen lassen, verstand dieser endlich, was er sagte, und erklärte in schlechtem Italienisch, daß er dieser wachthabende Offizier sei. Nun ward ihm ein Brief überreicht.

Tage empfing denselben und betrachtete aufmerksam die Aufschrift. Sie lautete an Lothard. Aber es war

nicht der Name auf dem eleganten Billet, was Tage's Blick fesselte; nein, es war vielmehr die zierliche Handschrift, in der es geschrieben war. Diese kam Tage zu bekannt vor, als daß nicht bei ihrem Anblick sein Herz hätte stärker und schneller schlagen müssen.

Er drehte das Billet herum und betrachtete das Siegel. Ein heftiges Zittern schüttelte seinen Körper. Er stierte das kleine Siegel an, als ob es den Tod in sich schlösse, und gleichwol stand blos ein Name da.

„Und wenn es Leben und Ehre gälte, so muß ich wissen, was dieser Brief enthält! Ich muß Gewißheit haben! Ha, wenn der Elende mich betrogen hat — dann — dann —"

Das Siegel brach. Mit Fieberglut im Blute durchflog Tage die wenigen Zeilen. Was dieselben enthielten, werden wir später erfahren.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Mittlerweile wanderte Lothard die lange Strada Tribuna vorbei bis an das Ende der Toledostraße, dann an Santa-Lucia vorüber bis zur Ristorazione de Viaggiatori, wo er eine Flasche Wein trank, während er die Aussicht von Somma und den Vesuv betrachtete. Aus den Betrachtungen, welche dieses Bild in ihm erweckte, ward er durch eine Stimme aufgeschreckt, welche auf französisch rief:

„Welch eine freudige Ueberraschung, Sie zu treffen, bester Canitz!“

Lothard drehte sich herum und erkannte seinen frühern Kameraden auf der russischen Flotte, den Grafen Gurtzskow. Nachdem man einige verbindliche Worte ausgetauscht und über allerhand Neues und Altes geplaudert, nahm man ein Boot, und die beiden jungen Männer ruderten hinaus auf den herrlichen Golf.

Am Abend beschlossen sie, das Theater San-Carlo zu besuchen. Als Gurtzskow und Lothard in ihre Loge traten, war das Haus schon ziemlich voll. Der erstere musterte jedes Gesicht mit der größten Genauigkeit, lenkte Lothard's Aufmerksamkeit auf verschiedene Damen, die er sehr schön fand, und scherzte über die Aufmerksamkeit,

welche einige der bezaubernden Neapolitanerinnen dem schwedischen Seeoffizier widmeten.

Die Ouvertüre begann, der Vorhang ging auf und der größte Theil des ersten Acts war vorüber, als die Thür der Loge neben der, in welcher Lothard und sein russischer Freund saßen, sich öffnete. Lothard achtete nicht darauf, so versunken war er in das Anhören von Rossini's Musik. Gurzkow dagegen, welcher das Schöne mehr in der Form als im Laute bewunderte, faßte Lothard beim Arme und flüsterte:

„Sahen Sie die schöne Dame, welche soeben in die Loge neben uns trat?"

Lothard zuckte ungeduldig über die Störung die Achseln, in demselben Augenblick aber sagte eine frische, melodische Stimme ganz in seiner Nähe auf französisch:

„Ich sagte wol, daß wir zu spät kommen würden."

Obschon dies ganz leise gesagt ward, so machte der Ton dieser Stimme gleichwol Lothard im höchsten Grade stutzig. Er bog sich rasch nach vorn, um seine Nachbarin in Augenschein zu nehmen.

Zwei Damen von eleganter Haltung und von einem Herrn begleitet befanden sich in der Nebenloge. Die, deren Stimme auf Lothard einen so lebhaften Eindruck gemacht, saß mit dem Rücken nach ihm gewendet.

„Wie schade, daß ich nicht die Arie des ersten Acts gehört habe!" hob sie wieder an.

„Ist die Schuld mein?" fragte der Cavalier. Auch er sprach französisch.

„Das behaupte ich nicht, aber —"

„Sie möchten mir gern die Schuld beimessen."

„Still, still! Hören wir jetzt dieses Terzett."

Die Dame lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, Lothard zog sich wieder in die Ecke seiner Loge hinein, ließ aber seinen Blick fest an dem schönen Nacken seiner Nachbarin haften, als ob er sie durch dieses hartnäckige Fixiren zwingen wollte, sich herumzudrehen. Sie gehörte

aber offenbar nicht zu den Sensitiven und blieb deshalb unbeweglich.

Während des ersten Zwischenacts fragte der Cavalier der Damen:

„Nun, Madame, wie gefällt Ihnen die Stimme der Signora S.? Sie hat einen nicht ungewöhnlichen Umfang.“

„Sie gefällt mir recht gut“, war die Antwort.

„Wie dankbar Sie sind! Sie scheinen sich doch nicht hr zu amusiren.“

„O doch, aber man kann nicht immer heiter sein.“

„Sie sind seit dem Absenden jenes Briefs fortwährend auf übler Laune gewesen.“

„Da irren Sie sich. Wenn ich nachdenklich bin, so hat dies seinen Grund darin, daß mein Herz von einer gewaltigen Sehnsucht nach dem Vaterlande ergriffen worden ist“, sagte die Dame in einem eigenthümlich schwermüthigen Tone.

Lothard's Herz stand still. Er wagte kaum zu athmen, aus Furcht, einen einzigen Laut dieser Stimme zu verlieren, die eine ganze Welt von Gefühlen in seinem Innern erweckte.

„Sie haben doch nicht die Absicht, wieder nach dem kalten Norden zurückzukehren?“ fragte der Cavalier der Dame und neigte sich über ihren Stuhl, wie um seine Frage durch einen zärtlichen Blick zu begleiten.

„Später vielleicht doch. Was weiß ich? Doch lassen wir dies jetzt.“

Das Gespräch ging nun auf die Musik über.

Lothard hatte sich in den dunkelsten Winkel seiner Loge zurückgezogen.

„Ich muß diese Dame sehen“, dachte er; „ich muß mich überzeugen, ob — Und wenn dem so wäre? Ich habe ja ein heiliges Gelübde gethan, mich ihr niemals zu nähern und niemals zu versuchen, unsere Lebensbahnen wieder zusammenzuführen. Uebrigens — ist sie wol noch frei? Hat nicht ein anderer Rechte auf sie, die

ich mir nicht einmal zu träumen gewagt? — Sie ist vielleicht vermählt. — Ha, dann wäre es besser, wenn wir einander niemals wiedergesehen hätten! Was wünsche ich eigentlich? — Sie zu sehen und dann — zu sterben."

Lothard fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

Die Oper war aus. Gurtzskow und Lothard verließen sofort ihre Plätze, der erstere begierig, einen Schimmer von der schönen Nachbarin zu erhaschen, welche ihm während der ganzen Zeit so hartnäckig den Rücken zugekehrt.

An die Wand des Corridors gelehnt, stand Lothard so, daß er gänzlich durch Gurtzskow gedeckt ward, der vor ihm Platz genommen hatte. Jetzt öffnete sich die Thür der Loge. Der Cavalier trat zuerst heraus, drehte sich herum und bot den Damen die Hand, um ihnen behülflich zu sein. Die erste von ihnen war jung, von mehr originellem als schönem Aussehen. Die andere dagegen besaß so regelmäßige Züge, daß sie ohne Uebertreibung wirklich schön genannt werden konnte. Gurtzskow's gedämpfter Ausruf von Bewunderung sauste an Lothard's Ohr vorbei, ohne daß dieser auch nur einen Laut davon hörte. Obschon Lothard sich auf den Anblick, den er jetzt vor sich hatte, gefaßt zu machen gesucht, so erregte derselbe gleichwol eine so gewaltige Gemüthsbewegung in ihm, daß er, ohne zu wissen, was er that, sich der Dame um einen Schritt näherte und die bildschönen Züge wild anstierte. Die Lippen öffneten sich, als ob sie einen Namen aussprechen wollten, augenblicklich aber trat er wieder zurück, zog die Mütze tief in die Stirn herein und stützte sich zitternd an einen Pfeiler.

Gurtzskow war viel zu sehr mit der Betrachtung des Gegenstandes seiner Bewunderung beschäftigt, als daß er auf das sonderbare Benehmen seines Begleiters geachtet hätte. An ihnen vorbei wogte eine Menschen=

masse und unter derselben auch die Damen und ihr Cavalier, ohne daß eins von ihnen einen Blick auf Gutzkow oder Lothard geworfen hätte.

Der erstere folgte dem Strome, der letztere aber blieb stehen wie vom Donner gerührt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen, als Lothard in die Offizierskajüte trat, fand er Tage hier ganz allein sitzen. Bei Lothard's Anblick stand er auf und ging auf ihn zu, überrascht von seinem bleichen und verstörten Aussehen. In jedem Zuge Lothard's stand deutlich geschrieben, daß er einen schweren Kampf mit dem Schmerz zu bestehen gehabt.

Als Lothard's Augen auf Tage fielen, blitzte es in denselben. Sie betrachteten einander einige Secunden lang mit düstern Blicken; endlich brach Tage das Schweigen.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Lieutenant“, sagte er, indem er sich vergebens bemühte, seiner Stimme einen ruhigen Ausdruck zu geben.

„Und diese wäre?“

„Ich wünsche eine Unterredung unter vier Augen mit Ihnen.“

Lothard sah sich in der Offizierskajüte um und antwortete kalt:

„Wir sind ja schon allein.“

„Nicht hier, umgeben von spähenden Augen und lauschenden Ohren, kann die Unterredung stattfinden,

welche ich begehre. Nein, was dabei verhandelt werden soll, darf nur von Gott, Ihnen und mir gehört werden."

„Ich sollte meinen, Sie und ich, wir könnten einander nichts weiter mitzutheilen haben", entgegnete Lothard stolz. „Wir haben unser letztes Wort in Gibraltar gesprochen."

„Sie irren sich, denn ich habe Ihnen wirklich etwas anzuvertrauen, was Sie anhören müssen; deshalb bitte ich um eine Unterredung heute Nachmittag fünf Uhr in Pozzuoli."

„Und wenn ich mich weigere?"

„Dann —" Tage trat ihm einen Schritt näher, ballte die Hände und sprach mit gedämpfter Stimme — „dann treiben Sie mich zum Aeußersten."

„Aber Sie wissen, Lieutenant Aberney, daß ich mich mit Ihnen weder schlagen will noch schlagen werde. Es gibt nichts, was mich bewegen könnte, Ihnen auch nur ein Haar zu krümmen."

„Es ist hier nicht die Rede von einem Duell; es handelt sich vielmehr um eine Unterredung. Was Sie nach dieser vornehmen werden, ist etwas anderes. Sie fürchten sich doch nicht vor einem tête-à-tête mit mir?"

„Daß die Furcht mir etwas Fremdes ist, das können Sie selbst bezeugen, und da es für mich eine Ehrensache ist, den Wunsch eines Feindes zu erfüllen, so werde ich mich an dem genannten Orte einfinden."

Mit diesen Worten verließ Lothard die Offizierskajüte. Tage sah ihm nach und murmelte:

„Ha, Vermessener — nun — nun ist die Reihe an mir, dir all das Unheil zu vergelten, welches du mir zugefügt."

Er fuhr sich mit einer Bewegung verzweifelten Schmerzes mit der Hand über die Stirn, während er seinen stillen Monolog fortsetzte:

„Um mich zu rächen, habe ich den Muth gehabt, die brennende Sehnsucht zu opfern, welche im Laufe

mehrerer Jahre mich verzehrt hat. Ich brauche mich blos nach Castellamare zu begeben, um sie erfüllt zu sehen, und dennoch thue ich es nicht. Warum? Weil ich den Elenden vor mir zermalmt sehen muß. Ha, wenn er in ohnmächtiger Verzweiflung und Raserei die Hände ringt, dann habe ich einen Theil der Züchtigung vollbracht, die ich ihm für alles, dessen er mich beraubt hat, schuldig bin. Jetzt gehe ich, um ihm sein Glück zu entreißen und mich dann an seinem Schmerz zu weiden."

Die Uhr von Santi-Apostoli verkündete den Bewohnern von Neapel die fünfte Stunde, als Lothard sich in Pozzuoli einfand.

Auf der Schwelle des Eingangs zu einem kleinen Hause stand Tage. Er beantwortete Lothard's stummen Gruß dadurch, daß er an die Mütze griff, worauf er ohne ein Wort zu sagen eine kleine Treppe hinaufging, welche in das obere Stockwerk führte.

Lothard folgte ihm schweigend.

Sie traten in ein Zimmer mit einem einzigen Fenster. Tage schloß die Thür sorgfältig zu und steckte den Schlüssel in die Tasche — ein Manöver, worauf Lothard nicht Acht gab. Er war an das Fenster getreten, warf einen Blick hinaus auf die Landschaft und blieb eine Weile so stehen.

So vergingen einige Augenblicke, worauf er sich herumdrehte. Auf dem kleinen Sofa zurückgelehnt saß Tage, die Stirn in die Hand stützend.

„Schon eine lange Weile warte ich, daß Sie die Mittheilung beginnen, um derentwillen Sie mich hier zu sehen wünschten", sagte Lothard. „Aufrichtig gesprochen, wäre es mir lieb, wenn Sie sobald als möglich eine Unterredung beendeten, die für keinen von uns sehr angenehm sein kann. Uebrigens muß ich auch noch vor

acht Uhr wieder an Bord sein, um die Wache zu übernehmen. Ich habe daher nicht viel Zeit zu versäumen."

Bei Lothard's Worten zuckte Tage zusammen und sprang auf.

„Sie werden um acht Uhr die Wache übernehmen?" wiederholte Tage. „Wie viel können Sie bis dahin erleben!"

Tage ging auf Lothard zu und fuhr in eigenthümlich spottendem Tone fort:

„Sie haben beschlossen, sich niemals mit mir zu schlagen, möge auch geschehen was da wolle — ja mir nicht einmal ein Haar zu krümmen — war es nicht so?"

„Ja, so war es."

„Sie sind sehr großmüthig", sagte Tage, indem ein bitteres Lächeln seine Lippen kräuselte. „Dennoch aber wollte ich meine Ehre verwetten, daß diese Großmuth Sie nicht abhalten wird, Ihren Vorsatz zu brechen, ehe es acht schlägt."

„Wetten Sie nicht Ihre Ehre darauf, denn Sie würden derselben verlustig gehen", fiel Lothard mit Kälte ein. „Lieber würde ich mich selbst umbringen, wenn die Versuchung, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, allzu groß würde, als einem einmal gefaßten Vorsatze untreu werden. Lieutenant Aberney, ich weiß nicht, was es heißt, sein Wort brechen oder mit Versprechungen spielen."

„Die Zukunft wird beweisen, was Ihre stolzen Worte werth sind", entgegnete Tage, indem er die Arme über der Brust kreuzte. „Sie sehen wol ein, daß ich von meinen Knabenjahren an, als Sie mir dies da versetzten —" er zeigte auf die Narbe an der Stirn — „Sie hassen muß. Daß dieser Haß während unserer gemeinschaftlichen Seereise und durch die Ereignisse in Gibraltar verzehnfacht worden ist, sehen Sie wol auch ein."

Im Tone gesteigerter Erbitterung fuhr er fort:

„Sie wagten, mir das Leben zu schenken, und Sie

thaten es mit der teuflischen Ueberzeugung, daß dieses Geschenk mir verhaßter war als ein zehnfacher Tod. Ihrer Milde ein Leben zu verdanken zu haben, welchem Sie allen Werth geraubt, ist ein Fluch; nur die ausgesuchteste moralische Grausamkeit konnte so etwas ersinnen, und wenn ich heute wie ein treuloser Schurke handele, so sind Sie einzig und allein die Ursache davon."

„Wünschten Sie, um mir dies zu sagen, daß ich mich hier einfinden möchte?" fragte Lothard. „In diesem Falle können wir uns sogleich wieder trennen. Ich habe Ihnen keine Erklärung über meine Handlungsweise zu geben, und hätte ich auch eine solche, so gäbe ich sie doch nicht. Sie wären doch nicht fähig, meine Beweggründe zu begreifen."

Mit diesen Worten that Lothard einige Schritte nach der Thür.

„Warten Sie, Lieutenant Canitz!" rief Tage. „Eher als ich kommen Sie nicht von dannen."

Lothard blieb stehen und betrachtete Tage mit ruhigem Blick. Dann fielen seine Augen auf ein Paar Pistolen, die auf dem Tische lagen. Bei diesem Anblick kehrte er wieder in die Mitte des Zimmers zurück. Ein beinahe mitleidiges Lächeln umspielte seine Lippen, und er sagte mit der größten Gleichgültigkeit:

„Sie beabsichtigen, mich gefangen zu halten."

Mit diesen Worten setzte er sich auf das Sofa, welches Tage verlassen.

„Ja, Sie sind mein Gefangener", hob Tage wieder an. „Sie betrachten die Pistolen dort auf dem Tische, dieselben sind geladen. Sie sind für Sie und mich bestimmt. Wenn ich Ihnen mitgetheilt haben werde, was diese Zusammenkunft zwischen Ihnen und mir veranlaßt, werden Sie der erste sein, der diese Waffen zu Schiedsrichtern zwischen uns wählt."

„Nimmermehr!" antwortete Lothard bestimmt.

Tage trat an das offene Fenster und blieb eine

lange Weile an demselben stehen. Nach einer Pause, die ziemlich lange dauerte, drehte er sich wieder nach dem Zimmer herum und sagte in beinahe scherzendem Tone:

„Ueber uns wölbt sich Neapels klarer, schöner Himmel, rund um uns herum lächelt die bezauberndste Natur; wir athmen diese Luft, erfüllt von Wohlgeruch und Wollust, welche das kälteste Gemüth in Flammen setzt und in dem trivialsten Herzen poetische Träume erweckt. Nicht wahr, alles scheint zu Liebe, Genuß und Freude einzuladen?"

Lothard gab auf diese Frage keine Antwort. Er schien die Fortsetzung dieser Einleitung abzuwarten. Tage wartete wieder eine lange Weile, daß sein Kamerad etwas sagen sollte, da derselbe aber stumm blieb, so hob Tage wieder an:

„Und gleichwol begegnen wir hier einander mit Gefühlen, die weit verschieden sind von denen, welche ich soeben andeutete. Sie sind hier, weil Ihr Zartgefühl Ihnen wehrte, den Wunsch eines Feindes abzuschlagen. Sie sind wirklich sehr höflich." Tage verneigte sich und betrachtete Lothard mit ironischem Blick. „Ja", fuhr er fort und zuckte die Achseln, „ich bin nicht an einem kaiserlichen Hofe erzogen und kann folglich keinen Anspruch darauf machen, Ihren feinen Takt zu besitzen. Ich bin ganz einfach deshalb hierher gekommen, weil ich Ihnen eine vertrauliche Mittheilung zu machen habe, welche Sie, wie ich hoffe, gütigst durch einen Pistolenschuß beantworten werden."

Tage hielt inne. Man merkte, daß er die Unterredung soviel als möglich zu verlängern wünschte.

„Lassen Sie uns einen Fall voraussetzen, nämlich daß Sie eine Geliebte hätten, die durch ein plötzliches und unerklärliches Ereigniß von Ihrer Seite gerissen worden wäre. Jahre sind vergangen, während deren Sie in Unkenntniß von ihrem Schicksal gelebt haben.

Sie haben sie überall gesucht, ohne sie zu finden. Sie kommen nach Neapel, und an einem schönen milden Abend wie dieser, wo alles Poesie und Liebe haucht, erfahren Sie, daß die Geliebte in Ihrer Nähe ist. Sie schickt Ihnen ein Billet, worin sie Sie ersucht, sich an einem bestimmten Platz einzufinden. Sie wünschen, indem Sie diese Mittheilung erhalten, den Flug der Zeit beschleunigen zu können, um den glücklichen Augenblick des Wiedersehens zu genießen. Die Geliebte ihrerseits zählt die Minuten bis zu Ihrer Ankunft. Welche Welt von Seligkeit erwartet Sie bei diesem Wiedersehen!"

Tage schwieg. Lothard war allerdings ein wenig bleicher geworden, übrigens aber verrieth sein ganzes Aussehen die größte Gleichgültigkeit. Tage betrachtete ihn schweigend eine lange Weile, als ob er zu erforschen suchte, ob diese Einleitung eine empfindliche Saite in der Brust seines Feindes berührte. Da jedoch Lothard's Züge ihre granitene Ruhe beibehielten, fuhr Tage fort:

„Stellen Sie sich vor, daß die Dame, die Sie über alles lieben, Sie mit unruhig pochendem Herzen erwartete und daß Sie selbst Jahre Ihres Lebens darum gäben, um zu ihr eilen zu können, aber daß Sie von jemand eingeschlossen an einem Platz gehalten würden, der weit entlegen von dem wäre, wo sie mit Ihnen zusammenzutreffen gewünscht, gerade so wie ich Sie jetzt gefangen halte. Was würden Sie da gegen den beginnen, der Sie von Ihrem Glück und Ihrer Liebe getrennt hielte?"

Ein heftiges Zucken Lothard's mit den Augenbrauen, ein Blitz aus seinen Augen verrieth, daß Tage diesmal eine empfindliche Stelle in seinem Herzen getroffen; aber immer noch äußerliche Ruhe bewahrend, antwortete er:

„Ich würde gegen diesen Jemand durchaus nichts vornehmen."

„Wirklich nicht! Sie sind seltsam kaltblütig. Was

würden Sie mir antworten, wenn ich zu Ihnen spräche: «Skuldfrid ist in Neapel?»"

Tage's vor Eifersucht funkelnde Augen bemerkten mit Schadenfreude, daß Lothard bei dem Laut von Skuldfrid's Namen zusammenzuckte, als ob er mit einem glühenden Eisen berührt würde.

„Ich würde antworten, daß ich es schon weiß", entgegnete Lothard düster.

„Sie wissen es!" rief Tage leidenschaftlich und stürzte auf ihn zu. „Sie haben sie also gesehen?"

„Ja."

Es folgte eine Pause, während welcher die beiden Kameraden einer des andern Herz hätte schlagen hören können.

„Sie haben sie also getroffen!" war das erste, was Tage gleichsam zermalmt hervorstammelte, dann barg er das Gesicht in den Händen.

Lothard schwieg. So vergingen einige Secunden. Tage hob das gesenkte Haupt und sagte langsam mit Nachdruck:

„Dann wissen Sie auch, daß sie eine Unterredung mit Ihnen zu haben wünscht, oder vielleicht —"

Lothard sprang auf.

„Was sagen Sie? Wünscht Skuldfrid mich zu sprechen? Wann und wo? Sagen Sie es schnell!"

Ein Strahl wilder Freude zuckte über Tage's Antlitz, und er sagte in höhnendem Ton:

„Von mir wünschen Sie dies zu erfahren? Sie hat Ihnen doch wol selbst gesagt, wann und wo Sie mit ihr zusammentreffen können."

„Lieutenant Aberney", sagte Lothard in erzwungen ruhigem Tone, obschon seine Brust sich unruhig hob, „Sie haben sich eines mir theuern Namens und Ihrer Kenntniß von dem Aufenthalt dieser Dame in Neapel bedient, um ein vollkommen unwürdiges Gaukelspiel mit meinem Namen zu treiben. Ist es eine Rache, die Sie

dadurch an mir nehmen wollen, so erkläre ich dieselbe für niedrig und unedel. Sie haben sich den Triumph bereiten wollen, mit den empfindlichsten Saiten meines Herzens zu spielen, und ich war so thöricht, eine Secunde lang zu glauben, daß Ihren Worten Wahrheit zu Grunde läge."

Lothard keuchte nach Athem.

„Sie glauben, ich treibe ein Gaukelspiel?" entgegnete Tage und sah Lothard an. „Betrachten Sie mich und sagen Sie: sehe ich wol so aus? Sie sagen, ich wollte eine niedrige Rache an Ihnen nehmen, indem ich mit Ihren heiligsten Gefühlen spielte. Nein, ich spiele nicht; ich suche nicht einen so unbedeutenden Triumph, wie Sie meinen, ich will weit mehr."

Er fuhr mit der Hand in die Brusttasche und setzte dann hinzu:

„Seit vier Uhr schon erwartet Skuldfrid Sie bei Castellamare. Hier sehen Sie den Beweis."

Er reichte Lothard den erbrochenen Brief. Bei dem ersten Blick auf denselben stieg Lothard das Blut in das bleiche Gesicht empor. Er riß den Brief an sich und las:

„Nachdem Skuldfrid beinahe vier Jahre gleichsam todt für alle gewesen ist, die sie einmal lieb hatten, fragt sie heute Lothard, ob er ihrer noch gedenkt? Ist sie Ihrem Herzen noch theuer, so finden Sie sich vor fünf Uhr bei Castellamare ein, wo Skuldfrid Sie bis sieben Uhr erwarten wird. Kommen Sie dann nicht, so weiß sie, daß Sie sie vergessen haben und in Ihrem Gemüth für sie nicht einmal mehr so viel Interesse vorhanden ist, daß Sie zu erfahren wünschen, welche Schicksale das finnische Mädchen seit ihrem plötzlichen Verschwinden durchlebt hat. Dann begegnen wir einander nie wieder. Soll Skuldfrid von Neapel abreisen, ohne Sie wiedergesehen zu haben? Ohne Lothard's Verzeihung für das Schlimme erhalten zu haben,

welches sie ihm einmal zugefügt? Der morgende Tag wird auf diese Fragen Antwort geben der harrenden

Skuldfrid.

Neapel, den . . . . ."

Kaum hatte Lothard diese Zeilen gelesen, so packte er Tage bei den Schultern und rief mit furchtbarer Wuth:

„Elender! Was hast du gethan?"

„Ich habe mich gerächt, und nur über meine Leiche führt der Weg zu ihr!"

Lothard schleuderte Tage buchstäblich auf die Seite und sprang an das Fenster. Im nächsten Augenblick aber schon warf sich Tage zwischen dieses und Lothard und rief mit gräßlichem Hohn:

„Wenn Sie Lust haben, zum Fenster hinauszuspringen, so hat dies zwei Hindernisse — erstens, daß Sie dabei die Beine brechen werden, und zweitens, daß ich es nicht zugebe. Ich bin jetzt nicht mehr ein Kind wie damals, wo Sie Skuldfrid zwingen wollten zu singen. Ich bin ein Mann geworden, mit ebenso starken Muskeln wie Sie, und solange ich eine einzige derselben rühren kann, kommen Sie nicht aus diesem Zimmer. Uebrigens ist auch die Zeit verstrichen, denn es ist sieben Uhr. Skuldfrid weiß nun, daß Sie sie vergessen haben, daß Sie kein Interesse für Sie hegen."

Ein halberstickter Ruf der Verzweiflung entrang sich Lothard. Die Adern schwollen auf seiner Stirn und jeder Zug in seinem Gesicht verrieth einen gewaltsamen Kampf in seiner Seele. Er stürzte an den Tisch und ergriff eins der Pistolen.

„Endlich!" rief Tage und ergriff das andere, aber es bedurfte blos dieses Ausrufs von Tage, um Lothard wieder zur Besinnung zurückzurufen, denn im nächsten Augenblick knallte der Schuß.

Lothard hatte ihn in die Luft abgefeuert, dann

schleuderte er das Pistol zum Fenster hinaus und sagte in dumpfem Tone:

„Sie haben gehandelt wie ein Nichtswürdiger, und deshalb habe ich mich von der Versuchung befreit, Sie zu tödten, was Sie verdient hätten."

Er drückte sich die Hand auf die Stirn, wie um die wilden Gedanken zum Gehorsam unter seinen allmächtigen Willen zu zwingen.

Tage stierte seinen Nebenbuhler an und war von der Handlungsweise desselben wie betäubt. Endlich brach er das Schweigen, indem er das Pistol wieder von sich legte.

„Skuldfrid wird niemals vergessen, daß Sie ihr diese Begegnung verweigert haben. Ha, ich bin gerächt! Vollkommen gerächt!" rief Tage hohnlachend.

„Wenn man mir gesagt hätte: Du darfst eine Stunde mit Skuldfrid sprechen, aber für diese Stunde verlange ich dein Leben, so hätte ich es ohne Bedenken geopfert", sagte Lothard. „Sie, der Sie mir dieses Glück gestohlen, Sie haben dies ungestraft thun dürfen. Ha, wenn Sie auch tausend Leben hätten, so könnten Sie mir doch diesen Augenblick nicht damit bezahlen. Ich begreife nicht, warum ich nicht Sie und mich getödtet habe."

„Ich begreife es auch nicht", murmelte Tage. „Was hat wol das Leben noch für einen Werth für mich? Sie waren es, nicht ich, den sie zu einer Zusammenkunft rief. In diesem Bewußtsein liegt eine Hölle, die nur durch das aufgewogen werden kann, was Sie jetzt erfahren, durch den Gedanken an Skuldfrid's Demüthigung und Schmerz, wenn sie findet, daß sie für Sie nichts ist."

Lothard ging auf Tage zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit Nachdruck:

„Wenn noch ein Tropfen redliches Blut in Ihren Adern rollt, so öffnen Sie die Thür. Zwingen Sie mich nicht, sie zu sprengen — ich muß hinaus."

„Ja, Sie müssen hinaus! ja fürwahr! denn es ist jetzt schon ein Viertel auf acht. Dreiviertel müssen Sie

die Wache übernehmen", rief Tage mit wildem Gelächter. „Sprengen Sie die Thür — Sie werden dennoch zu spät kommen. Herr Lieutenant, jagen Sie sich nun eine Kugel durch den Kopf — Sie haben Ihren Dienst versäumt."

Lothard riß seine Uhr heraus, warf einen Blick darauf, packte dann Tage um den Leib und schleuderte ihn zu Boden, sprang auf das Fenster und, unbekümmert um die Folgen, durch dasselbe hinaus. Es war ein gewagter Sprung, aber ein Seemann achtet die Gefahr nicht.

Als Tage sich wieder aufgerafft hatte, stürzte er ebenfalls an das Fenster und sah Lothard mit wahnsinniger Eile nach dem Strande rennen.

Du glaubst vielleicht, liebe Leserin, daß er nach Castellamare eilte, um eine Spur von Skuldfrid zu finden. Nein, er eilte dahin, wohin die Pflicht ihn rief. Bei dem Gedanken, daß er, Lothard, sich eines Dienstvergehens schuldig machen sollte, kochte ihm das Blut, und während er wie rasend dahinrannte, war es ihm als müßte die wilde Jagd in seinem Gehirn ihm den Verstand rauben. Lothard's unbändiger Stolz empörte sich gegen den Gedanken, daß er seine Pflicht versäumen könne. Noch hatte er dreiviertel Stunden, noch besaß er fünfundvierzig Minuten!

„Ehe diese um sind, muß ich an Bord der Fregatte sein", dachte er. Als er Chiaja erreichte, fand er hier alle Boote festgemacht. Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen, als er bedachte, wie kostbar die Minuten waren. Dieselben gestatteten keine Ueberlegung.

„Ich muß auf der Fregatte sein, ehe die Stunde schlägt, oder ich muß mich als entehrt betrachten", rief Lothard und sprang in das Wasser.

In demselben Augenblick legte die Schaluppe, die ihn am Lande erwartet, an der Fallreepstreppe der Fregatte an.

„Kommt der Premierlieutenant mit?" fragte der wachthabende Offizier.

„Nein", war die Antwort.

„Nicht! Es fehlt nur noch eine Viertelstunde an acht! Diesmal wird er es wol versäumen", meinte einer der Offiziere.

Funfzehn Minuten brauchte sonach Lothard, um seine Ehre zu retten. Wenn es sechzehn dauerte, so war sie seinen Begriffen nach befleckt.

Der verhängnißvolle Schlag dröhnte!

„Ist der Premierlieutenant Canitz da?" ward gefragt. Die Lippen der Anwesenden öffneten sich, um zu sagen, daß er nicht an Bord sei, als plötzlich eine helle Stimme antwortete:

„Hier bin ich!"

Lothard stand auf dem Deck, allerdings von Wasser triefend, aber vom Dunkel geschützt und ohne einer Dienstverletzung geziehen werden zu können.

Die Nachtwache hatte begonnen. Der Commandant und alle übrigen Offiziere kamen später am Abend an Bord. Die Fregatte hatte Befehl zum Absegeln erhalten, und diese war auf den nächstfolgenden Morgen ganz zeitig festgesetzt.

Die italienische Nacht hüllte Meer und Land in die Falten ihres dunkeln Mantels — alles war so still. Die warme Luft erfüllte das Herz mit Sehnsucht oder Wehmuth. Nur der hallende Tritt der Schildwache auf dem Deck unterbrach die vollkommene Stille, welche herrschte.

Lothard stand und stierte hinaus in die Finsterniß — seine Brust hob sich unruhig. Da drinnen war auch Nacht, aber eine Nacht heftiger Stürme und bitterer Kälte. Es raste ein verzweifelter Schmerz in ihm bei dem Gedanken an das Unheil, welches Tage angerichtet. Skuldfrid, sie, die er mehr liebte als sein Leben und sein Wohlergehen, hatte ihn gerufen und er war dem Rufe nicht gefolgt!

Lothard begriff nicht, woher er die Gewalt über

seinen Zorn gewann, daß er Tage nicht auf der Stelle umgebracht. Zum ersten mal verwünschte Lothard seinen Dienst und die grausame Nothwendigkeit, welche ihn gezwungen, auf das Schiff zurückzukehren, während er doch lieber ganz Neapel durchforscht hätte, um sie wiederzufinden.

Während der Stille der Nacht traten wehmüthige und bittere Gefühle an die Stelle der stürmischen. Seine Eifersucht gegen Tage, welche bisjetzt Ursache seines Grolls gewesen, hatte sich in eine namenlose Erbitterung, in stolze Verachtung verwandelt. Tage hatte Lothard den größten Schmerz zugefügt, den ihm jemand bereiten konnte, und sich dadurch gleichsam außerhalb der Grenzen aller kleinen Verfolgungen versetzt. Die Wunde, die er Lothard geschlagen, war zu tief, als daß sie durch Tage's Demüthigung hätte Linderung finden können.

Sein Blick schweifte hinaus durch die dunkle Nacht auf die Stadt. Dort — dort konnte er sie wiederfinden. Er brauchte blos über dieses Wasser zu rudern, welches ihn vom Lande trennte, sich nach Castellamare zu begeben, sie zu suchen und vielleicht zu finden, und dann ihr zu erklären, was ihn abgehalten, zu kommen. Dann war alles versöhnt. Aber er war an das Deck der Fregatte gefesselt, und wenn der Tag kam, um die Nacht abzulösen, hatte das Schiff sich von Neapel entfernt und ihn vielleicht auf ewig von Skuldfrid getrennt.

Wäre Lothard vor vier Jahren in dieselbe Lage versetzt worden, so hätte er Dienst und Renommée über die Klinge springen lassen. Er hätte lieber Tage umgebracht und sich selbst ins Unglück gestürzt, als irgendetwas unversucht gelassen, um Skuldfrid wiederzusehen. Liebte er sie vielleicht jetzt weniger? — Nein! — Aber er war jetzt ein Mann, der das Gefühl durch den Willen zügelte, der mit aufrechtem Haupte die bittersten Prüfungen, die hartesten Schläge ertragen konnte, womit das Schicksal ihn heimsuchte. Ueber alle seine Handlungen, über sein

ganzes Leben hatte er Pflicht und Ehrgefühl zu Hütern gesetzt.

Der Morgen kam und die Fregatte war schon weit hinweg von Neapels schönen, lachenden Gestaden.

An einer der Stückpforten stand Lothard und folgte mit schwermüthigen Blicken der früher so theuern Woge, welche ihn jetzt von dem Einzigen losriß, was er auf Erden liebte. Wann und wo fand er wol Skuldfrid wieder? — Vielleicht niemals. — Lothard fühlte sich versucht, demselben Meere zu fluchen, mit welchem er noch vor kurzem sich vermählen zu können gewünscht hatte. O, du ewig unbeständiges Menschenherz, in welchem Liebe und Abscheu so leicht wechseln!

„Ich habe Auftrag erhalten, Ihnen diesen Brief zuzustellen, Herr Baron“, sagte eine Stimme hinter Lothard.

Er drehte sich um; es war Doctor Wagner, der ihm ein kleinrs Billet überreichte.

Schweigend empfing es Lothard. Seine Hand zitterte fast, als er das Siegel erbrach und die wenigen Zeilen überflog:

„Skuldfrid ist also vergessen. Lothard will ihr nicht Gelegenheit geben, sich zu erklären. — Möge Gott Ihnen den Schmerz verzeihen, welchen Sie ihr zugefügt, und möge er niemals meine und Ihre Wege zusammenführen. Leben Sie glücklich — dies wünscht

Skuldfrid.“

Eine lange Weile blieb Lothard unbeweglich. Es war ihm, als wenn jemand die Wunde in seinem Innern mit einem glühenden Eisen berührt hätte. Dann fragte er den Doctor, ohne ihn anzusehen:

„Wie ist dieses Billet in Ihre Hände gekommen?“

„Ein Herr gab es mir, als ich und der Commandant in die Schaluppe stiegen, die uns gestern Abend wieder an Bord der Fregatte bringen sollte“, antwortete der Doctor.



„Wissen Sie nicht, von wem es ist?“

„Nein, ich habe es gar nicht wieder angesehen, seitdem ich es empfing.“

Bei dieser Antwort drehte sich Lothard schnell herum und fixirte den Doctor, der ganz ruhig seinen Blick aushielt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Es war zwei Tage nach dem Abgang der Fregatte von Neapel. Der Wind war die ganze Zeit widrig gewesen und die Fregatte hatte ungefähr zwei Grad südlicher lavirt. Eine Zeit lang war der Aetna in Sicht gewesen, die Fregatte hatte sich nun östlich gewendet und lag auf den Steuerbord-Halsen mit einer Geschwindigkeit von ungefähr sechs bis sieben Knoten.

Es war ein schwüler, unheilverkündender Abend. Zwischen Lothard und Tage war seit dem Abgang von Neapel kein Wort gewechselt worden. Alle Bemerkungen von Lothard's Seite unterblieben jetzt. Er verrichtete seinen Dienst allerdings mit derselben Pünktlichkeit und Genauigkeit wie früher, aber ohne sich in den Tage's zu mischen. Sein bleiches und ernstes Gesicht war noch bleicher und ernster geworden.

An dem fraglichen Abend wanderte Tage, der die Wache hatte, schweigsam und düster auf dem Back hin und her und folgte mit den Augen den schwarzen Wolken, die am Himmel dahinjagten. Mit einer eigenthümlich bittern Genugthuung suchte er eine Aehnlichkeit zwi-

schen seinem Seelenzustand und dem Unwetter, welches loszubrechen suchte.

Ein dumpfes Grollen ließ gleich einer vorausgeschickten Warnung sich hören, ein Riesenseufzer hob den Busen der Woge, gleich als ob er Athem zu dem Gebrüll holte, welches seine Lungen von sich geben sollten.

„Gut; wir bekommen einen Kampf mit den wüthenden Elementen“, dachte Tage. „Ich fühle das Bedürfniß, dem Tode ins Auge zu schauen, um die Hölle in mir zu vergessen. Das Brausen des Sturms und das Krachen des Donners wird wenigstens für den Augenblick meine Qualen in den Schlaf lullen.“

„Wir bekommen eine schwere Nacht“, sagte eine Stimme hinter ihm.

Er drehte sich um. Es war Lothard, der seinen Platz auf dem Halbdeck verlassen hatte und vor ihm stand. Tage betrachtete Lothard einen Augenblick; hierauf kehrte er ihm den Rücken und wollte seine Wanderung weiter fortsetzen.

„Lieutenant Aberney“, hob Lothard wieder an, „wir werden ein Ungewitter bekommen.“

In diesem Augenblicke zuckte ein Blitz aus dem Schos der schwarzen Wolke und erleuchtete mit seiner Feuerflamme den weiten Raum. Ein Donnerschlag folgte, als ob der Himmel zusammenstürzte, und. ward durch ein wildes Gebrüll vom Meere beantwortet. Es war der erste Accord des erhabenen Concerts, den der Herr des Unwetters anschlug, und dann folgte eine Pause.

„Wir werden ein schweres Stück Arbeit bekommen“, sagte Lothard mit wunderbar sanfter und klarer Stimme.

„Schickt Sie der Commandant, um mir dies zu sagen?“ fragte Tage in höhnischem Ton.

„Ja, er, der unser aller Commandant ist, er, der uns das Ungewitter schickt.“

„Sind Sie der Abgesandte unsers Herrgotts?“

„Zuweilen; wenigstens gehorche ich in diesem Augenblick der Einwirkung einer höhern Macht auf mein Gemüth und nicht meinem Groll. Lieutenant Aberney, wir haben einander gehaßt."

„Haben gehaßt? Sagen Sie lieber, wir hassen einander, und zwar mit jedem Tropfen des Bluts, welches jetzt noch warm ist."

„Fühlen Sie in einem Augenblick wie dieser nicht die Wucht dieses unversöhnlichen Hasses? Nein, dies würde beweisen, daß Ihr Herz für nichts Gefühl hat als für den Egoismus. Sie haben mir das Schlimmste zugefügt, was in eines Menschen Macht stand. Sie hätten mir Ehre, Vermögen und Leben rauben können, und ich würde es Ihnen verziehen haben; mir aber das Einzige zu rauben, was für mich Werth hatte, dies war mehr, als ich verzeihen zu können glaubte, und gleichwol biete ich Ihnen jetzt die Hand zur Versöhnung. Im nächsten Augenblick wird vielleicht einer von uns vor dem Thron des Höchsten stehen, und ich wenigstens will nicht mit unversöhnlichem Herzen vor Gottes Richterstuhl treten. Ich will nicht mit feindlicher Gesinnung gegen jemand sterben."

Lothard bot Tage die Hand; dieser aber schob dieselbe zurück mit den Worten:

„Im Tode wie im Leben bin und bleibe ich Ihr Feind. Wenn heute Nacht die Tiefe des Meeres mein Grab wird, so kann ich mir nur Glück wünschen, daß ich dadurch von Ihrem Anblick befreit werde."

„Ich beklage Sie", war alles, was Lothard sagte; dann kehrte er wieder auf seinen Posten zurück.

Es ward immer finsterer und finsterer, und die Fittiche des Sturmes fegten die Wogen. Lothard gab Befehl zum zweiten Reffen des Marssegels, das Bramsegel ward beschlagen oder mit andern Worten an den Raaen festgebunden.

Bei hochgehender See und starkem Sturme bietet ein

stark rollendes Schiff von der Vogelperspective aus gesehen, wie die es sehen, die auf den Raaen liegen, einen höchst eigenthümlichen Anblick dar, wenn es so in der rundumher schäumenden See arbeitet, welche von Zeit zu Zeit über den Bug schlägt und das Deck mit gewaltigen Wassermassen überflutet.

Für die, welche unter solchen Umständen die Segel beschlagen oder reffen sollen, sind die Bewegungen des Schiffes furchtbar heftig. Die Leute liegen auf den Raaen und werden so entsetzlich von einer Seite auf die andere geschleudert, daß selbst der Kopf eines alten Matrosen dann und wann schwindelig wird.

Die See stieg immer höher, der Sturm nahm zu, und wenn eine Finsterniß in einer kohlschwarzen Nacht undurchdringlicher erscheinen kann als die andere, so ist es die, mit welcher ein Ungewitter des Nachts dem einsamen Segler naht und in seine vernichtende Umarmung schließt.

Ein Rollen, gleich dem von tausend Wagen auf einer gepflasterten Straße, ließ sich in der Ferne durch das Gebraus des Meeres hindurch hören, dann kam der Regen, dem ein rasender Schaum voranging, der leicht wie Schnee auf Deck und Segel flog. Dann folgten ein, nein zwanzig Blitze, denn das Firmament stand eine Secunde lang förmlich in Flammen. Es war Gottes Namenszug in dem unermeßlichen Raume.

Der Sturm begann nun in allem Ernste sein furchtbares Lied anzustimmen. Die Wachtmannschaft war schon hinauf, um das letzte Reff einzuholen, das Fockstengenstagsegel war anstatt des Klüvers aufgehißt und das Besan- und große Segel ward von dem wachsamen Lothard gegeiet.

Inzwischen ließ er den Commandanten wecken, der halb angekleidet aufs Deck kam und sogleich Befehl gab, daß die ganze Mannschaft geweckt werde, um die Segel einzuziehen.

In einem Nu kam die Mannschaft wie Bienen aus ihrem Korbe heraufgeschwärmt, — manche nur halb angekleidet, aber alle bereit, um in Regen, Finsterniß und heulendem Sturm Leib und Leben für das Schiff und einer für den andern zu wagen.

Das Unwetter erreichte eine fürchterliche Höhe. Der erste Lieutenant ergriff das Sprachrohr, und alle Offiziere nahmen ihre Posten ein wie bei einem allgemeinen Manöver. Nicht ein einziges Licht beleuchtete diese Scene. Dennoch aber unterschied man bei den flammenden Blitzen diese Gestalten mit den sehnigen Armen und entschlossenen Blicken, welche bereit standen, um auf das erste Commandowort sich hinauf ins Takelwerk zu stürzen, um Brust gegen Brust mit dem wüthenden Sturme einen Kampf zu bestehen und die Frage zu entscheiden, wer herrschen sollte — ob die Kraft des Sturmes oder die des Menschen.

Die Offiziere und Unteroffiziere, welche nicht wagten, sich auf jemand anders als sich selbst zu verlassen, standen mit Tauenden vor sich hintastend, um sich zu überzeugen, daß alles „klar und bereit“ sei, damit kein Unglück geschehe. Von Sehen konnte keine Rede sein.

Durch das Heulen des Sturmes und das Brüllen der Wogen hindurch hallte die Stimme des ersten Lieutenants:

„Hinauf! Das Fock- und Kreuzmarssegel beschlagen! Das große Marssegel einmal gerefft!“

Bei dem Scheine eines blendenden Blitzes sah man unmittelbar darauf eine lange Reihe triefender Gestalten. Es war als ob das Meer seine Todten herausgäbe, die von Salzschaum triefend, stumm ihre Himmelfahrt anträten.

Tage, der seinen Standpunkt auf dem Halbdeck hatte und Befehl erhielt, nach den Booten zu sehen, war mit einigen Matrosen beschäftigt, die Boote noch besser zu bergen. Während seine ganze Aufmerksamkeit hierauf



gerichtet war, kam infolge einer Drehung des Steuerruders eine furchtbare Sturzsee querüber und warf erst die Fregatte beinahe auf die Seite, worauf sie mit ihrer ganzen Wucht darauf niederstürzte und alles, was auf dem Deck los und lebend war, auf die Leeseite spülte, wo Menschen, Tauenden und dergleichen einige Augenblicke lang in einer verworrenen Masse durcheinander gewirbelt wurden.

Während dieses Tumults hörte man ein ungewöhnliches Krachen, wie wenn eine Eisenstange bräche, und darauf einen lauten Schrei. Ehe noch die Hälfte der betäubten Mannschaft Zeit gehabt hatte sich aufzuraffen, erscholl wie ein tönendes Erz Lothard's Stimme, welcher rief:

„Ein Mann über Bord!"

Bei dem Scheine eines Blitzes, welcher die Finsterniß in demselben Augenblick erleuchtete, wo die Sturzsee ihr durchsichtiges Grab über das Schiff hinwegwälzte, hatte er gesehen, wie auf der Luvseite das Boot sich mit Wasser füllte und daß Tage mit dem Festbinden beschäftigt war. Hierauf hatte er das Krachen gehört, welches seinem geübten Ohr verrieth, daß einer der Kloben des Bootes geborsten war. Der Schrei, welcher folgte, sagte ihm weiter, daß ein Unglück geschehen sei, und ohne sich weiter zu besinnen, rief er:

„Ein Mann über Bord!"

Kaum aber war dieser Ruf über seine Lippen, so sprang er auch schon auf die Regeling, schlang sich ein Tauende um den Leib und ließ sich gleich neben dem hintersten Kloben hinab, der noch festhielt und an welchem das Boot mit den Vordersteven in das schwarze Meer hinabhing, indem es fortwährend an die Schiffswand anschlug.

Mit diesem Tau, dessen oberstes Ende von zwei Mann festgehalten ward, die unter Tage's unmittelbarem Befehl gearbeitet hatten, glaubte Lothard sich nicht blos

seines Lebens sicher — obschon er einige Stöße nicht vermeiden konnte — sondern hoffte auch sogar Tage retten zu können, dafern derselbe nicht sogleich ins Meer gestürzt war, sondern sich im Boote festzuhalten vermocht hatte.

„Ich werde ihn retten, sollte dies auch meine letzte That sein", dachte Lothard.

In Finsterniß, einer furchtbaren Finsterniß, rundumher und überflutet von einer Welle nach der andern, ließ er sich nach dem Boote hinab. An den vorspringenden Wänden des Schiffes hinabkletternd, überall tastend und fühlend, stieß seine Hand endlich auf etwas, was weicher war als Holz. Er fühlte genauer hin. Es war ein Bein, welches sich in dem Takelwerk des Boots gefangen und den Körper, zu dem es gehörte, festhielt.

Die Augenblicke waren kostbar. Der Körper hing außerhalb des Boots zwischen diesem und der Schiffswand. Es bedurfte blos einer Wendung, und er war zerschmettert, oder noch einer Sturzwelle, und Boot und Mann stürzten hülflos hinab in die Tiefe.

Mit übermenschlicher Kraft und angespornt von dem Wunsche, Tage, der bei dem Sturze von den Rudern getroffen worden und die Besinnung verloren, zu retten, hob Lothard ihn empor. Wäre der Rock zerrissen, ein Knopf gesprungen oder Lothard's Tau geborsten, so wäre alles vorbei gewesen.

Zoll für Zoll zieht Lothard den Besinnungslosen an sich, selbst den Athem anhaltend. Jetzt hat er ihn, noch ein Augenblick, und er schließt Tage in seine starken Arme. Er umarmt seinen besinnungslosen, unversöhnlichen Feind. Er glaubt mit ihm außer aller Gefahr zu sein, als eine Woge in ihrer zerstörenden Wuth, ebenso mächtig wie ihre Vorgängerin, das Boot von seiner letzten Befestigung losreißt, es in die Tiefe hinabschleudert und Lothard und Tage mit ihrem Schaum überschüttet.

Da hingen nun beide. Lothard hatte seine Geistes-

gegenwart keinen Augenblick verloren. Mitten im Brausen des Sturms und des Meeres hörte man ihn rufen:

„Hol auf!“

Die Mannschaft gehorchte augenblicklich. An der Regeling wurden sie von den zwei Männern gefaßt, welche das Tau gehalten.

Tage ward noch ganz besinnungslos in seine Koje hinuntergeführt und der Obhut des Arztes übergeben. Lothard übernahm etwas später das Commando, um für die noch übrige Nacht, nachdem der erste Lieutenant sein Manöver ausgeführt und das Schiff unter Sturmsegel gelegt hatte, sowie auch die Wache wieder aufgestellt war und eigentliche weitere Arbeit nicht eher vorgenommen werden konnte, als bis es Tag ward.

Pfeifend und heulend fuhr der Sturm durch das Takelwerk, auf und nieder tauchte die Fregatte; Lothard fühlte nicht das Peitschen des Windes, er hörte nicht das unheimliche Getöse, er dachte nicht daran, daß er selbst durchnäßt war. Nein, in seinem Innern war es ja so hell und friedlich. Er war zufrieden mit sich selbst; er dachte:

„Mutter! Du mußt nun zufrieden sein mit deinem Sohne. Nun, Skuldfrid, bin ich würdig, von dir geliebt zu werden. Wer ist heute besser, der von dir einmal so tief verachtete Canitz, oder der Tage, für welchen du ihn opfertest? — Ach, ich wünschte, an mein Leben eine ganze Reihe stolzer und edler Handlungen heften zu können, um am Schlusse meines Lebens zu sagen, daß mein Verdienst meinen Namen rein gewaschen. Die meiner unwürdige Schwachheit, welche meine Erbitterung gegen ihn nährte, liegt in Nacht begraben auf dem Schoße des Meeres. Ich habe sein Leben gerettet, um den Schlag zu sühnen, den ich ihm einmal gegeben. Ich habe es jetzt gerettet, obschon mein Herz von der Wunde blutet, welche seine letzte That mir geschlagen. Ich habe

sonach das Böse mit Gutem vergolten. Ich kann wagen, stolz auf mich selbst zu sein. Das Leben mit all seinem Reichthum an Schmerz hat doch schöne Augenblicke. Es hat verdient, schon um dieses Augenblicks willen gelebt zu werden, selbst wenn die Zukunft meines Daseins ebenso freudenlos sein sollte wie die Vergangenheit."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Tage vergingen an Bord der Fregatte nach dem im vorigen Kapitel erzählten Ereigniß, ohne daß sich etwas ereignete, was für unsere Erzählung von Interesse gewesen wäre. Es gab keine andere Abwechselung als Wachtdienst, Exerciren, Conversation in der Offizierskajüte und Promenaden auf dem Deck oder in der Batterie.

Lothard war nach der stürmischen Nacht der Günstling seiner Kameraden geworden. Man wetteiferte, ihm die Achtung zu beweisen, die man gegen ihn gefaßt.

Lothard selbst blieb sich so ziemlich gleich und war schweigsam und ernst, beantwortete aber jetzt die freundliche Annäherung der Kameraden mit Freundlichkeit anstatt der fast abstoßenden Kälte, womit er früher jedem Versuch, einen Grad von Vertraulichkeit zwischen ihnen herbeizuführen, zurückgewiesen. Lothard zeigte mit ausgesuchtem Takt, daß er die Achtung, die man auf Grund einer schönen That ihm schenkte, ihrem vollen Werthe nach schätzte.

Einem jeden der Kameraden war die Feindseligkeit bekannt, welche zwischen Lothard und Tage geherrscht hatte. Die meisten kannten auch Tage's Benehmen in Gibraltar. Es lag daher etwas wirklich Edles in

Lothard's Handlungsweise, was seinen Kameraden von seinem Charakter eine hohe Meinung beibrachte.

Wir klagen, die Menschen seien schlecht und unsere Zeit schlimmer als die frühere. Wir haben unrecht. Ueberall, wo eine schöne oder hochherzige That vollbracht wird, ist man bereit, ihr Achtung, Beifall oder Bewunderung zu schenken und zwar so unbedingt, daß sogar der Neid in solchen Augenblicken verstummt. Wir vergessen uns selbst, um mit jubelnder Freude einen ausgezeichneten Zug an einem unserer Mitmenschen zu verkünden.

Wenn dies eine Regel ist, so ist sie noch mehr anwendbar auf Menschen mit solchen Gemüthern wie Seeleute, bei welchen alles von dem Impuls des Augenblicks abhängt und wo jede hochherzige Handlung etwas ist, was den rauhen Söhnen des Meeres auch in der Seele wohlthut, weil ihre Herzen unverdorbener und weniger verkünstelt sind als die der Kinder der Städte.

Während alle, vom Commandanten an bis zum Schiffsjungen hinab, es Lothard hoch anrechneten, daß er Tage gerettet, lag dieser in Fieber versenkt. Tagaus und tagein ward er dadurch auf seinem Lager festgehalten und sein Seelenzustand war auch nicht geeignet, die Besserung zu beschleunigen.

Schon am Morgen nach der stürmischen Nacht theilte ihm einer seiner Kameraden bei einem Besuch in seiner Koje mit, wem er seine Rettung zu danken habe. Diese Kenntniß goß gleichsam Feuer in sein schon vorher von Fieberhitze brennendes Blut. Marternd war der Gedanke, daß er Canitz sein Leben zu danken hatte.

Während er sich auf seinem Lager krümmte, trat ihm unaufhörlich der bittere Vergleich zwischen ihm und Lothard vor Augen. Der Auftritt in Neapel zwei Tage vor dem Sturme, als Tage mit wilder Freude sich an dem Unheil weidete, welches er seinem verhaßten Nebenbuhler bereitet, trat anklagend vor seine Erinnerung.

Das Unedle in seiner damaligen Handlungsweise, das Hassenswerthe in seinen Worten, als Lothard ihm die Hand zur Versöhnung bot, alles tauchte wieder auf und stellte ihn in ein durchaus nicht ehrenvolles Licht.

„Wenn mein Vater meiner und seiner Handlungsweise hätte folgen können“, dachte Tage, „wie tief würde er die meinige missbilligen und mich vielleicht verachten. Wie hoch würde der strenge und hochherzige Mann ihn stellen!“

Die Pulse flogen, das Blut brannte und Tage warf sich unruhig hin und her, während er in Gedanken fortfuhr:

„Aber ist es denn so gewiß, daß wenn wir die Rollen getauscht, er nicht ebenso gehandelt haben würde wie ich? Und was meinen Vater betrifft, kann dieser wol meine Handlungsweise richtig beurtheilen? Nein, er hat ja niemals erfahren, was eine heftige Leidenschaft zu bedeuten hat. Er ist niemals genöthigt gewesen, jene Nadelstiche auszuhalten, welche ein von meinen Knabenjahren an mir schon verhaßter Feind versetzt, und weiß daher nicht, wozu alles dies verleiten kann.“

Tage betrat nun das für uns schwache Sterbliche gewöhnliche Gebiet, nämlich das, wo wir versuchen, unsere eigene Niedrigkeit zu vertheidigen.

Nachdem Tage einmal diesen Weg betreten, kam er auf demselben bald so weit, daß er Lothard's That, die ihm das Leben gerettet, blos als einen Grund betrachtete, ihn zu verabscheuen.

Es gibt Menschen, deren Gemüth durch das Gute, welches man ihnen erzeigt, nur verbittert wird; denen es peinlich ist, in einer Verbindlichkeit gegen jemand zu stehen, und die übel gesinnt gegen einen jeden werden, der sie in die Nothwendigkeit versetzt, zuzugeben, daß sie in einer Schuld der Dankbarkeit stehen. Es ist dies mit allen, die der Eigenliebe und dem Egoismus huldigen, der Fall. Tage besaß einen mit diesen Fehlern behafteten

Charakter und konnte ebenso wie alle solche leicht eine Richtung zum Bösen nehmen, wenn er, wie jetzt der Fall war, von der Bitterkeit beherrscht ward, welche seine verletzte Eigenliebe erweckte.

Tage vergaß eine Beleidigung niemals, verzieh nie dem, der sich an ihm vergangen, erkannte keine andere Ueberlegenheit an als die seinige, und betrachtete all das Gute, welches man ihm erzeigte, als etwas, was er vollkommen berechtigt wäre zu verlangen. Dagegen vergaß er stets die Schuld der Dankbarkeit.

Bei einem solchen Grundton in seiner Seele war es natürlich, daß Lothard's Handlungsweise weit entfernt, Tage's Erkenntlichkeit zu rühren oder zu wecken, einen stillen, aber immer höher steigenden Groll nährte. Dieser ward um so heftiger, als er einsah, daß er denselben nicht zu Tage treten lassen durfte oder konnte. Er wäre dann von dem Verdammungsurtheil aller seiner Kameraden getroffen worden.

Wagner, der mit wunderbarem Scharfsinn alle Fäden erkannte, die uns zum Bösen führen, und sie mit Meisterhand zu regieren wußte, faßte Tage's Seelenzustand vollkommen richtig auf, und da er sich jetzt, wenn er mit Lothard zu thun hatte, durchaus nicht mehr auf seine frühern Berechnungen verlassen konnte, sondern dieselben allemal fehl schlagen sah, so beschloß er, Tage als ein Werkzeug zur Förderung seiner Plane zu benutzen.

Während der ersten vierundzwanzig Stunden von Tage's Krankheit gab Wagner genau Acht auf jedes Wort, jede Bewegung und jede Veränderung in seinem Gesicht. Als das Fieber ein wenig nachzulassen begann, brachte Wagner oft ganze Stunden am Lager des Patienten zu und sprach mit ihm über gleichgültige Dinge. Tage verrieth ein unverkennbares Mistrauen gegen den Doctor, den er als Lothard's Freund betrachtete.

Eines Tages brachte der Doctor das Gespräch auf diesen. Tage beobachtete vollkommenes Schweigen, der

schlaue Arzt aber, der hinter der Maske der Gleichgültigkeit die Absicht barg, Tage auszuforschen, bemerkte recht wohl, daß wenn er von Lothard's reichen und ungewöhnlichen Geistesgaben sprach, Tage sich unruhig hin- und herwarf, als ob er auf einem glühenden Roste läge.

Nun wußte Wagner genug und brach für den Augenblick jedes weitere Gespräch über Lothard ab. Am folgenden Tage bemerkte er mit seinem freundlichsten Lächeln, während er Tage's Puls untersuchte:

„Sie müssen sich beeilen, wieder gesund zu werden, damit Sie vollkommen wiederhergestellt sind, wenn wir in Palermo ankommen, was, wenn der Wind sich dreht, sehr bald geschehen kann. Wir haben jetzt sehr hartnäckigen, widrigen Wind gehabt, und ich wünsche, daß er dauern möge, bis es mir gelungen ist, Sie vollkommen wiederherzustellen."

„Was hat aber meine Gesundheit mit dem widrigen Winde zu schaffen?" sagte Tage.

„Eigentlich nichts, wenn wir aber nach Palermo kommen, müssen Sie gesund sein, und wenn dies noch einige Zeit dauert, so wünsche ich, daß unsere Ankunft dort sich verzögere."

„Und warum?"

„Man beabsichtigt, Ihnen bei der Ankunft dort eine Ueberraschung zu bereiten", entgegnete der Doctor lachend.

„Mir?"

„Sie scheinen sich darüber zu wundern. Dennoch kennen Sie wol die Anhänglichkeit Ihrer Kameraden."

„O ja, aber Sie sprechen in Räthseln. Palermo, widriger Wind, meine Wiederherstellung, Ueberraschung und Anhänglichkeit meiner Kameraden — alles berühren Sie mit einem und demselben mal, ohne daß ich ein Wort davon verstehe."

„Es ist auch nicht meine Absicht, daß Sie etwas verstehen sollen, da es sich ja um eine Ueberraschung handelt. Ich habe schon zu viel gesagt."

„Wenn dem so ist, so halte ich es für das Beste, daß Sie vollends ganz mit der Sprache herausgehen.“

„Nun gut, es mag sein, denn es ist ja etwas, was Sie erfreuen und folglich zu Ihrer schnellen Genesung beitragen muß. Ihre Kameraden beabsichtigen nämlich, bei der Ankunft in Palermo ein Diner zur Feier Ihrer Rettung zu geben, das heißt, das Diner findet zu Ehren des Barons Canitz, Ihres Retters, statt.“

Die Augen des Doctors ruhten auf Tage, der bei diesen Worten die Farbe wechselte und die Zähne zusammenbiß. Ohne zu thun, als ob er diese Bewegung bemerkte, fuhr der Doctor fort:

„Die Klugheit und Voraussicht des Barons verleugnen sich doch niemals. Er hatte ganz richtig berechnet, wie vortheilhaft es für ihn sein müsse, wenn er Sie rettete. Er gewann damit zweierlei — erstens, daß Sie ihm nun eine große Verbindlichkeit schulden, und zweitens, daß er sich dadurch die Freundschaft seiner Kameraden erwarb. Es ist stets gut, wenn man die Leute durch das Band der Dankbarkeit an sich fesselt, und nichts ist leichter als den Großmüthigen zu spielen.“

Der Doctor legte einen gewissen Nachdruck auf das Wort „spielen“.

Der Same des Bösen, den er ausstreute, fiel auf einen fruchtbaren Boden, denn Tage ergriff mit Begier den Gedanken, daß Lothard's ganze Handlungsweise eine Folge kaltblütiger Berechnung sei.

Einige Tage später ging die Fregatte auf der Rhede von Palermo vor Anker. Tage war aber noch nicht so weit wiederhergestellt, daß er während der Zeit, wo die Fregatte im Hafen verweilte, dieselbe verlassen konnte. Er mußte sich damit begnügen, seine Kameraden von dem Diner erzählen zu hören, welches Lothard zu Ehren veranstaltet ward; von den Gesundheiten, die dabei getrunken worden; von der Sympathie, welche man jetzt für den „russischen“ Kameraden, wie man Lothard früher



zu nennen pflegte, fühlte; von den Abenteuern, die man gehabt u. s. w. — alles Dinge, welche in Tage's Seele nur unangenehme Gefühle erweckten.

Endlich, nachdem er eine ganze Woche lang täglich die Tortur ausgestanden, entweder anzuhören, wie seine Kameraden sich amusirt hatten, oder wie sie Lothard immer lieber gewannen, vernahm er die erfreuliche Mittheilung, daß die Weiterreise beschlossen war.

„Wir bekommen Passagiere bis Alexandria — eine junge Dame mit ihrem Gemahl", sagte einer der Kameraden zu Tage, während er ihm einen hastigen Besuch in seiner Koje abstattete.

„Das ist mir gleichgültig", antwortete Tage ärgerlich.

Er war jetzt so ziemlich wiederhergestellt, aber dies machte ihm keine Freude, denn nun stand ihm der bittere Augenblick bevor, mit Lothard zusammenzutreffen, ihm einige höfliche Worte für den Dienst sagen zu müssen, den dieser ihm geleistet, und dies war für Tage peinlicher als die schwerste Krankheit.

An dem Tage, wo das Schiff von Palermo absegelte, zeigte er sich zum ersten mal nach seiner Krankheit in der Offizierskajüte. Er wählte dazu eine Stunde, wo Lothard die Wache hatte.

„Nun, lieber Aberney, hast du Canitz schon gesprochen?" fragte Steen.

„Noch nicht", war die Antwort.

„Ich hoffe, daß die Herren nun ebenso gute Freunde sein werden, als sie früher das Gegentheil gewesen sind", bemerkte der erste Lieutenant. „Canitz ist ein wackerer Mann und hat auch bewiesen, daß er im Augenblick der Gefahr ein guter Kamerad ist. Das sind Eigenschaften, welche Anerkennung verdienen — meinen Sie nicht auch, Aberney?"

„Ganz gewiß", entgegnete Tage.

Der erste Lieutenant ging aufs Deck hinauf, nachdem

er zuvor einen forschenden Blick in den Spiegel geworfen und mit einer gewissen Sorgfalt sein Haar geordnet.

„Ich glaube wirklich, die liebenswürdige Gräfin hat schon während des ersten Tages ihres Verweilens hier sowol dem Commandanten als dem ersten Lieutenant die Köpfe verdreht", bemerkte ein junger Lieutenant. „Seitdem wir die schöne Hexe an Bord haben, wird der Spiegel fleißig in Gebrauch genommen. — Es ist aber auch wirklich etwas ganz verteufelt Amusantes, eine Dame an Bord zu haben."

Unser junger Lieutenant stellte sich nun seinerseits vor den Spiegel und betrachtete mit großem Wohlgefallen sein frisches, von Gesundheit und Lebenslust strahlendes Gesicht.

„Ah, du sprichst wol von den Passagieren, die bis Alexandria mitfahren sollen?" fiel Tage ein.

„Ja wohl; es ist wirklich eine reizende junge Frau."

„Wer ist sie?"

„Es ist die Gräfin Natalie Neustein, die Gemahlin des Neffen unsers Commandanten, eines jungen Hofgerichtsbeamten, der an Lungensucht und ungeheuerer Magerkeit leidet, gelb aussieht wie altes Pergament, aber sehr reich ist. Jetzt soll das Ehepaar nach Alexandria, der Graf, um dort womöglich Gesundheit und Corpulenz wiederzugewinnen, was, wie ich um der schönen Gräfin willen hoffe, nicht geschehen wird. Sie ist seit zwei Jahren mit diesem wandelnden Skelet vermählt, und da der Graf schon eine baufällige Ruine war, ehe er sein Geschick mit dem ihrigen vereinigte, so glaube ich, es ist nun Zeit, daß der Tod dieses Band löse, welches nicht von der Liebe geknüpft worden."

„Und eine solche Frau kannst du bezaubernd nennen?" fiel Tage ein.

„Ja, mein Freund, je mehr sich vom Dämon und je weniger sich vom Engel bei einer Dame vorfindet, desto gefährlicher ist sie. Ich für meine Person ver-

abscheue die lieblichen, sanften, hingebenden Engel, welche sich Tag für Tag gleichbleiben, die rein sind wie Schnee, einförmig wie eine Windstille und langweilig wie die Langeweile selbst. Nein, das Weib, welches ich liebe, muß ein bezaubernder Satan sein, der mich peinigt und bethört, gerade so wie unsere Gräfin."

„Glück zu", sagte Tage.

„Was dich betrifft, mein lieber Aberney, so wollte ich darauf wetten, daß du dich ebenfalls ganz sterblich in sie verliebst."

„Ich!" rief Tage, indem er seinen Kameraden mitleidig ansah. „Der Tag, wo ich mich von einem Weibe bethören lasse, bricht nie an."

Diese Aeußerung Tage's ward von seinem Kameraden mit höhnendem Gelächter aufgenommen und zehn Minuten lang war er der Gegenstand spöttischer Bemerkungen. Dann kam das Gespräch wieder auf die Gräfin.

„Ich sah und sprach sie in Neapel im Theater San-Carlo", sagte einer der Offiziere. „Erinnerst du dich noch, Aberney, der Dame, welche Madame Dorbino begleitete? Es war dies keine andere als unsere liebenswürdige Gräfin."

„Sie ist mit dieser berühmten Sängerin wol verwandt?" fiel ein anderer der Offiziere ein; „wenigstens sagte sie es selbst."

„Aber die Gräfin ist ja eine Schwedin", meinte ein dritter, „und Madame Dorbino eine Französin."

„Ganz recht, dies hindert aber nicht, daß die Gräfin dennoch mit ihr verwandt sein kann. Jetzt, nachdem Dampfboote und Eisenbahnen aufgekommen sind, hat man ja Brüder und Schwestern in allen Welttheilen. Man ist niemals sicher, daß man nicht während einer Reise auf einen nahen Verwandten stoße."

Während man so in der Offizierskajüte plauderte und scherzte, bis es zehn Uhr würde und das Exerciren anfinge, stand Lothard auf dem Deck und conversirte mit

einer jungen Dame, welche den sich leicht kräuselnden Meeresspiegel betrachtete, während sie mit den Quasten ihrer Mantille spielte.

„Aber, mein Gott", sagte die Gräfin Renstein, „wie können Sie behaupten, daß das Leben an Bord angenehm sei? Mir kommt es tödlich langweilig vor, und entweder muß man Misanthrop oder ein höchst beschränkter Geist sein, um dieses Umherschweifen auf dem Ocean genußreich zu finden. Nennen Sie mir einen einzigen der Genüsse, welche der Aufenthalt auf dem Meere darbietet."

„Und wenn ich dieselben auch alle nennte, so würden Sie, Frau Gräfin, sie doch nicht verstehen, und deshalb stelle ich es Ihnen anheim, zu entscheiden, ob meine Kameraden und ich Misanthropen oder Dummköpfe sind", entgegnete Lothard mit einer gewissen ironischen Höflichkeit.

„Meine Aeußerung war vielleicht etwas zu schroff", hob die Gräfin wieder an, „dies kommt aber daher, weil ich schon voraussehe, welche ungeheuere Langeweile mir beschieden sein wird. Bestimmt sterbe ich daran, ehe ich Alexandria erreiche."

„Das ist unmöglich, Frau Gräfin. Sie sind ja schon diesen ersten Tag ein Gegenstand der Bewunderung aller gewesen."

„Wirklich? Darauf habe ich nicht Acht gegeben."

„Welches Unglück für den Commandanten, den ersten Lieutenant und alle meine Kameraden, daß ihre Bemühungen, Ihnen ihre Aufmerksamkeit zu beweisen, nicht besser gelungen sind. Seien Sie überzeugt, daß sie alle ihre Kräfte aufbieten werden, um Ihnen die Zeit soviel als möglich zu verkürzen."

„Der Commandant, der erste Lieutenant und alle Ihre Kameraden haben sonach die löbliche Absicht, mir Zerstreuung zu bereiten?"

„Davon bin ich fest überzeugt, und Sie, Frau Gräfin, haben es sicherlich auch bemerkt."

„Und wie steht es mit Ihnen?"

„Ich", entgegnete Lothard mit einem kalten Lächeln und sich verbeugend, „ich liebe die Meeresgöttin zu sehr, als daß ich auch nur versuchen sollte, mich einer andern Dame angenehm zu machen."

„Sie sind nicht sehr artig, Baron Canitz."

„Ich bitte um Verzeihung, ich bin Seemann", entgegnete Lothard und verließ die Gräfin, denn es ward eben zum Sammeln geblasen.

Sauber, allerdings in Arbeits-, aber doch vollkommen seemannsmäßigen Kleidern kamen die Leute nun herauf aufs Deck, stellten sich mit der Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit, welche alle Bewegungen auf einem Kriegsschiff kennzeichnet, auf und erwarteten die Ankunft der Offiziere.

Der Dienst rief Lothard hinweg von der liebenswürdigen Gräfin, welche, während sie, das einzige Weib unter allen diesen bärtigen Gesellen, dastand, recht wohl mit der von Lothard bevorzugten Meeresgöttin verglichen werden konnte, die aus ihren Perlensälen emporgestiegen wäre, um einmal im Leben ihre Söhne und Opfer zu schauen, ehe sie dieselben in die Arme des Todes schlösse.

Lothard musterte seine Division, hörte an, was einer oder der andere anzubringen hatte, schalt einige wegen ihrer Nachlässigkeit, sagte einige freundliche Worte zu einem alten Matrosen, der lächelnd seinen Kautaback im Munde hin- und herwarf und auf vorschriftsmäßige Weise rapportirte, daß „nichts zu melden" sei. Dann ward wieder zum Abtreten geblasen.

Nun näherte sich der erste Lieutenant der Gräfin, und sie promenirte eine Weile mit ihm unter lebhaftem Gespräch auf dem Deck, bis es zehn Uhr war.

Um zwölf, als das Exerciren beendet war und Lothard in die Offizierskajüte trat, sah er in derselben Tage ganz allein. Es war das erste mal, daß sie nach der Genesung des letztern einander wiedersahen. Bei

Tage's Anblick fühlte Lothard sich gewissermaßen beengt. Mit dem feinen, zarten Gefühl, welches seinem Charakter eigen war, verstand er recht wohl, daß Tage's Stellung höchst unangenehm sein mußte, und nahm sich daher vor, zu thun als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Deshalb ging er an Tage vorüber, nachdem er ihn ganz kalt gegrüßt.

Tage dagegen sah in diesem Benehmen blos den verletzendsten Uebermuth und fühlte sich dadurch gereizt. Dennoch ging er auf Lothard zu und sagte in scharfem, schneidendem Tone, welcher nur zu deutlich verrieth, daß seine Gemüthsstimmung nicht mit den Worten harmonirte, welche die Höflichkeit ihm abnöthigte:

„Herr Lieutenant, ich stehe in Ihrer Schuld, weil Sie mir das Leben gerettet haben, und ich wünsche Ihnen dafür zu danken."

Er war bleich und die blauen Augen blickten Lothard mit düsterm Ausdruck an. Er trug den Kopf höher emporgerichtet als gewöhnlich.

„Sie sind mir keinen Dank schuldig", antwortete Lothard. „Ich habe blos eine Pflicht erfüllt, welcher Sie an meiner Stelle auch genügt haben würden."

„Das bezweifle ich", dachte Tage.

„«Ein Mann über Bord» ist ja das Signal für einen jeden, ihm beizustehen. Daß ich der erste war, der zu seiner Rettung eilte, und daß Sie der Mann über Bord waren, dies war ja blos ein Spiel des Zufalls."

„Das ist wahr. Wenn Sie vorher gewußt hätten, w e n Sie retteten, so wären Sie vielleicht nicht der erste gewesen, der zu seinem Beistand geeilt wäre", fiel Tage mit einem Lächeln ein, welches allzu viel Hohn verrieth, um nicht die Bitterkeit sehen zu lassen, welche sich in Tage's Gemüth barg und der Grund war, daß er weder einsehen wollte noch konnte, wie etwas Großes oder

Edles von dem Manne ausgehen könne, den er als seinen Feind betrachtete.

„Glauben Sie dies, wenn es Ihnen gefällt; Sie stehen dann in durchaus keiner Verbindlichkeit gegen mich", antwortete Lothard stolz und ging von ihm hinweg.

Zwei Tage darauf hatten Lothard und Tage wieder zusammen die Wache.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Tage, der von seiner Genesung an mit einem Gefühl des Widerwillens an die Wiederaufnahme seines Dienstes und die Zeit gedacht hatte, wo er noch genöthigt sein würde, an Bord der Fregatte zu leben, war gleichwol nach Verlauf von einigen Tagen bedeutend besser gelaunt geworden. Er schenkte seinem äußern Menschen größere Sorgfalt, und auf seinem Gesicht spiegelte sich zuweilen ein heiteres Lächeln. Mit wenigen Worten — er hatte für die schöne Gräfin dasselbe Interesse gefaßt wie seine Kameraden.

Was war es, was gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit ihr ihn überraschte? — Nichts anderes als etwas, was ihn an Skuldfrid erinnerte. Es bestand zwischen ihnen eine wunderbare Aehnlichkeit in Bezug auf Wuchs, Bewegungen, Körperhaltung und Sprachweise. Ja sogar ihr Gelächter war dasselbe. Wenn man die Gräfin Natalie von hinten sah und sie lachen oder scherzen hörte, fühlte man sich versucht zu glauben, es müsse Skuldfrid sein; drehte sie sich aber um, so fand man in ihrem Gesicht nicht einen Zug, der an die regelmäßige Schönheit des finnischen Mädchens erinnert hätte.

Tage ward von dieser Aehnlichkeit entzückt, und die Gräfin ward ein Gegenstand, der sein Interesse in solchem Grade weckte, daß er sich in ihrer Gesellschaft glücklicher fühlte, sich nach ihr sehnte, wenn sie nicht zugegen war, und in ihrer Nähe alle Unannehmlichkeiten des Lebens vergaß.

„Es ist die Aehnlichkeit mit Skuldfrid, welche mein Gemüth fesselt", sagte Tage bei sich selbst. „Wenn sie spricht, so ist es, als ob mein Ohr von Skuldfrid's Stimme geschmeichelt würde. Wenn ich sie gehen oder sich bewegen sehe, vergesse ich, was geschehen ist, und dünke mich in vergangene Zeiten zurückversetzt. Wenn der Schall ihres muntern Gelächters an mein Ohr schlägt, ist es mir, als wäre ich noch Knabe und nähme mit Skuldfrid theil an ihrem kindischen Treiben."

Es war eine verlockende Täuschung, welcher Tage sich überließ. Die Gräfin, eine Frau, die sich von ihrer Gefallsucht in hohem Grade beherrschen ließ, sah sofort ein, daß Tage's Aufmerksamkeit und Höflichkeit von anderer Beschaffenheit war als die seiner Kameraden. Dies bewog sie, ihm auch größere Gunst zu beweisen als jenen. Sie sprach ernsthaft mit ihm, stellte Betrachtungen an, scherzte und ging auf lange Discussionen ein. Für ihn hatte sie stets ein freundliches, zuweilen sogar herzliches Lächeln. Genug, ein jeder sah ein, daß Aberney der Günstling der Gräfin war.

Allerdings gab es Augenblicke, wo sie sich ungewöhnlich viel mit Lothard beschäftigte und gleichsam Vergnügen daran fand, ihn zwingen zu wollen, ihr eine Huldigung zu schenken, welche er seinerseits keine Lust zu haben schien, auf dem Altare ihrer Eitelkeit zu opfern.

Die Aehnlichkeit, welche zwischen Natalie und Skuldfrid bestand, war von Lothard ebenfalls bemerkt worden, übte auf diesen aber keine anziehende Wirkung, sondern eher das Gegentheil aus.

„Sie gleicht Skuldfrid auf dieselbe Weise wie eine

Caricatur ihrem Original", dachte Lothard. „Was bei Skuldfrid hinreißende Natur und Wahrheit war, ist bei ihr Kunst und Studium. Ihr Anblick ist mir peinlich, weil er beweist, daß die Grazie und Anmuth, welche bei gewissen Menschen eine Gabe der Natur ist, von andern copirt werden kann. Jene Juwelen der Aufrichtigkeit und der wahren Unschuld können also durch die Kunst nachgeahmt werden. Es ist, als ob sie etwas Heiliges entweihte, wenn ich von ihr eine Bewegung sehe, welche an Skuldfrid erinnert."

Die Folge hiervon war, daß Lothard im Gegensatz zu seinen Kameraden soviel, als die Höflichkeit erlaubte, der Gräfin auswich. Gleichwol war er zu sehr Gentleman, als daß er einen einzigen Augenblick vergessen hätte, was eine Dame von einem gebildeten Mann zu fordern berechtigt ist. Wenn er mit ihr zusammentraf, war er stets artig gegen sie, dabei aber lag in seiner Artigkeit etwas Kaltes und Theilnahmloses, was deutlich verrieth, daß die verbindlichen Worte und die Aufmerksamkeit, die er ihr schenkte, ihren Grund blos in seiner Gewohnheit hatten, sich gegen alle Damen so zu benehmen — eine Gewohnheit, die jeder sich aneignet, der in den höhern Gesellschaftskreisen gelebt hat. Allerdings schimmerte dann eine unterdrückte Ueberlegenheit hindurch, etwas, was zu sagen schien, daß er dem schönen Geschlecht schmeichelnde Redensarten zuwarf, gerade so wie man Kindern Spielsachen zuwirft, um ihre Wünsche zu befriedigen. Eben dies aber reizte die, welche wie Natalie hinreichenden Verstand besaßen, um zu verstehen, was hinter Lothard's feinem Lächeln sich barg.

Eines Tags, nachdem die Gräfin verschiedenemal, obschon vergebens, versucht hatte, bei Lothard ein lebhafteres Interesse als das der Höflichkeit zu erzwingen, finden wir sie auf dem Deck. Es war acht Uhr und die erste Wache aufgetreten. Tage's Platz war wie ge-

wöhnlich auf der Vorderschanze, Lothard hatte den seinigen hinten am großen Maste.

Natalie stellte an Lothard einige Fragen in Bezug auf Aegypten, über die Sitten dieses Landes u. s. w. Nachdem er ihr die erbetene Auskunft hierüber ertheilt, trat eine Pause ein.

Tage betrachtete Lothard mit neidischen Blicken. Während der letzten Tage war es ihm vorgekommen, als ob Lothard die Aufmerksamkeit der Gräfin zu sehr in Anspruch nähme.

Plötzlich unterbrach Natalie die Pause und fragte Lothard, der dicht neben ihr stand und seine Blicke auf die Segel gerichtet hielt, welche die Fregatte beigesetzt hatte:

„Wie lange hielten Sie sich in Neapel auf?"

„Wir lagen dort etwas über vierzehn Tage", antwortete Lothard. Die Muskeln seines Gesichts zuckten unwillkürlich. Das Wort Neapel erinnerte ihn allzu lebhaft an den bittern Schmerz, den er dort erfahren.

„Sie kennen wol Madame Dorbino?" fragte die Gräfin, indem sie Lothard mit einem durchdringenden Blick fixirte.

Sein Gesicht blieb aber unverändert, während er mit Nein antwortete.

„Nicht? Gleichwol hätte ich mein ganzes Vermögen darauf wetten wollen, daß das Gegentheil der Fall wäre."

„Es ist möglich, daß ich sie unter einem andern Namen gekannt habe. Wie hieß sie, ehe sie sich vermählte?"

„Ich habe ihren Familiennamen niemals nennen hören."

„Sie sind ja aber mit der berühmten Sängerin verwandt?"

„Ich war mit ihrem verstorbenen Gemahl verwandt. Als ich Madame Dorbino's Bekanntschaft machte, war sie

schon Witwe. Sie kennen wol ihre frühern Schicksale?" fragte Natalie, indem sie Lothard wieder mit forschendem Blick betrachtete.

„Nein, meine Gnädige. Ich weiß von ihr weiter nichts, als was ich aus den Zeitungen erfahren habe."

„Das ist sonderbar", bemerkte Natalie und ihr Gesicht gewann den Ausdruck des Nachdenkens.

„Was finden Sie Sonderbares darin? Ich habe während der Jahre, wo sie berühmt geworden ist, weder London noch Paris besucht und kann daher auch keine Gelegenheit gehabt haben, sie zu hören oder kennen zu lernen."

„Aber sie kennt Sie."

„Hat sie das gesagt?"

„Das allerdings nicht, aber ich weiß es."

„Dann, schöne Gräfin, wissen Sie vielleicht mehr als Madame Dorbino selbst", entgegnete Lothard mit ironischem Lächeln.

„Ach, mein Herr, nun kommen Sie wieder mit Ihren Sarkasmen."

„Ich bitte um Verzeihung — Sie thun mir unrecht. Ich setzte blos bei Ihrer Phantasie dieselbe Lebhaftigkeit voraus, welche Ihre Augen besitzen."

„Es wird immer besser. Sie behaupten also, ich ersönne Geschichtchen?"

„Frau Gräfin, von einer Dame behaupte ich so etwas niemals; aber ich glaube, Sie können sich geirrt haben."

„Durchaus nicht, und dies will ich Ihnen auch sofort beweisen. Während meines Aufenthalts in Neapel, als ich mit Madame Dorbino zusammen war, nannte jemand eines Abends im Theater San-Carlo gesprächsweise Ihren Namen. Bei Nennung desselben gerieth sie in Aufregung und begann mehrere Fragen in Bezug auf Sie zu thun. Nachdem wir das Theater verlassen hatten, war sie sehr niedergeschlagen, und auf meine Fragen, ob sie mit Ihnen bekannt sei, antwortete sie aus-

weichend. Mit kurzen Worten, alles gab mir Anlaß zu der Vermuthung, daß —"

Die Gräfin hielt inne, wie um Lothard Gelegenheit zu geben, den Redesatz zu vollenden, er bewahrte aber hartnäckiges Schweigen, und zwar mit einer Miene, welche die vollkommenste Gleichgültigkeit bewies.

Es trat eine Pause ein, ohne daß Natalie selbst den abgebrochenen Satz beendete. Lothard's Gedanken hatten inzwischen eine andere Richtung erhalten. Diesmal war er es, der das Schweigen brach.

„Wie lange waren Sie in Neapel, gnädige Gräfin?" fragte er.

„Vier Wochen. Madame Dorbino und ich leisteten einander von Rom aus Gesellschaft dorthin."

„Trafen Sie an letzterm Orte mit Schweden zusammen?" fragte Lothard weiter, ohne Natalie anzusehen. Sie dagegen hielt ihre Augen auf ihn geheftet.

„Ja, ich traf verschiedene Landsleute. Ist es vielleicht eine besondere Person, über deren dortiges Verweilen Sie Aufschluß zu erhalten wünschen?"

„Kannten Sie vielleicht eine gewisse Mamsell Smidt, eine geborene Finnländerin?"

Lothard sprach diese Worte, indem er sich gewaltig bemühte, seiner Stimme vollkommene Ruhe zu geben.

Die Frauen besitzen im allgemeinen ebenso leise Ohren als scharfe Augen, besonders wenn sie etwas ausspioniren wollen. So war es auch mit Natalie. Obschon Lothard's Gesicht sein kaltes Gepräge beibehielt, so bemerkte sie doch eine gewisse Unsicherheit des Tones, welche ihr verrieth, daß die Person, deren Namen jetzt genannt ward, ein hohes Interesse für ihn besaß. Augenblicklich war ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte sich von der Richtigkeit ihrer Wahrnehmung überzeugen und sich dann womöglich eine Zerstreuung dadurch bereiten, daß sie Lothard peinigte. Es ist stets gefährlich, ein Weib einen schwachen Punkt in dem Herzen eines Mannes entdecken zu lassen. Er

kann dann sicher darauf rechnen, an ihr einen kleinen Quälgeist zu haben.

„Ja, ich machte wirklich in Neapel die Bekanntschaft einer Mamsell Smidt aus Finnland", antwortete Natalie.

Lothard drehte sich schnell herum.

„Dann war sie in Neapel während Ihres Verweilens daselbst?"

„Ja."

Lothard's Brust hob sich einige Secunden lang unruhig, dann begann er mit der größten Anstrengung, seinen ruhigen Ton beizubehalten, wieder:

„Hatte sie Neapel wieder verlassen, als Sie abreisten?"

„Nein, aber sie wollte es den nächstfolgenden Tag thun."

„Und wohin beabsichtigte sie dann zu reisen?"

„Herr Baron, die Frage, welche Sie jetzt thun, gedenke ich nicht zu beantworten", entgegnete die Gräfin, indem sie Miene machte sich zu entfernen.

Lothard sagte:

„Noch ein Wort, Frau Gräfin. Warum verweigern Sie mir die Antwort? Sie können unmöglich ein Interesse daran haben, zu verschweigen, wohin Mamsell Smidt den Weg genommen, oder wo sie sich aufhält, im Fall Sie dies wissen."

„Welches Interesse haben Sie denn, es wissen zu wollen?" fragte die Gräfin und sah ihn an.

„Der Frieden, das Glück und die Zukunft eines Menschen hängen davon ab."

„Schöne Worte, um Ihre Neugier zu bemänteln. Durch mich soll dieselbe aber nicht befriedigt werden."

„Gräfin, kennen Sie wirklich den dermaligen Aufenthaltsort jener Dame?"

„Allerdings."

„In diesem Falle beschwöre ich Sie bei allem, was heilig ist, mir ihn zu nennen."

In diesem Augenblick schlug es neun.

„Gute Nacht, Herr Lieutenant", sagte die Gräfin lachend. „Nun muß man zu Bett gehen."

„Sie wollen also meine Bitte nicht erfüllen?"

„Nein. Durch mich erfahren Sie nichts."

Sie lachte.

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja, mein letztes, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich es halte."

„Wohlan, dann hören Sie auch das meine: Bis zu dem Tage, wo Sie mir Mamsell Smidt's Aufenthaltsort nennen, werde ich Sie mit meinen Fragen verfolgen und Sie so belauern, daß es mir entweder mit List oder Ueberredung oder durch andere Mittel gelingen soll, auszuforschen, was Sie verschweigen wollen, und die Schuld ist nicht mein, wenn Ihnen meine Hartnäckigkeit lästig wird, denn koste es, was es wolle, so muß ich von Ihnen erfahren, wo jene Dame ist."

„Leere Worte, Herr Lieutenant — in Alexandria scheiden wir ja."

„Aber ich werde Sie wiederfinden und dann werden Sie meine Bitte erfüllen."

„Niemals."

Die Gräfin verließ das Deck. Tage war wüthend über die lange Unterredung zwischen ihr und Lothard. Sie hatte ihn ja ganz und gar vergessen und sich nur mit Lothard beschäftigt, der sonach stets und überall ihm in den Weg trat.

Am nächstfolgenden Tage sehen wir Natalie und Tage in der Batterie stehen und durch eine der Stückpforten hinausschauen.

„Was fehlt Ihnen, Herr Lieutenant, daß Sie heute so mürrisch aussehen?" fragte Natalie scherzend.

„Mir fehlt nichts und gleichwol alles," antwortete Tage und schaute der jungen Frau dreist in die Augen: „Das ist sehr viel und sehr wenig."

„Ganz richtig, und dennoch besteht unser Glück oft aus wenig, oder, richtiger gesagt, aus nichts.“

„Um Gottes willen, sprechen Sie nicht so ernst — das steht Ihnen nicht“, entgegnete Natalie lächelnd und mit einem kindischen Ausdruck, der an Skuldfrid erinnerte. „Von Ihrem Alter, Ihrem Stande und Ihrem Aussehen erwartet man Scherz und Freude. Ernste und feierliche Mienen kann ich nicht vertragen.“

„Und dessenungeachtet interessiren Sie sich so für Canitz, der doch selten scherzt und beinahe niemals lächelt.“

„Wer hat denn gesagt, daß ich mich für ihn interessire?“ fragte Natalie, indem sie mit der Miene eines funfzehnjährigen Mädchens den Kopf auf die Seite neigte.

Tage ward es ganz warm ums Herz. Er vergaß sogar, in dieser Bewegung eine Aehnlichkeit mit Skuldfrid zu suchen, so bezaubernd fand er die Gräfin.

„Meine Augen haben es mir gesagt“, antwortete Tage, indem sein Blick auf der gefährlichen Sirene weilte.

„Da haben Sie sehr schlechte Augen, Herr Lieutenant“, entgegnete Natalie, indem sie sich von ihm abwendete und eine lange Weile stumm blieb, mit einer Haltung, welche Tage verrieth, daß sie misvergnügt war.

„Sie sind ungehalten?“ hob er endlich wieder an.

„Ja.“

„Aber, mein Gott, worüber denn? Wenn meine Augen mich so täuschen —“

„So müssen Sie es für sich behalten. Ich will nicht die Vertraute derselben sein.“

„Haben Sie die Güte mich anzuhören. Wenn man sich in der Nähe einer Person sehr glücklich fühlt, so beneidet man alle, die das Glück genießen, welches man selbst so hoch schätzt. Sehen Sie, dies ist mein ganzer Fehler. Ich beneide diesen Canitz um die Freundlichkeit, die Sie ihm schenkten.“

„Was für ein Thor Sie doch sind!“ rief die Gräfin lachend. „Ich habe ja weiter nichts gethan als ihn gepeinigt.“

„Auch dies kann zuweilen ein Glück sein.“

„Das ist wol möglich. Für ihn aber war es das Gegentheil, davon bin ich fest überzeugt. Er kann mich ebenso wenig leiden als ich ihn. Wir haben eine angeborene Antipathie gegeneinander.“

„Sprechen Sie aufrichtig, Frau Gräfin?“

„Ich bin stets aufrichtig. Sie kennen wol die Vergangenheit des Barons, nicht wahr?“

„Einigermaßen.“

„Wissen Sie, ob er einmal geliebt hat?“

„Wer von uns Sterblichen hätte dies nicht gethan?“ entgegnete Tage ausweichend.

„Das war nicht ehrlich geantwortet“, meinte die Gräfin im Tone der Ungeduld. „Ich will wissen, ob seine Neigung auf eine bestimmte Person gerichtet gewesen ist?“

„Gewesen ist nicht das rechte Wort, denn ich glaube, es ist noch der Fall“, antwortete Tage, indem sein Gesicht sich umwölkte. Die flüchtige Heiterkeit des Augenblicks ward verscheucht, als seine Gedanken der Vergangenheit und der unglückseligen Neigung für Skuldfrid sich zuwendeten, die dann allemal in ihrer ganzen Stärke hervortrat.

„Kennen Sie den Namen der Person, die er liebt?“

„Nein.“

Die Gräfin sah ihren Bewunderer an und brachte das Gespräch auf etwas anderes. Binnen wenigen Minuten gelang es ihr, die Schatten zu bannen, welche die Erwähnung Lothard's hervorgerufen.

Einen Augenblick später näherte Lothard sich der Gräfin. Bei seinem Anblick verließ Tage sofort seinen Platz.

Von diesem Tage an konnte man sagen, daß Lothard die junge Gräfin förmlich verfolgte. Sobald er sie erblickte, war er an ihrer Seite, bestürmte sie aber durchaus nicht mit Bitten oder Fragen, sondern unterhielt sich mit ihr über Reisen, über den Aufenthalt an ver=

schiedenen Orten und umgarnte sie zuweilen mit seinen Worten so, daß sie sich hätte verrathen müssen. Entweder aber war sie fortwährend auf ihrer Hut und merkte Lothard's Absicht, oder die ganze Bekanntschaft mit Mamsell Smidt war eine Erdichtung, denn sonst würde sie während der plötzlichen Wendungen, die Lothard der Conversation gab, unwillkürlich einmal ein aufklärendes Wort gesagt haben.

Lothard's oft absonderliche Art und Weise, ein Gespräch zu führen, hatte sonach blos das Ergebniß, daß es die Gräfin amusirte und Tage's Neid erweckte. Da man Natalien und Lothard so oft beisammen sah, so war die ganz natürliche Folge die, daß die Kameraden ihn wegen der Hartnäckigkeit, mit welcher er der Gräfin seine Aufmerksamkeit bewies, neckten.

Diese Scherze waren für Tage eine neue Hölle, die sein Blut in Gärung versetzte und seine Zuneigung zu der Gräfin in eine heftige und peinliche Laune verwandelte. Er konnte es nicht ertragen, Lothard und sie miteinander sprechen zu sehen. Er konnte nicht ihr Gelächter anhören, wenn Lothard mit ihr sprach, und obschon er sich nicht so lächerlich machte, daß er Natalien den Groll, den dies in ihm erweckte, mitgetheilt hätte, so konnte er doch sein Gesicht nicht hindern, das Gepräge der Eindrücke zu tragen, die ihn beherrschten. Natalie brauchte dann aber blos auf ihre eigenthümliche kindliche Weise zu lächeln, und die Wolken flohen sofort von seiner Stirn und er vergaß sein Misbehagen, um sich von dem Vergnügen bezaubern zu lassen, welches er in ihrer Gesellschaft fühlte.

Zum Glück für alle ging die Fregatte endlich im Hafen von Alexandria vor Anker. Gott allein weiß, zu welcher neuen Thorheit oder niedrigen Handlung Tage's erweckter Neid ihn verleitet haben würde, wenn Natalie länger auf der Fregatte geblieben wäre.

Es ist eine betrübende Wahrheit, daß überall, wo ein Weib auftritt, allemal Uneinigkeit und Zwietracht entsteht. Tragen die Frauen oder die Männer die Schuld hiervon? Diese Frage möge beantworten, wer Lust hat.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.